

KURT MÜNZER

Dela Gard
oder
Kunst & Leben
in Berlin



www.autonomie-und-chaos.berlin

Kurt Münzer

Dela Gard oder Kunst & Leben in Berlin

Der roman DELA GARD ODER KUNST & LEBEN IN BERLIN erschien
unter dem originaltitel KINDER DER STADT 1910
bei *Vita, Deutsches Verlaghaus, Berlin-Charlottenburg*;
1920 kam eine neuausgabe bei *Thespis (München)*.
Die seither einzige neuausgabe 2019 enthält abbildungen
sowie ein nachwort des herausgebers (seite 341).

Titel: Max Beckmann, Nollendorfplatz (1911)

Neuauflage 2019

© Verlag Autonomie und Chaos Berlin

ISBN 978-3-945980-32-3

Diese online-Veröffentlichung kann
zum privaten Bedarf heruntergeladen werden.

Vorspiel

SO ATEMLOSE STILLE LAG ÜBER DEM großen leeren Platz, daß die jagenden Schritte eines Menschen schon aus entfernter Seitenstraße herüberschollen. Von der Apostelkirche hatte es vor mehr als einer Stunde Mitternacht geschlagen.

Diese Nacht vom zehnten zum elften August war ohne Mond, aber so dicht und schnell fielen Sternschnuppen zur Erde, daß es minutenlang wie ein goldner Regen schien, der in der Luft verdunstete, ehe er die heiße sommerliche Erde erreichte.

Der junge Mensch, der jetzt aus einer Straße auf den Platz stürzte, sah empor, aber er suchte die Sterne nicht. Er blickte zu einem neuen weißgetünchten Haus hinauf und tat mühsam einen tiefen Atemzug, als er alles dunkel fand. Unter dem Dach des Hauses glänzten stumpf die Scheiben dreier Atelierfenster, vor denen eine niedrige eiserne Balustrade lief. Wie alle andern Häuser schien auch dieses in Schlaf gesunken zu sein. Rings um den Platz war kein Fenster erhellt. Nur die Laternen, versteckt hinter dem dichten dunklen Laub der Bäume, brannten. Rasenflächen glänzten, und ein Beet heller Blumen leuchtete mitten in dem kleinen Wiesenplan.

"Sie sind noch nicht da", sagte der junge Mann zu sich. "Sie tanzt wohl mit ihm ein letztes Mal – oder führt er sie gleich zur Bahn? Werde ich sie nicht mehr sehen?"

Er trug einen dunklen offenen Kragenmantel über dem Frack. Das steife weiße Hemd schimmerte in dem tiefen Ausschnitt der seidnen Weste. Am linken Aufschlag hing verwelkt über dem Spiegel eine weiße Gardenie. Der junge Mann riß sie ab und warf sie auf das Pflaster.

Da stehe ich also, dachte er grimmig weiter, lächelte boshaft über sich selbst, spottete seines Tuns; aber gleich schmerzhaft riß es an seinem

Dela Gard oder Kunst & Leben in Berlin

Herzen weiter. *Liebe ich sie? Bin ich dem Gelübde meines Lebens untreu, falle von mir selber ab, entbrenne in einer Leidenschaft, wo ich der Sklave einer anderen Bestimmung bin? Ich bin abtrünnig, ich sündige –*

Er ging langsam um den Platz herum. Aus dem Schatten der niedrigen Bäume trat er in den Lichtkreis der Laternen. Es roch nach Gras und Spätsommerblumen. Kein Mensch kreuzte seinen Weg. Wenn auch fern ein Räderrollen aufklang und sich zu nähern schien, verlor es sich doch bald in Seitenstraßen. Ein letzter Wagen der Straßenbahn fuhr über den jenseitigen Teil des Platzes, kreischte in der Kurve, als er zur Brücke einbog, und seine Lichter glitten bald geräuschlos zwischen den Laternenreihen der Straße hinab, dem Tiergarten zu.

In der Mitte des Platzes starrte die ungefüge Masse des Herkulesbrunnens zum Himmel empor. Zerrissen klüftete das Gestein, hing über dem großen Becken, trug den Helden, erstarrt in seiner großen schreitenden Pose mit der Keule über der Schulter, und schien ihn höher und höher hinaufzuheben, dem Sternenfall entgegen, dem Licht zu.



Lützowplatz (1905)

Michael Munk setzte sich auf den Rand des Beckens. Von hier sah er über die dunkle Wiesenfläche gerade das Haus Andreas Gambaras, diesen weißen hochmütigen Bau zwischen niedrigen, grauen und alten Gebäuden. Er starrte zum dritten Stockwerk hinauf und höher zu den Atelierfenstern, in denen er Stunden und Tage gestanden, hinter denen er die bilderbedeckten Wände auswendig kannte. Zu diesen Fenstern, hinter denen alle Seligkeiten des Lebens waren: Schönheit und Ruhm und Liebe und Leichtsinn, hinter denen das heiterste Lachen klang und die tiefsten Schmerzen geborgen wurden.

Er wandte sich ab, da noch immer alles still blieb. Er sah in das Wasserbecken hinab, das bleich den steinernen Aufbau des Brunnens und die riesigen Leiber der Figuren spiegelte. Und dazwischen hing, losgelöst vom Körper, sein eignes blasses Gesicht, ein weißes, schmales Gebilde mit den dunklen Löchern der Augen und dem schwarzen breiten Spalt des Mundes. So betrachtete er sich lange, bis die Formen des Antlitzes sich aus der Dunkelheit herausbildeten. Die steile Stirn und die hageren Wangen, die feste Nase, das gespaltene unschöne Kinn.

Aber sie liebt mich! schrie es in ihm voll Jubel, und er schnellte auf. *Sie liebt mich dennoch! Und ich? – – Leb wohl, Dela Gard, leb wohl, mein großes Mädchen, leb wohl ... Da steh ich und starre zu dir hinauf und will warten, bis du schläfst – in dieser Nacht, wo du mehr als deinen Namen opfern mußt. Mich liebst du, ihm gehörst du. Und ich? und ich? – – Leb wohl, Feuerseele, kleines zitterndes Herz, du Bäumchen, du Bäumchen im Wind ...*

Er ging weiter, langsam und versunken, an der Brücke vorüber, deren steinerne Gruppen in der Nacht formlos dunkle Massen waren, er schritt am Ufer hinunter unter den dichten Bäumen, an leeren Bänken vorüber. Brücken schwangen sich über den Kanal, drüben hingen Zweige in die unbewegte Flut, und ein steinerner Mädchenkörper lockte wie ein großes Irrlicht in ein dunkles Gebüsch. Als an einer Biegung ferner Lichterglanz aufleuchtete, hinsterbender Lärm aufklang und Schatten sich wie Automaten über eine Brücke bewegten, drehte Michael Munk um. Dort lebte noch die Stadt. Er kehrte zum Platz zurück.

Hier schwieg die Stadt, in dieser einzigen Stunde schwieg sie. Ihre Seele, nicht unterdrückt von Lärm und Licht, zeigte sich in dieser Stunde allein wahrhaft. Jetzt entblößte sie die Stimmung ihres Innersten. Da starrten die langen Züge der Straßen von Einsamkeit und Melancholie. Verklungen war das Lachen der ahnungslos Betrogenen, der stolze Schritt der Betrüger, fortgewischt der lügnerische Glanz des Tages, verstummt die fröhliche Hast der Wagen und Karossen, bedeckt die Pracht offener Schauläden und verglaste Kisten. Da wichen die großen Plätze, die zuvor zärtlich das Treiben der Menschen umschlossen hatten, immer weiter auseinander im Grauen vor ihrer eigenen Leere. Da wuchsen die Häuser und hoben sich die Dächer in Sehnsucht nach dem Nachthimmel, der Sterne über sie ausschüttete, den nicht mehr Rauch und Dampf bewölkten und verfinsterten. Da atmeten die Kanäle sanft und spiegelten das leichenhafte Bild ihrer Ufer wider. Und was an Bäumen und Blumen in der Stadt lebte, in dieser Stunde allein durfte es dem seltenen Schlaf sich hingeben und seinen duftenden Träumen nachhängen. Laternen und Bogenlampen behüteten die Stille, hingen mit lautlosem Glanz in der Luft und zeichneten Baumlaub und Standbilder als Schattenteppich auf die bleichen Steine.

Plötzlich klang von fern ein Rasseln und Rattern, es jagte unheilvoll schnell näher, dröhnte auf den Platz hinaus, und zugleich zerschnitten zwei grell leuchtende Lichtwerfer die Nacht. Es war ein dunkelrotes Automobil, das jäh vor dem weißen Haus hielt, zitternd von zurückgehaltener Kraft, bereit, im nächsten Augenblick auf- und fortzuschleunigen, ungeduldig, leidenschaftlich stoßend und schütternd.

Ein großer starker Mann sprang behende hinaus, hob eine Frauengestalt aus dem dunklen Innern, und ohne sie den Boden berühren zu lassen, trug er sie die wenigen Stufen zur Haustür, öffnete mit der Rechten, indes er mit dem linken Arm den schmalen Körper an sich drückte; und dann mit beiden Armen, fest und unwiderstehlich, seine Frau wie eine endliche Beute, eine wehrlose, sich ergebende, an seiner Brust haltend stieg er leicht, rasch und mühelos die breite Treppe hinauf. Aber er hatte nicht den Blick gesehen, mit dem die Frau über seiner Schulter hing, indes er die Tür aufgeschlossen hatte, den Blick, mit dem sie in die Nacht zurücksah, in den sterngefüllten und Sterne entsendenden Himmel. Aus diesem Blick brach die Seele und blieb

frierend, sehnsüchtig nach ihrem Leib, einsam vor der Tür hocken, während ihr lebloser und willenloser Körper die Treppe hinaufgetragen wurde.

Erst in seiner Wohnung stellte Andreas Gambara seine Frau auf die Füße. Auf seinen Befehl schief die gesamte Dienerschaft. Er drehte das Licht auf. Es spiegelte sich in dem runden mosaicierten Tisch und der Politur des Florentiner Schrankes. Dela Gard sah sich um. Sie fiel in den nächsten Stuhl. Der rote Brokat der hohen Lehne nahm ihr blasses, blondes Haar auf. Es hatte sich unter dem Myrtenkranz gelockert, der Schleier war zerdrückt, die Spitzenkante abgerissen: er war an den ausgestreckten Bronzearmen der *Knienden Gefangenen* hängen geblieben, als Gambara seine junge Frau die Treppe vom Hochzeitssaal hinabgeführt hatte, um das Fest zu verlassen.

Dela hatte einen erschrockenen Blick zurückgeworfen. Das entstellte, verzweifelte Antlitz des bronzenen Weibes starrte sie wie ihr eigenes Spiegelbild an ... Aber Andreas hatte sie weitergerissen. Er betäubte sie mit seinen Küssen und der fremden Zärtlichkeit seiner kalten Hände, als sie im dunklen Wagen saßen.

Hier kniete er vor ihr nieder. "Schön bist du," sagte er, "schön, Dela. So sollst du mir erhalten bleiben, im ersten Augenblick der Ruhe in meinem Haus. Ehe wir reisen, male ich dich so. Den Kragen geöffnet über deinem weißen Hals. Noch nie war deine Haut so durchsichtig. Ich sehe dein Blut fließen, Dela. Es fließt schnell, Dela. Mir zu, Dela? – Wie weiß du bist, wie blond! Ein Hauch, ein Atemzug der Schönheit, ein Traum von mir vielleicht? Komm, ich will dich führen."

Er hob sie sanft auf und öffnete eine Tür nach der andern. Sie gingen durch den Speisesaal, um dessen runde Tafel gelbe Sessel schauernd von Leere standen; auf der niedrigen langen Kredenz flammten die elektrischen Kerzen der eisernen Kandelaber auf und beleuchteten das einzige Bild des Raums, den gelben Strand, auf dem sich aus blauer Ferne ein weißer Stier näherte, während vorn, nachdenklich über eine Muschel gebückt und ihrem Brausen lauschend, allein still unter lachenden Gespielen, Dela Gard als schwerwütige *Europa* in silberblauem Gewand kauerte, ahnungslos und sehnsüchtig, das Schicksal hinter sich.

Dela Gard atmete laut. Seit einer Stunde war es das Erste, was Andreas Gambara von ihr hörte. Sie zog ihn hinaus, gelangte in die Bibliothek, deren Wände die Kopien Sieneser Bücherschränke bedeckten, auf denen die Büsten der Florentiner Mädchen, der Prinzessinnen von Urbino¹, der Jungfrauen des Desiderio² standen, denen sie selbst glich. Sie kam weiter in den dämmrigen runden grünen Raum, wo die durchsichtigen weißen Teetassen auf gläserner Platte leuchteten.

Hier wagte sie zu sagen: "Ich bin müde."

Sie sah sich um. Gleichmäßig fiel überall der dunkle Stoff mit eingewebten rosa Knospen über die Wände. Aufatmend vermißte sie ein Fenster. Hier konnte sie vergessen, daß draußen Nacht und Sterne, Freiheit und Liebe waren.

"Bleib hier, Süße, Liebste", sagte Andreas. "Ich gehe mich umziehen. Rühr dich nicht, ich will dir selbst Schleier und Kranz abnehmen und dir dienen und helfen. Du bist mein, aber noch viel mehr gehöre ich dir."

Dela sah ihn dankbar an. Noch nie war er so sanft, so zart und gut gewesen. Er war verwandelt in dieser Nacht, die sie in seine Gewalt gab. Die Wut seiner Liebe, die Wildheit seine Begehrens schien wunderbar plötzlich erloschen, rührend fein und vorsichtig war nun jede Gebärde und Berührung seiner Hände.

Er wandte sich in der Tür um. "Du fürchtest dich?" sagte er leise. Er sprach von fern durch das Zimmer, verborgen unter der Portiere. "Du hast an mich nicht glauben wollen, du weißes Mädchen, du hast gezweifelt und gemeint, ich liebe nur deine Haut und die Gebärden deiner Arme und das schöne Modell in dir – Vielleicht, du Liebe, vielleicht begann es so. Ich hatte viel geliebt, du weißt es ja, so viel im Fluge und wechselnd genossen, daß das bessere Gefühl zugeschüttet war. Nun ist es wieder da, Dela, für dich allein. Ich will nicht Lust, sondern Liebe. Liebe, meine kleine Frau. Lust könnte ich dir rauben. Liebe will ich als freiwilliges Geschenk haben. Du sollst sie mir entgegentragen. Hier stehe ich, Dela, hier schwöre ich dir, daß ich warten werde, bis du mich rufst. Wenn ich ungeduldig werde, will ich es nicht zeigen. Du sollst ganz frei sein, wenn du dich mir gibst. Ist sie zufrieden, die Weiße, die Schönste?"

¹ Raffaello Sanzio da Urbino, auch Raffael da Urbino, Raffaello Santi, Raffaello Sanzio oder kurz Raffael (* 6. April oder 28. März 1483 in Urbino; † 6. April 1520 in Rom).

² Desiderio da Settignano (* um 1430 in Settignano, Toskana; † 16. (?) Januar 1464 in Florenz).

Aber Dela Gard stand auf, und ihre Augen glänzten. "Warum sprichst du so?" rief sie. "Was ist wahr an dir? Deine Güte jetzt, deine Menschlichkeit, deine Zartheit – oder deine furchtbare wilde Hand, deine Lippen noch von gestern? Wenn du jetzt wahr bist, warum warst du falsch bis heute? Oder lügst du, lügst du, Andreas, in dieser Nacht?"

Als sie schweig, war es still zwischen beiden.

Endlich wiederholte Dela leise: "Lügst du in dieser Nacht, Andreas?"

Er trat wieder in das Zimmer hinein. Er sah sie an, die bleich dastand unter der leuchtenden Opalkugel an der Decke; dann lächelte er. "Wissen wir es denn selbst, kleine Törrin?" sagte er. "Es ist wohl beides in mir. Aber es ist in deiner Macht, mich fest zu machen in dem, was du liebst. Nur lieben muß du etwas, das Rohe oder das Milde."

Wäre er roh, dachte Dela inbrünstig wie ein Gebet. Wäre er nur roh! Dann könnte ich gehen, fliehen, wandern, hinaus, hinaus –

Als sie sich umsah, war sie allein. – Sie ging durch den kleinen runden Raum trat durch die Tür, ging ins nächste Zimmer, plötzlich stand sie an einem Fenster, das sie gefürchtet und geflohen hatte, und sah hinab. Da lag unter Sternen und im Schein irdischer Lichter der Platz: Bosketts und Baumgruppen schienen niedergesunkene dunkle Wolken, die Rasenfläche war ein dunkler Teich, umgeben von hellen Wegen, der Brunnen ein verirrter Fels. Und sie sah jenseits über die Brücke hinweg, in die Straße hinein, die in das Dunkel des Parkes führte; dort erloschen Licht und Form. Nur über allem schwebte, lautlos und bebend, der Schein der Sternennacht, der warme Duft des sommerlichen Schlafes der Erde, die sichtbare Sehnsucht der Herzen.

Dela stieß ein Fenster auf und lehnte sich hinaus. Gegenüber dem Haus, unter den Bäumen, im tiefen Schatten, aber ihr nicht verborgen, stand der Geliebte, stand Michael Munk und sah regungslos zu ihr hinauf.

Nur ihre Hand zitterte, die das Fenster schloß. Der eine liebt mich, dachte sie ganz klar und fast ruhig, und ich liebe den anderen, und der andere – und dieser andere weiß nicht, was Liebe ist ... also sollte ich beide fliehen.

Da sah sie die kleine eiserne Wendeltreppe, die in die Ateliers hinaufführte. Sie stieg sie schnell empor. Die Spitzenschleppe ihres Hochzeitskleides schleppte schwer hinter ihr nach, verwickelte sich im Durchbruch der Stufen und dem Zierrat des Geländers. Mit schlagendem

Herzen stieg Dela wie aus einer Versenkung in das Atelier, das dunkel und geheimnisvoll mit weit offener Tür zum nächsten Raum vor ihr lag. Es war das Privatatelier Andreas Gambaras, im zweiten hingen die Kopien seiner verkauften Bilder, im dritten arbeiteten die Schüler.

Dela atmete auf. Hier war sie freier und vertrauter. Vor dem breiten hohen Fenster hing der Sternenmantel der Nacht, aus dem sich noch immer von Zeit zu Zeit ein Schmuckstück löste, dessen Glanz im Fall erlosch. Es war hell genug für Dela, um nach einiger Zeit sich zurecht zu finden. Da hing die *Schwarze Messe*, das Bild, das seinen jungen Maler berühmt gemacht hatte. Der weiße Leib der Frau, über dem ein schamlos entblößter Priester die Hostie unzüchtig weihte, warf fast Licht aus dem Rahmen hinaus. Im Hintergrund des Bildes glänzten ein Arm, ein Schenkel, eine Brust aus dem Getümmel, das die Andacht der Gottlosen bildete. Dort stieg Susanna, befleckt von den Blicken der beiden Greise, ins gelbmarmorne Bassin und starrte David vom Dach seines Hauses in den dunklen Garten, an dessen Brunnen das Weib des Uria sich wusch. Dort lag eine Königin, das reiche Gewand noch unfertig, in einem antiken Stuhl, und da hingen in langer Reihe die neuen Bilder aus Gambaras Heimat: Das dunkelnde Venedig hinter dem funkelnden Gitter des auffliegenden Taubenschwarms, der Dogenpalast und die Prokurazien, übergossen vom Mondlicht eine enge Gasse mit Menschen, der Hof der Misericordia, ein einzelner Pfahl draußen in der Lagune, Ebbe am Lido der Colleoni, hochaufgereckt in einer finsternen Nacht.

O Schönheit, dachte das junge Mädchen und hob die Arme, o Kunst, Leben – da steh ich nun. – Was seht ihr mich an? Blickt fort, fort, fort!

Sie stand vor der Wand der Porträts. Aus allen Gesichtern starrten Augen auf sie nieder, drohend und feindselig, schien es ihr, tückisch und höhnisch. Da war der blasse Gemmenkopf Petronillas, und auch in ihm drehten sich die Augen und lachten auf die Frau hinab, spottend und boshaft. Und die blauen Augen der kleinen Suse verloren Zärtlichkeit und Hingabe und erstarrten in Schadenfreude. Natascha sah finster aus dunklen Höhlen nieder, und nur Reginens Antlitz lächelte mitleidig und tröstend. Dann hingen da die drei Freunde, Arm in Arm, ausschreitend auf einer grünen Wiese. Die Gesichter, bisher einander zugewandt, kehrten sich aus dem Bild heraus; Silvester, Bogdan und Alexander grinsten gleichzeitig und bleckten die Zähne wie über einem tollen

Schauspiel; am furchtbarsten war dort im finstern Hintergrund der blinde Friede Janssen, der seine Augen unter den weißen Buschbrauen aufriß und sehend wurde, um den Jammer und die Not Dela Gards schadenfroh mit anzuschauen.

Mit einem lauten Schrei warf sich Dela herum. Da stand Michael Munk – er stand an den schweren Tisch gelehnt, auf die Hände gestützt, den schmalen blassen Kopf nach vorn geworfen, wie im Erfassen einer Vision. Auch er sah Dela Gard an, aber sein Blick allein haftete nicht an ihr. Er ging teilnahmslos durch sie hindurch, ungebrochen an ihrer Erscheinung, und suchte sein Ziel weit hinter ihr. Wie im Leben stand er da auf der Leinwand: schwer und fest auf die Erde gegründet, aber das ganze Leben der Seele in den Augen, die durch die bedeutungslosen Erscheinungen der Menschen dem wahren Innern der Natur zustrebten, einer Offenbarung, die hinter Gefühlen und Leidenschaften lag.

Aber nun stand er, herausgerissen aus Ruhe und Gleichmaß durch den menschlichen Schlag seines Herzens, vor einer hellen Fensterreihe auf dunkler Straße und wartete, daß das Licht erlösche und er gehen dürfte.

"Ich kann nicht lügen," sagte oben laut Dela Gard, "hier steht er, entrückt der Welt, der Liebe, meiner Liebe, so heiß geliebt in seiner menschlichen Unnahbarkeit, und nun soll ich dem anderen gehören – Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht, Michael, nein, Andreas, du Fremder, Fremder –"

In diesem Augenblick scholl unten die Stimme ihres Mannes. Von diesem Ruf schien Dela zu erwachen. Sie hob ihre Schleppe auf und glitt in den nächsten Saal. Da regte es sich in der Ecke. Es waren die beiden Adler in ihrem Käfig.

"Still," flüsterte das Mädchen und blieb am Gitter stehen, "verratet mich nicht."

Die Ausdünstung der Vögel, der Geruch des Futters und der trocknen Exkreme stieg heiß aus dem Käfig. Ein Adler regte sich auf seiner Stange, ließ sich schwer und plump, kaum die Flügel hebend, auf eine andere fallen und neigte sich den Fingern des Mädchens entgegen, die durch das Gitter griffen. Noch waren die Handschuhe nicht von den Armen gestreift.

"Leb wohl", flüsterte Dela.

Dela Gard oder Kunst & Leben in Berlin

Sie schob sich zur Tür hinaus, lief einen schmalen Korridor hinab, öffnete eine andere Tür und stand auf der dunklen Treppe. Sie glitt sie hinab, sie hörte nichts mehr, keinen Ruf, keinen Laut – das war der selige Weg ins Unendliche, ins Freie, ins Erlöste. Die Flurfenster schoben sich vorbei mit Sternen und Baumwipfeln. Wie war der Teppich weich und tief, er hob sie auf wie eine Fliegende –

Das Haustor war nicht verschlossen. Es schlug schallend zurück gegen die Wand ... Dela ließ die schwere Schleppe fallen und hob die Arme – warm war die Nacht, dunkel und angefüllt mit Duft von Gras und Wasser – und die letzten Stufen zur Straße, die allen Glücklichen gehörte, brauchte sie nicht mehr allein hinabzusteigen. Da war Michaels große und feste Hand, in die durfte sie die ihre legen. Wie eine Prinzessin, aus Verzauberung und Erniedrigung erlöst, trat sie in vollem Hochzeitsstaat mit gelöstem Haar und wehendem zerrissenen Schleier auf die dunkle, aber freie Straße hinaus ...



Adelaide

ERST DREI MONATE NACH IHRER BESCHÄMENDEN Entdeckung, daß sie es trotz aller kleinen und unschuldigen Künste nicht länger verbergen konnte, wagte die Bürgermeisterin Gard das Geständnis, daß sie sich, nach achtjähriger Pause, wieder Mutter fühlte. Das Ehepaar Gard würde diesen Familienzuwachs mit Freuden begrüßt haben, wäre nicht in eben diesen acht Jahren die Bürgermeisterin den Vierzigern bedenklich nahe gekommen und ihr Ältester, ein derber fünfzehnjähriger Junge, ein erwachsener und alles schon sehender und bekritteln-der junger Mann geworden. Vor diesem Sohn schämte sich die alternde Frau vor allem, daß sie mit grauem Haar und faltiger Haut noch einmal das jugendliche Schicksal einer Wöchnerin auf sich nehmen mußte.

Von sechs Kindern, die sie in den ersten zehn Jahren ihrer achtzehnjährigen Ehe geboren hatte, war nur Rudolf am Leben geblieben. Ostern verließ er die Schule, und um zu verhindern, daß er während des beschämenden Wochenbettes seiner alternden Mutter im Haus bliebe, warf man in letzter Stunde seinen Lebensplan um und schickte ihn, statt in das Bankhaus der kleinen schlesischen Vaterstadt, auf die Hochschule nach Berlin, wo man ihm freistellte, Architekt oder Ingenieur zu werden.

Rudolf, dessen nie wechselndes Kinderspielzeug und gleichmäßige Knabenfreude ein selbst geschnitzter Holzbaukasten gewesen war, belegte auf dem Polytechnikum in Charlottenburg alle ihm erreichbaren Vorlesungen und vergaß in der Leidenschaft des ersten Semesters, im Ansturm der ersten Erlebnisse und im Wirbel der großen Stadt ganz, das unpassende Frauenschicksal seiner braven, lieben, aber allem anmutig Frauenhaften doch schon längst entrückten Mutter spöttisch zu belächeln.

Der Bürgermeister Dagobert Gard, der sich vor seinen Mitmenschen durch eine untadelig reine Gesinnung und eine große Sammlung ausgestopfter Vögel auszeichnete, hätte in seiner bewährten Frömmigkeit Gott für diese verspätete Gnade gedankt, wenn er nicht die

stille Verzweiflung seiner Frau und die entrüsteten Mienen seiner Verwandtschaft gesehen hätte.

"Ida," sagte er liebevoll zur Bürgermeisterin, die auf ihrem Fensterplatz alte Kinderjäckchen ausbesserte und die Hand schnell sinken ließ, wenn auf der Straße jemand vorübersah und hinauf sah, "Ida, anstatt zu hadern, sollten wir Gott dankbar sein, daß Er unsre alten Tage durch eine neue Jugend erhellen will. Wir werden uns, so Gott will, an unserem Kinde verjüngen, und nachdem wir den einen in die Welt entlassen haben, gibt Er uns ein neues Amt und eine neue Seele in Pflege."

"Dagobert," sagte die Bürgermeisterin, "du betrachtetest die Dinge von deinem Standpunkt aus, als der stolz des Pastors Kümmerlich, will sagen, als ein in Gott Ergebener. Ich will nicht davon reden, ob diese Dinge wirklich die Absicht eines Höheren sind, ich will dir nur meine Lage zu bedenken geben: Ich bin an die Vierzig, ich bin sozusagen die erste Dame der Stadt, abgesehen von den Regimentsdamen. Wenn ich aber jetzt durch die Straßen gehe, erwecke ich Gedanken und Vorstellungen, die sich an mich nicht knüpfen dürfen, an mich als eine Frau mit grauen Haaren. Ich bin einfach unpassend!"

"Ida," warf der Bürgermeister schnell ein, "das ist lächerlich – "

Aber die Bürgermeisterin war im Zuge. "Da ist Fritze," fuhr sie fort, "deine Schwestern Fritze und Sardine. Ich treffe gestern beide auf dem Wochenmarkt. *Vergiß nicht, sagt Fritze, mir rechtzeitig zu sagen, wenn du glaubst, daß es losgehen kann. Ich will meine Kinder doch lieber nach Kosel zu Tante Pauline schicken, als daß sie diesem unpassenden Ereignis beiwohnen. Wenn auch die Kinder, Amalie, Harmonia und Röschen, schon zwanzig, zwei- und fünfundzwanzig sind, kann ich Fritze nicht widersprechen. Und Sardine sagte spitz: Ja, ich begreife das auch noch immer nicht. Wie konntet ihr bloß! Mit Vierzig! – Ich sage nichts gegen deine Schwestern, Dagobert, obschon sie mich beide nicht gerade herzlich lieben, aber das, was ich dir eben von ihnen erzählte, ist noch das Gelindeste ihrer Auslassungen über diesen Fall. Und doch habe ich mir nichts vorzuwerfen. Man sieht nur, daß ich dir in allem zu willig war.*"

Dabei konnte die Bürgermeisterin die Tränen nicht zurückhalten und schluchzte in das aufgetrennte Kinderjäckchen hinein, das noch von Rudolf war.

Der Brügermeister tröstete sie zärtlich und mit schnellem Erfolg und sagte, ehe er zu seiner Magistratssitzung aufbrach: "Also schone dich nur, Idchen, und pfege dich. Du wirst sehen, es wird ein Mädchen, was wir uns immer gewünscht haben, und in ein paar Jahren wäscht sie schon meine Vögel und stellt sie in die Sonne, damit die Federn sich wieder aufplustern, und dich reibt sie mit Opodeldok oder russischem Spiritus ein, wenn du in der Küche deinen Hexenschuß abkriegst."

"Dagobert!" rief ihm die Bürgermeisterin nach und stand auf, schon schwerfällig und langsam, so schnell sie auch wollte. "Bind' dir das Halstuch um und setz es durch, daß die Nikolaistaße gepflastert wird. Wenn ich zu der Mutter Bengschen um eine Stopfgans gehe und es hat geregnet, weiß ich nie, ob ich nicht einmal doch in diesem Morast untersinke oder wenigstens stecken bleibe, bis mich unser Nachtwächter Rothleider – er hat doch die vier Töchter, die ihn so gut ernähren, ich rede nicht von der fünften, und sein auskömmliches Amt – bis mich unser Rothleider, sage ich, herauszieht. Denn er ist nun mal der Stärksten einer, und ich vergesse es nie, Serafine –", denn inzwischen war der Bürgermeister die Treppe hinab und aus dem Haus, aber dafür stand Serafine, das Dienstmädchen, in der Küchentür, "nie vergesse ich es, Serafine, wie Maurermeister Schönhaut – er lebt nicht mehr, und du hast ihn nicht gekannt, aber er hatte ein rotes Gesicht voll Sommersprossen und machte seinem Namen keine Ehre. Merkwürdig, wie schlecht oft die Menschen zu ihrem Namen passen. Also Schönhaut fährt hier unten mit einer Fuhre Ziegelsteine vorbei, im heißesten Juli, und vor unserer Tür, sage ich dir, fällt das Pferd hin und hat den Hitzschlag und ist weg. – Ich sitze mit dem kleinen Erich – Gott hab ihn selig – am Fenster und denk mir, der Schreck soll mir die Milch verschlagen – da kommt unser Rothleider und schirrt das Tier los und nimmt die Deichsel und zieht dir den Wagen bis zu Schönhaut durch die ganze Stadt, auf und ab. Heut ist er ein alter Mann, Serafine, und der Schlag mit seiner Fünften hat ihn schwer getroffen. Vier so wohlgeraten, und die Fünfte geht nicht in Dienst und lernt Putz und macht einen Modesalon auf mit neuesten Modellen, wo die Firma aus Paris drin steht, du sollst es nur sehen, und nebenbei, oder vielmehr als Hauptbeschäftigung, gibt sie sich mit den Offizieren ab! Und dann trägt sie eine Bluse mit Spitzeneinsatz, der nicht

einmal unterlegt ist, und sie rauscht mit einem Unterrock, der ja wohl nicht Seide ist, bloß gestärkte Leinwand. Aber es hört sich doch wie Seide an. – Was riecht denn da? Und wie ich gestern Rothleider treffe, sage ich auch zu ihm – das riecht ja wie angebrannt, Serafine! – da sage ich zu ihm, Nothleider, sage ich – "

"Jessas, Frau Bürgermeister!" schreit Serafine und sieht ihre Frau hilflos an, "ich hab den Rostbraten aufs Feuer gestellt, und nu brennt er!" –

Das war kurz vor Ostern gewesen, und am zweiten Feiertag, als der Bürgermeister, mit seinen fünfzig Jahren noch immer wanderlustig, über Land gegangen war, Pastor Kümmerlich an der einen Seite, an der andern den Provisor aus der Mohrenapotheke, kamen die Schwägerinnen Fritze und Sardine, Fritze mit Amalie, Harmonia und Röschen. Aber Röschen war die Älteste und ging ins Sechszwanzigste, ohne daß sich in erreichbarer Nähe ein Freier zeigte. Sie führte mit der Mutter den Haushalt, Harmonia gab ihrem Namen zu Ehren Klavierunterricht, und Amalie, das zwanzigjährige Nesthäkchen, suchte nach Schülerinnen zur Begründung einer Stickschule. Sie hielt auch jetzt eine Kanevasarbeit in der Hand, zog abwechselnd einen roten und gelben Faden durch und trank eine Tasse Kaffee.

"Assessor Blasemann begrüßte uns soeben auf der Straße", sagte Tante Fritze nachlässig. "Er ging mit Röschen einige Zeit voran und schien sich sehr angeregt mit ihr zu unterhalten. Wovon spricht ihr, Röschen?"

Röschen errötete tief und rückte auf ihrem Stuhl hin und her.

Aber Amalie ließ ihre Pantoffel sinken. "Ich habe zugehört", sagte sie mit entflammter Schadenfreude. "Er hatte die Kirche versäumt und fragte Rosalie –" Amalie sagte ostentativ Rosalie – "ob sie dort gewesen war. Und Rosalie sagte natürlich ja, denn sie lügt schon aus Gewohnheit, und weil sie glaubte, auf den frommen Assessor damit Eindruck zu machen. Aber er fragte sie nach dem Text der Predigt, und sie stand da wie eine Gans und konnte sich nicht einmal 'rauschwindeln!"

"Pfui," rief Röschen, "sie lügt wie gedruckt!"

"Malchen," rief die gedemütigte Mutter, "du läßt wieder deine Phantasie spielen."

"Gott," sagte die Bürgermeisterin eingreifend, "es ist so ein reizender Neckton zwischen den Schwestern! Wie hübsch, daß so drei beisammen sind!"

"Ja," sagte Tante Amalie, "und im Alter so nahe. Da ist keine Nachgeborene bei. Das ging alles nach Sitte und Anstand!" So war man denn bei dem bewußten Thema.

"Vielleicht", sagte Tante Fritze, "setzen sich die Kinder in die grüne Stube, Ida. Da hat Harmonia das Instrument und Malchen für ihre reizende Arbeit den hellen Fensterplatz, und Röschen, liebste Ida, wischt dir gern nochmal Staub über. Wenn so'ne schwarzen Möbel, wie ihr sie euch anschaffen mußtet, nicht sehr sauber gehalten werden, sind sie bald grau."

"Bitte," sagte die Bürgermeisterin gekränkt, "ich wische täglich zweimal. Das schärfste Auge wird kein Stäubchen finden können!"

"Gott, Tante Ida," sagte Röschen bescheiden und demütig, "hast du wohl ein Staubtuch zur Hand? Da oben auf der Bildleiste hast du wohl seit ein paar Tagen nicht gewischt. Da sehe ich –"

Und schon hatte sie aus dem gestickten Beutelchen an der Wand – ein Weihnachtsgeschenk von Malchen – ein Staubtuch gezogen, war auf einen Stuhl geklettert, trat mitten in das knaxende und brechende Geflecht und fuhr sanft über die spiegelblanke Politur des Rahmens.

"Zieh deine Handschuhe an, Röschen!" rief die Mutter. "Du ruinierst dir deine Hände. Denke dran, daß wir Glyzerin aus der Mohrenapotheke mitnehmen. Der Provisor parfümiert es uns immer, liebe Ida. Ich glaube," flüsterte sie, "ich glaube, er hat es auf meine Harmonia abgesehen. Denn Hände, sage ich immer zu meinen Kindern, schöne Hände sind der Adel armer Frauen. Denn daß wir arm sind, liebe Ida –"

"Ja", rief Sardine vorwurfsvoll und rückte ihre pechschwarze Perücke zurecht und lispelte vor Aufregung doppelt stark. "Wenn iß bedenke, wie ssön andere an der Hauptstraße wohnen, und wie sswer wir es am sswarzen Wall haben, vier Perssonen in drei und einer halben Sztube – denn meine Sztube iszt doch wohl nur bedingt eine Sztube zu nennen! – Szind die Mädssen draußen?"

"Sardine," sagte Tante Fritze, "errege dich nicht über Dinge, die nicht zu ändern sind. Die Hauptsache ist Liebe und Eintracht im Haus, und wir zwei Schwestern mit den Kindern sind das schönste Beispiel einer

deutschen gemütvollen Hausführung. Freuen wir uns, daß unserer lieben Schwägerin Ida ein besseres Los an der Seite unseres teuren Bruders beschieden ist."

"Aber!" schrie Sardine, "was hätte er nicht für Anszsprüsse machen können!"

"Ich kann dir, liebe Sardine," setzte Tante Fritze über die Schwägerin als einer nicht in Betracht kommenden Persönlichkeit hinweg die Unterhaltung fort, "ich kann dir nicht unbedingt zustimmen, wenn ich bedenke, daß er sich in seinem und Idas Alter zu neuem Nachwuchs hinreißen ließ! – Ich will doch lieber die Tür schließen. Ich habe den Kindern noch nichts gesagt, und in ihrer Unschuld werden sie wohl auch noch nichts gemerkt haben. – Ich kann, liebe Ida, nur immer und immer wiederholen, es ist das Unpassendste, was mir in meinem sechsvierzigjährigen Leben vorgekommen ist."

"Die Familie Gard ist kompromittiert!" sagte Tante Sardine fehlerlos und nachdrücklich.

Wie immer saß die arme Bürgermeisterin zwischen ihren resoluten Schwägerinnen stumm und gedrückt, fühlte sich im Unrecht, weil sie den Schwestern den Bruder entzogen hatte und suchte mit Kaffee und Kuchen die spitzen Worte zu verhüten. Aber soviel Kaffee und Kuchen gab es nicht!

"Wie wollt ihr das Kind nennen?" fragte Tante Sardine, die bisweilen unter ihrem Namen litt.

"Wenn es ein Junge wird, wünscht Dagobert den Namen eures Vaters: Josias; wenn es ein Mädchen wird: Adelaide – –"

Den Schwestern versagte die Sprache.

"Ich habe," fuhr die Bürgermeisterin schnell fort und goß, um allem vorzuzukommen, aus der unerschöpflichen Kanne den Schwägerinnen die sechste Tasse voll, "ich habe ihm in letzter Zeit die Beethovenschen Lieder vorgesungen, und so fand er diesen Namen, in den er sich ganz verliebt hat. Ihr wißt, wie er immer für Beethoven schwärmte. Liebe Sardine, da ist noch ein Splitterhörnchen, und hier eine Scheibe Sträußel, Fritze."

"Ich will doch", sagte Tante Fritze, "den Kindern etwas hinübertragen; sie haben ja fast nichts gegessen."

Sie nahm den Kuchenteller in die grüne Stube hinüber und kam mit leeren Händen zurück.

"Ich lasse die Tür offen", flüsterte sie. "Hört nur, wie schmelzend meine Harmonia dieses Nocturne von Chopin spielt. Ich habe Malchen gesagt, sie soll auch das Fenster öffnen. Es macht sich gut, so Klavierspiel in einem Haus am Feiertag. Es hört sich nach Eintracht und schöngeistiger Geselligkeit an, so nach einem ästhetischen Tee, wie man jetzt in Berlin sagt. Der Postsekretär Langmut hat es Malchen erzählt. Ihr glaubt nicht, wie der hinter ihr her ist!"

"Ihr werdet doch", sagte Tante Sardine spitz, "eurer *Adelaide* wohl auch Klavierunterricht zuteil werden lassen. Wenn Namen Schicksale sind ... Ich will nichts sagen, aber ich erinnere mich, einmal ein Programm gesehen zu haben, das Fritzes Seliger aus Berlin mitbrachte; darin trat eine *Adelaide* auf, fettgedruckt und als erste Nummer, und diese *Adelaide* war nichts anderes als eine Spitzentänzerin!"

"Spitzentänzerin?" rief die Bürgermeisterin unglücklich und ahnungslos, was sie sich darunter vorzustellen hatte.

Aber Tante Sardine sowohl wie Tante Fritze wußten es auch nicht.

"Es ist", sagte dennoch Tante Sardine von oben herab, "so etwas von der Art der Demoiselle Rothleider, ich meine die mit dem Putzsalon. Nur daß diese *Adelaide* in Spitzen macht und in einem durchsichtigen Spitzengewand Tänze aufführt."

"Pst!" machte Tante Fritze und warf vielsagende Blicke, denn Malchen war eingetreten.

"Mama," sagte Malchen klagend, "Rosalie hat sich auch an das Fenster gesetzt, und der Postsekretär Langmut ging vorbei, und sie hat es mir nicht gesagt und hat ihn angelächelt!"

"Schamlos!" flüsterte Fräulein Sardine. Sie wohnte zwar im besten Einvernehmen bei ihrer Schwester und ihren drei Nichten, aber da sie nicht weniger Fräulein war als diese, stand sie immer auf seiten der gekränkten Mädchenhaftigkeit.

Tante Fritze brach auf. Es war nicht nötig, daß die bloß angeheiratete Bürgermeisterin hinter die Kulissen ihres Familienlebens blickte. Die Schwestern und Töchter gingen, obgleich sie noch viel auf dem Herzen hatten. Aber das Ausgesprochene hatte schon genügt, um den

Bürgermeister bei seiner Heimkehr in der Dämmerung Frau Ida mit Kopfschmerzen auf dem Sofa in der grünen Stube liegen zu finden.

"Ja, Dagobert," sagte sie schwach, "ich rede nicht davon, daß sie kein Krümelchen Kuchen übrig gelassen haben, und hätte ich nicht was beiseite gelegt, so hättest du heute nichts zum Tee; und ich rede nicht davon, daß sie das Fenster aufreißt, wenn die Harmonia ihren Chopin spielt, und wenn es ein Walzer ist, sagt sie Nocturne; und ich rede nicht davon, daß sie mich beneiden und über *Adelaide* die Nase rümpfen – ich selbst liebe den Namen auch nicht, aber wenn du willst. – Aber, Dagobert, ich ertrage es nicht, daß sie sagen, ich kompromittiere dich, und daß sie wünschten, das Kind wäre nicht da, und daß sie es nicht zu lieben sich vornehmen. Denn nun wächst es. Und wenn ich zuerst vielleicht oft gedacht habe: Nicht wäre besser gewesen! so lieb ich es doch heute schon mit Mutterliebe, und man soll es mir nicht, schon unterm Herzen, als Schande und Rücksichtslosigkeit ansprechen."

"Laß sie", sagte Dagobert sanft. "Wir lieben es, und Gott schützt es. Und unter dieser Dreieinigkeit, wenn das auch katholisch klingt und kümmerlich es nicht hören dürfte, wird es schon ein rechter, glücklicher und beglückender Mensch werden." –

So wurde es langsam Sommer, die Rosen blühten in den Gärten vor der Stadt, die ersten Beeren wurden reif, und die Bürgermeisterin ging nur noch in dem großen Hof ihres Hauses spazieren, da ihr der alte Sanitätsrat Bewegung empfohlen hatte. Dort war die hohe Wand des Nachbarhauses dicht und üppig mit wildem Wein bewachsen, in den hineingedrückt eine primitive Holzbank stand, eine Arbeit Rudolfs. Darauf ruhte die Bürgermeisterin alle paar Minuten und sah den Schwalben zu, die unter dem Dach und im Sims der Holzaltane nisteten. In der Vogelstube stand der Bürgermeister, ein ausgestopftes Rotkehlchen oder einen Sperber in der Hand, und nickte ihr zu. Durchsichtige Abende brachen herein, grün gingen die Sterne, blaß der Mond auf. Das Konzert aus dem Logengarten klang herüber, und auf der Altane richtete Serafine den Abendbrotfisch. Schwerfällig stieg die Bürgermeisterin hinauf. Sie war still und schweigsam geworden, beinahe schwermütig. Und Tante Sardine sagte: "Sie gefällt mir gar nicht. Gott weiß, wie das ausgehen wird. Aber ist sie nicht selbst daran schuld? Mit vierzig Jahren!

Das ist ja beinahe Selbstmord. Es sei denn, daß wir unsern Dagobert einen Mörder nennen!" –

Der Juni sank langsam, heiß, rosenduftend seinem Ende zu, als eines Tages nach Tisch, Malchen hatte sich schon wieder über die Bohnenkoteletts beklagt, Tante Fritze sich umständlich hinsetzte und an Tante Pauline nach Kosel schrieb.

"Meine liebe gute Tante Pauline, ich soll Dich zu allererst natürlich von den Kindern und Sardine herzlich grüßen. Du bist unser tägliches Gespräch und der Gegenstand unserer Gebete. Denn trotz der aufgeklärten Zeiten und unserer toleranten Umgebung – es hält eigentlich nur unser Dagobert mit seinem Herzen zu unserem guten, aber schon sehr alten Kümmerlich – haben wir in unserem Hause die alte Gottesfurcht und die wahre Demut. In ihr sind meine Kinder aufgewachsen, und ich glaube, liebe Tante Pauline, Du würdest an ihnen Freude haben. Du hast sie einige Jahre nicht gesehen, und sie haben sich inzwischen zu schönen und klugen Mädchen entwickelt. – Ich glaube nun, gute Tante, daß meine Töchter Dir einen reizenden Sommer bereiten könnten, und so habe ich mich entschlossen, sie Dir in den nächsten Tagen zu schicken. Ich denke nicht an mich, die ich dann mit der – ich muß es wohl sagen – etwas bequemen Sardine den Haushalt allein besorgen muß; ich denke nicht etwa an eine Erholung der Kinder, so nötig sie sie auch brauchen: ich schicke sie lediglich zur Erleichterung der lieben Tante. Röschen ist perfekt in der Wirtschaft, Harmonia spielt Piano wie eine ausgebildete Konzertkünstlerin, besonders ist da ein Nocturne von Chopin – und Malchen stickt Dir entzückende Deckchen für Deine blaue Plüschgarnitur, in die leider die Motten gekommen sind, wie ich bei meinem letzten Dortsein vor vier Jahren gesehen hatte. Aber Röschen versteht sich aufs Ausschweifeln wie nur eine! Vielleicht veranstaltest Du ein paar Ausflüge, ihr hab es ja so bequem aufs Land. Denn wie mir die Friseurin Brackebusch, die eine Nichte in Kosel hat, sie ist an den Stellmacher Schawratzki verheiratet, und du kennst vielleicht die Leute, sie sollen ihr gutes Auskommen und neun Gesellen haben, diese Brackebusch also erzählte, daß ihr einige nette junge Leute unter den Bahn- und Postbeamten habt und zwei Referendare aus Breslau. Der Assessor soll ja verlobt sein und fährt dennoch jeden Sonnabend nach Oepeln, wo so eine Art Fanny Rothleider ein Modeatelier hat."

Auf diesen Brief schrieb Tante Pauline postwendend zurück, daß sie es nicht über das Herz brächte, ihrer Nichte Fritze alle drei Stützen ihres Haushaltes, ihres Alters und ihres Vergnügens zugleich zu entziehen, und sie bäte sich auf vierzehn Tage – länger ginge es nicht – die Harmonia mit dem Nocturne aus. Sie besäße zwar kein Instrument, aber die Frau Katasterkontrolleur Siebenfett hätte eine Cousine im Ort, die verwitwete Magistatssekretär Lebermann, und die hätte von einer sehr glänzend verheirateten Tochter her ein Klavier in der guten Stube stehen. Ausflüge auf das Land wären aber in ihrer ehrbaren Stadt durchaus nicht üblich.

Kaum war Harmonia zwei Tage in Kosel und hatte einen verzweifelten Brief mit den Worten *Flucht, alte Xanthippe, unerträglich, zurückkommen* und ähnliches geschrieben, als Bürgermeisteres Serafine am frühesten Morgen zu Frau Bengschen, der weisen Frau, lief und beim Sanitätsrat einsprach und erzählte, es sei so weit und die Frau Bürgermeister hätte arge Schmerzen.

Aber die Schmerzen hielten nicht weniger als achtzehn Stunden an ...

Der schönste Tag lebte sich langsam aus, eine blaue süße Dämmerung brach herein, in die sonntäglich stillen Straßen zog der Duft der Gärten, und alle jungen Mädchen spielten nach dem Abendessen bei offenem Fenster noch ein wenig Klavier.

Die Bürgermeisterin lag mit schweißbedeckter Stirn auf dem Sofa in der grünen Stube, stand auf, ging ins Schlafzimmer, aus dem das Bett des Bürgermeisters entfernt war, sah den Zurüstungen zu und ging stumm, ohne laute Klage, wieder hinaus. Sie ging über den Flur, um die Schwägerinnen in der Eßstube nicht sehen zu müssen. Hinter ihr her schlich Dagobert, hilflos, kopfschüttelnd, ohne Wort. Er sah in die Eßstube hinein, wo die Schwestern mit Mutter Bengschen um die große Kaffeekanne saßen.

"Wollt ihr nicht nach Hause gehen?" sagte der Bürgermeister schüchtern. "Hier kann ja doch niemand helfen."

"Sind wir denn entbehrlich?" sagte Tante Fritze beleidigt. Aber Sardine rief: "Und wer soll hier nach dem Rechten sehen? Soll alles außer Rand und Band geraten? Es ist unsere Pflicht, in solchen Zeiten nicht an uns zu denken, sondern an unsere Nächsten. Hast du übrigens dein Abendbrot bekommen?"

"Nein", sagte der Bürgermeister schüchtern.

Es war aber elf Uhr nachts.

"Diese Serafine!" schrie Tante Fritze. "Sie denkt auch an nichts. Da sieht man, wie schlecht Ida ihre Mädchen zu erziehen versteht!"

Draußen klang der schwere Schritt des alten Arztes. Auf einmal wurde es unheilvoll still im Haus. Mutter Bengschen goß eine letzte Tasse Kaffee hinunter, nahm eine große weiße Schürze aus ihrem Korb und sagte bedeutungsvoll: "Also!"

Im selben Augenblick klang aus der grünen Stube ein gellender, einschneidender Schrei.

"O Gott", sagte Tante Sardine blaß. "Ich ertrag es nicht, ich habe mir zuviel zugemutet."

Der Bürgermeister trat herein, zitternd und bleich. "Sie hat sich hingelegt", sagte er mit brechender Stimme. "Gott steh ihr bei."

"Mama!" rief da eine klagende Stimme vor den Fenstern auf der Straße. "Mama!"

Tante Fritze griff sich ans Herz. "Ein Unglück," stöhnte sie, "das ist Malchen", und riß das Fenster auf.

Unten auf der dunklen heißen Straße – der Mond beleuchtete nur erst die Dächer der gegenüberliegenden Häuser – stand Malchen und klagte hinauf.

"Malchen!" schrie die Mutter. "In dieser Nacht allein unten! Und du hast das gute Weiße an! Mit der schottischen Schärpe, Malchen! Ist was geschehen? Wo ist Röschen?"

"Ach, Mama", klagte Malchen laut hinauf. "Ich ging nach dem Abendbrot vor die Tür, und da kommt grade zufällig der Kommissar von Löwenstein vorbei, der junge Herr Rotholz, und ich gehe so ein wenig mit ihm auf und ab, denn ich kannte ihn von neulich, wo ich bei Löwenstein die schwarze Wolle für Tante Sardine zum Anstricken gekauft hatte, und da schlägt es zehn, und ich laufe zurück, und die Tür ist zu."

"Aber es geht ja jetzt auf zwölf!" schrie die Mutter.

"Ja," klagte Malchen, "ich rief so lange, aber deine älteste Tochter, boshaft und neidisch wie sie ist, tut, als hört sie nicht, und macht mir nicht auf, und ich steh da mit Herrn Rotholz." Sie spähte ängstlich aus. Der schlanke junge Mann mit dem blonden Schnurrbart stand an der nächsten Ecke und wartete.

"Sardine!" rief die Mutterin die Stube zurück, "Sardine, hast du den Hausschlüssel mit?"

"Wirf ihn 'runter, Mama!" rief Malchen und gab Herrn Rotholz ein Zeichen.

"Was denkst du?" schrie die Mutter. "Du darfst nicht allein zurückgehen. Ich schicke Serafine mit."

Aber Serafine war nicht zu entbehren. Und Malchen rang die Hände, als die Mutter in eigener Person herunterkam und sie begleitete. Herr Rotholz verschwand lautlos wie ein Schatten.

Zu Haus lag Röschen im Bett und schlief nicht, sondern schluchzte.

"Hier liege ich," sagte sie weinend, "und sie gibt sich Rendezvous von neun bis zwölf, und ich will nicht fragen, was sie getrieben hat. Aber ich bin das Opfer meiner Keuschheit, und meine Jugend hat weder Sang noch Klang. Am ersten geht Assessor Blasemann, und der neue ist verheiratet. Tanz und Spiel sind aus –

Hier mußte sich die Mutter hinsetzen und ihren Tränen freien Lauf lassen. Nur Malchen stand ungerührt vor dem schwesterlichen Leid.

"In deinem Schmerz, Röschen," sagte die Mutter gebrochen, "bezichtigst du deine Schwester zu Unrecht. Ich kenne den Sachverhalt. Assessor Blasemann ist ein undankbarer Mensch, und Tante Sardine wird recht haben, daß er die Fanny Rothleider alle Freitag besucht. Aber nun muß ich gehen. Ich weiß nicht, was sie bei Bürgermeisters ohne mich anfangen sollen. Ich muß überall zugleich sein. Denn Tante Sardine – na, euch brauche ich ja nichts weiter zu sagen. Aber sie sitzt da und trinkt ihren Kaffee. Gute Nacht, Herzenskinder, gute Nacht." –

Aber als Tante Fritze um halb eins wieder bei Bürgermeisters eintraf, war alles vorbei. Tante Sardine kam der Schwester bis zur Treppe entgegengelassen mit schief sitzender Perücke. "Beinahe ein Sonntagskind!" schrie sie. "Und es ist wirklich eine Adelaide. Aber man schwach und dürrig. Vier Pfund wiegt es und hat blaue Augen. Ganz wie unser Röschen. Überhaupt diese Ähnlichkeit! Wenn es nur auch im Charakter eine Gard wird und uns Ehre macht!"

"Du bist direkt derangiert", sagte Fritze verweisend und rückte der Schwester den schwarzen Scheitel grade. "Nach Röschen fragst du natürlich nicht. Das arme Kind hatte eine Nervenkrise, und nun steht das

gute Malchen in der Küche und kocht einen Baldriantee, und ich fürchte, ich fürchte, sie hat vergessen, ihre Handschuhe anzuziehen, und nichts ruiniert die Finger mehr als Kohlenanfassen und Herdglut. Aber sie opfern sich eben gegenseitig füreinander auf."

Tante Sardine schwieg vielsagend und unterdrückte nur der feierlichen Stunde wegen eine schwesterlich harmlose Malice. Aber Fritze fuhr schon wieder fort: "Und nun führe mich zu Ida, daß ich sie beglückwünsche. Sie weiß doch wohl, daß wir hier nach dem Rechten sehen."

"Höre!" sagte Tante Sardine triumphierend. "Der gute Dagobert läßt uns nicht zu ihr! Ich habe alle Berichte nur von der Mutter Bengschen, die diese Zustände auch haltlos findet und mir das Kind durch die Türspalte gezeigt hat. Dagobert behauptet, wir würden die liebe Ida aufregen, und der Sanitätsrat nickt dazu. Daß er nicht mehr in unser Haus kommt!"

"Gott geb's, daß wir ihn nicht nötig haben!" warf Fritze schnell ein.

"Und es ist alles", fuhr Sardine fort, "im Grunde leicht gegangen. Nur das Kind ist man so pimply, und der Sanitätsrat hat den Kopf geschüttelt. So beinahe ein Sonntagskind und nun doch keins, das ist ein Zeichen und kein gutes, sage ich dir. Ich denke gar nicht an *Adelaide* und diese Sängerin – aber ein Vater, der eine ausgestopfte Vogelstube hat, trotzdem er unser leiblicher Bruder ist, und eine Mutter, die nichts Gardisches an sich hat, aber auch gar nichts! Und schrägüber Fanny Nothleiders Salon!"

Diese Erwähnung brachte Tante Fritze auf Röschen und Malchen zurück, und sie sagte gedankenvoll: "Daß Malchen sich nur nicht vergreift und den Kräutertee nimmt, den du alle Sonnabend gebrauchst. Das arme Röschen ist so schwach, daß ein Abführmittel ihren Tod bedeuten könnte. Ich will doch lieber nochmals nach Haus sehen. Aber vorher will ich doch wissen, ob nicht das Gewicht meiner Persönlichkeit uns Einlaß bei der Majestät verschaffen wird."

Tante Sardine ging höhnisch lachend hinterher. Aber Dagobert stand vor der Tür der Schlafstube und sagte ungewohnt energisch: "Halt! – Ich lasse in den nächsten acht Tagen niemanden zu ihr außer der alten Bengschen, die die Pflege hat. Sie ist schwach und entkräftet und auch ohne weitere Worte überzeugt, daß ihr die kleine *Adelaide* ans Herz schließen werdet."

"Schön," sagte Tante Fritze spitz, "der Mohr hat seine Schuldigkeit getan –"

"Wir haben uns aufgeopfert," fiel Tante Sardine mit großartiger Handbewegung ein, "nun sind wir mit schönem Dank entlassen. Ich rede nicht davon, wie wir hier alles vorgefunden und was wir in der Eile alles in Ordnung gebracht haben! In der Speisekammer sah es so aus – ! Und Serafine ist erzogen – !! Fritze, ist dir schon Ähnliches begegnet?"

"Ich glaube," sagte Tante Fritze, "das sind Beobachtungen, die du über deiner Kaffeetasse nicht gut anstellen konntest und die angestellt zu haben das Verdienst meines Hausfraueninstinktes ist. Röschen kommt mir darin nach –"

"Ich enthalte mich", sagte Tante Sardine stolz und reckte ihren hageren Körper erschreckend hoch, "einer Antwort auf diese Unterstellung der Kaffeetasse. Für wen – weiter will ich nichts fragen – aber wer war es wohl, für wen eine neue Kanne Kaffee aufgebrüht werden mußte – und mit dem Wunsch: *Aber keine Cichorie, liebe Serafine. Wir sind es nicht gewohnt!* – He, wer sagte das süß und ironisch? Verdient es wohl unsre gute Ida, die bis jetzt in Schmerzen lag, daß du derart hinter ihrem Rücken manipulierst?"

"Pst, pst!" machte Mutter Bengschen zum Türspalt hinaus. "Man heert ja das liebe Fräulein Sardinchen bis in die Stube. Und die Frau Birgermeister verlangt nach dem Herrn. Gehen Sie man, Herr Birgermeister, ich bleib derweil bei die Damen, die gewiß was heeren wolln."

"Ihr werdet euch", sagte der Bürgermeister rasch und leise, ehe er hineinging, "hier und jetzt nicht streiten. Geht nicht, ehe ich noch mit euch gesprochen habe. Wir wollen uns um den kleinen neuen Menschen doch nur umso fester und liebender scharen, und er soll doch von uns allen profitieren."

Die Bürgermeisterin lag schon wieder im Bett, alt und verfallen. Das Gesicht greisenhaft entstellt durch die kraftlos gewordenen Muskeln, den Mund schwach und hilflos geöffnet, das graue Haar, von Schweiß naß, verwirrt und über das Kopfkissen verstreut.

Der Mann sah erschüttert auf sie hinab. *Wie? dachte er, das ist eine Mutter, ein kraftvolles Geschöpf, das ein neues Wesen geboren hat, das es erziehen soll, das es nähren soll, ins Leben begleiten? Liegt sie nicht da*

wie vom Tode angehaucht? Ihr Kind fängt zu leben an, und sie hört zu leben auf ... Ist es nicht Wahnsinn, daß ein alter Stamm ein neues Reis treibt, ein abgestorbener Baum einen jungen grünen Ast trägt? Kann er ihn denn noch tragen? Und ist er nicht ein Spott anzusehen?

Der Mann sah eine alte Frau ein Neugeborenes an ihre schlaffe Brust drücken, er sah sie auf sonniger Bank ein junges Kind halten und erfaßte zugleich die Tragik dieses Bildes und seinen schmerzlichen, lächerlichen Widersinn.

Was haben wir getan! dachte er plötzlich verzweifelt. Nicht nur uns lächerlich gemacht, wir haben ein Kind in die Welt gesetzt, das keine Eltern hat, das jung allein unter Alten ist, das unüberwindliche vierzig und fünfzig Jahre von uns trennen müssen.

Die Wöchnerin schlug die Augen auf. "Es ist ein Mädchen, Dagobert, deine Adelaide." Sie sprach kaum hörbar, ihre Lippen schienen nur zu zittern. Aber der Bürgermeister sah nun ihre Augen, sah ein Licht darin, das Alter und Verfall überstrahlte, eine unirdisch innige Kraft, die Liebe der Mutter, die alles vermochte, die den entkräfteten Körper neu beleben, die Nahrung aus eingetrockneten Quellen fließen lassen, die Jahre und Schwäche abwerfen konnte. Vertrauen und Zuversicht erfüllten ihn weder.

"Warum weinst du?" rief er, "Ida, meine liebe Ida! Sie weint", rief er dem Sanitätsrat zu, der, das Kind im Arm, bei der Lampe stand.

"Dagobert," flüsterte die Frau, "du mußt es sehr lieben, lieben ... Es ist so jung und schwach, es ist so allein, es ist mir entrissen – Wer schützt es nun, wessen Leib empfängt nun die Schläge, die ihm zugedacht sind? Warum hat man es mir fortgenommen? Es gehört mir nicht mehr, es hat's die Welt, es hat's die Welt – "

"Aber so gehen Sie doch!" sagte der Sanitätsrat energisch zu dem fassungslosen Bürgermeister. "Wie? Sehen Sie nicht? Sie regen sie auf! Ruhe da! Ruhe da! Wollen wir Fieber bekommen? Und es ist noch nicht mal alles da. Sind Sie draußen? Wie, Bürgermeister? Legen Sie sich schlafen! Nichts ist so überflüssig wie ein Mann, wenn's Kind da ist! Und da ist meine geliebte Bengschen. – Es schreit noch immer nicht!"

Als der Bürgermeister hinauslief, begann das Kind zu schreien. Nun wimmerte es leise, jammerte schwach mit einer Stimme, die schon gebrochen schien von unhörbar hinausgeschrienen Schmerzen.

"Das Kind", sagte die Bürgermeisterin irr und richtete sich auf. "Es will hinaus, das Kind, es fürchtet sich im Dunkel. Nehmt es mir ab, nehmt es mir ab."

Während der Nachgeburt fiel sie in Ohnmacht. –

Der Bürgermeister lief an der offenen Küchentür vorbei. Auf der Bank schlief, nicht zu erwecken, Serafine, den Kopf in unbequemster Lage aufs Fensterbrett gesunken. am Herd stand Tante Fritze und goß Wasser durchs Kaffeesäckchen, und Tante Sardine kramte geräuschvoll im Speiseschrank nach Wurst und Schinken. Alles schien wieder im besten Einvernehmen; aber der Bürgermeister konnte jetzt nicht mit ihnen sprechen. Er schloß die Tür seiner kleinen Vogelstube hinter sich ab und setzte sich schwerfällig auf den einzigen Stuhl.

Es war noch finster im Zimmer. Es roch nach Werg und Vogelleibern, nach Leim und Holz. Gläserne Augen glänzten aus der Tiefe der Regale, vom Fenster, gegen die graue Wand des Nachbarhauses, hob sich schwarz ein Vogelkörper ab, ein Uhu mit gesträubten Federbüschen und erhobenen Flügeln. Er saß auf einem dünnen Ast.

Auf diesem einsamen Stuhl, allein unter den künstlich erhaltenen Leichen seiner Vögel, angestarrt von hundert kalten und blinden Augen, saß der Bürgermeister lange Zeit. Gedanken, die ihm nicht zum Bewußtsein kamen, Empfindungen von Angst und Verzweiflung, die sich nicht klärten, durchwanderten ihn ruhelos. Er saß und glaubte, mühselige Wege zu machen, ermüdende Pfade zu erklimmen und steile Hänge hinabzustürzen. Steine stießen an seinen Fuß, Geröll wich unter seinen Schritten, und schwindelnd griff er um sich. Er erfaßte den kleinen Leib eines Goldhähnchens, er wollte ihn zärtlich aufheben, aber die Federn waren kalt, kein Herz schlug gegen die Brust, das spitze Schnäbelchen öffnete sich. Es war der Tod, lautloser, kalter, fühlloser Tod ...

Er sprang auf. Da war es wieder in ihm, dieses Unfaßliche, Unsichtbare, Unheimliche, das Wühlende und Fressende. Am Tag, während der Arbeit, kam es nie – aber des Nachts, in einer schlaflosen Stunde, erhob es sich in ihm, dieser Wurm des Todes, der von Anfang an in allem ist. Er spürte seine Arbeit.

Der Bürgermeister fuhr zusammen. Aus dem Spiegel in der Ecke hatte ihn sein Gesicht angestarrt, grau und unheimlich beleuchtet; denn schon hob sich draußen die Nacht von der hellen Erde, und Morgendunst strich am Fenster vorbei.

"Das bin ich, wie?" sagte sich der Mann erschrocken, "ein verfallener Greis, ein zusammenbrechender Mensch, kraftlos wie die Frau drüben? Also das sind wir, mein Gott? Ein hinfälliges Greisenpaar, dem du, Schöpfer, einen neuen Menschen an die kalte Brust legst? Das ist unser wahres Gesicht? Woher kommt uns dieses späte Kind? Ist es nicht durch ein Wunder entstanden? Oder haben wir es kraftlos in die Welt gesetzt, ohne Zuschuß von eigenen Lebenssäften und ohne Blut von unserem Blut? Lebt es nur aus sich heraus, entstanden durch eigenen Willen zum Licht, hinausgedrängt durch die eigne Sehnsucht nach Leben? Waren wir nur die Knechte eines fremden Wunsches, tragen wir den Namen der Eltern nur äußerlich und durch Zufall? – Alles ist stumm, alle seid ihr stumm, ihr, meine Vögel, ihr, die ihr schon hinaus seid über das Leben und nun wisset – – Ihr habt schon dahinter gesehen und kennt das Geheimnis und schweigt dennoch. Oder seid ihr stumm geworden, wie? verstummt vor dem Dunkel, das tiefer und trostloser ist, als eines Lebenden Gedanke ermessen kann? Ist die Finsternis dahinter so über alles Vorstellbare furchtbar, so gefüllt mit Grauen und Entsetzen, daß es die Worte verschlägt und erst den zweiten endgültigen Tod gibt?"

Er stand am Fenster. Da hob sich das Licht aus allen Dingen, grau und blau stieg es von der Erde empor, grün und rosenfarben fiel es vom Himmel. Da war eine verspätete Wolke, sie hing hilflos und verlassen mitten im Licht, noch nicht getroffen vom Blauen, noch nicht erreicht vom Rosigen. Sie mußte beben, o, wie mußte sie zittern, fliehen zu können oder sich aufzulösen in die Luft, in das fallende und steigende Licht! Kein Wind wehte sie weiter. Ein letzter, unbesiegliger, schwermütiger Gedanke, haftet sie im Hellen und Heitern.

Der Bürgermeister sah wieder in den Spiegel. Sein großer starker Körper war gebeugt, sein graublonder Baret war voll blauer Lichter und seine Haut fahl und schlaff.

Wir haben ein Kind! Wir haben ein Kind! Da war dieser unbesiegbare und schwere Gedanke wie der Mittelpunkt seines hellen und heiteren

Lebens. Nicht mehr hell und heiter. Er fühlte, daß ihm die Finsternis entgegenwuchs, jene Finsternis, die mit der letzten Stummheit schlägt. Erst nur ein Gedanke, eine kleine Wolke, wuchs sie und wuchs und konnte ihn morgen verschlungen haben ...

Leben, Leben! Das Kind geht hinein, ich hinaus. Wird ein Augenblick sein, wo unsre Wege sich kreuzen, wo ich es werde anrufen können, daß es stehen bleibt und einen Rat hört, ein Wort Liebe, einen Wunsch, meine Hand ergreift und mir ein wenig süße Lebenswärme, Menschenwärme mitgibt ins Dunkle, Kalte? Wird es nicht vielleicht erst aufblicken, wenn ich hinabgesunken bin, wenn schon die Finsternis über mir lagert und meine Stimme längst in der Nacht verklungen ist? Warum, mein und sein und aller Schöpfer, hast du gemacht, daß unser Leben verfällt, indem es sich steigert, daß Erkenntnis und Weisheit es untergraben und morsch machen und daß wir wenn wir wissen, verstummen müssen? Warum ist nicht unser Tod erst unsere schönste Entfaltung? Schmetterlinge und Blumen sterben im Augenblick ihrer höchsten Schönheit, Erfüllung und Tod fallen ihnen zusammen, und unsere Bestimmung ist es, zu altern, um zu leiden und zu vertrocknen. Aber ich will dich nicht gefragt haben, Gott. Denn wie wird mir, wenn du keine Antwort hättest? ... Ich zweifle, Gott, ich zweifle und bin ein Sünder vor dir! Aber laß deine Gnade überfließen und gewähre mir, Vater zu sein, ein Vater dem Kind, ein treues Auge über seinem Weg, eine Hand unter seinen ersten Schritten. Erhalte ihm die Mutter, schenk ihm ein warmes Herz, gesunde Augen und feste Hände. Verbanne nicht die Dunkelheit aus seinem Leben, aber schenk ihm den Glauben ans ewige Licht, die unermüdliche Hoffnung und ein demütiges Vertrauen. Amen, Herrgott, Amen!

Schon war der Himmel blau. Ewig wiederholt stieg der Sommertag herauf, er allein immer jung. Rein war die Luft, unsichtbare Liebe erfüllte auch sie. Der Glanz des Morgens verklärte die sommerliche Erde, und neue Rosen blühten neben entblätterten Kelchen.

"Amen", wiederholte der Vater.

Aus allen Vogelaugen in der Stube brach Glanz. Die Farben der Gefieder brannten in allen Lichtern; die toten Flügel hoben sich der Wärme entgegen; nur stumm bleiben die Wissenden, so stumm ...

Da schien der Vater zu verstehen, denn er lächelte. Das schönste Geheimnis war in diesem Lächeln: das Geheimnis der von allem Irdischen

lösbarer Liebe ... Er wußte, mit seherischem Gefühl, um die einzige Unsterblichkeit der Liebenden. Und war er nicht ganz Liebender?

Er lief die Treppe hinab. Die Straße war schon hell und warm, leer und rein. Wie glänzte doch der Himmel! Da flossen Glück und Friede aus dem Morgen in sein Herz. Wie leicht trug sich Sehnsucht! Oder war wohl schon alles erfüllt?

In seinem Garten vor der Stadt standen Rosen. Er lief sie holen. Das Messer lag in der Laube. *Es ist deine Laube, kleine Adelaide; für dich blühen die Rosenstöcke, Adele Gard; Dela, Dela, unter dieser Weide wirst du träumen!*

Auf Erden

Als die kleine Dela anderthalb Jahre alt war, sprach sie noch kein Wort. Sie war schwach und still geblieben, man hörte kein lautes Weinen, fühlte niemals Trotz, aber auch niemals Willen in dem dünnen feinen Körperchen. Sie lag stets in warmen Decken und Kissen und hauchte auch in den wärmsten Tagen Kühle aus. Sehr dunkle blaue Augen starrten in das Licht, aber wenn der Ausdruck in ihnen zu wechseln, zu kommen und zu gehen schien, so war es wieder nur ein Wolkenschatten, der sie getroffen hatte, oder ein Sonnenstrahl, den ein Nachbarfenster herüberwarf. Die junge Seele schlief durch Tage und Nächte und schien nicht erwachen zu wollen.

Die Nahrung der Mutter war nach einigen Tagen versiegt, zwei Ammen hatten versagt, und man hatte die Flasche zu Hilfe nehmen müssen. Aber längst hätten diese ersten gestörten Tage des Lebens überwunden sein müssen, und es schien vielmehr der Geist zu sein, der das Wachstum des Körpers nicht begleitete, der zusammengerollt, im Schlaf eines jungen Tierchens, in dem weißen blonden Wesen lag.

Die Tanten saßen zu Seiten des Bettchens und schüttelten die Köpfe. "Ihr wundert euch doch nicht etwa, liebe Ida", sagte Sardine. "Wo soll denn das Wurm Kraft her haben, dieser Spätling! Von seinen alten Eltern?"

Es war eine mit nichts zu vergleichende Wonne, diesen Satz hinausrufen zu können. Sardine wurde immer hagerer und ihre Perücke immer schwärzer; aber sie paßte nicht mehr ganz und rutschte gern auf das linke Ohr hinab.

"Sardine," sagte Tante Fritze, "wie oft muß ich dir wiederholen, daß du nicht so lebhaft sein darfst: du verlierst deinen Scheitel." Und sie rückte ihn liebevoll zurecht. "Ja, liebe Ida, es ist ein wahres Kreuz. Geh, Harmonia, spiele doch mal drüben diese bravoureuse Fantasie von Leybach, die du dir eingeübt hast. Es wird die arme Tante zerstreuen. Und laß die Türen offen."

Die Bürgermeisterin sehnte sich nach Alleinsein. Sie liebte ihr Kind wie nur irgendein vorgeschrittenes und gesundes. Sie hatte das dunkle, aber nie bewußte Gefühl, daß es so mehr ihr Eigentum blieb, daß es noch immer ein körperlicher Teil von ihr war, den keine geistige Selbständigkeit ihr entfremden konnte. Noch wurzelte es in ihr, lag tief eingebettet in ihrem warmen Innersten und rührte sich kaum.

"Ja, das ist mein Röschen," sprach Tante Fritze zur besten eigenen Unterhaltung weiter, "da sitzt sie nun zu Haus und näht den neuen Volant an Malchens Vorjähriges. Ich meine das rosa mit den weißen Spitzen. Wir gehen am Dreikönigstag alle in die *Ressource*³; der Herr Rotholz von Löwenstein hat uns ganz persönlich eingeladen und sich mein Malchen gleich für die Kaffeepause gesichert. Denn wir gehen erst nach dem Souper. Es ist zu teuer, ja! Wie? – Ja, andere kennen die Last des Lebens gar nicht, nicht wahr, Sardine?"

Sardine war schlechter Laune, weil es wieder Lebersuppe zu Tisch gegeben hatte, derart mit Zwiebel gewürzt, daß sie sie ungelöffelt hatte fortschieben müssen. Aber wer nahm auf sie Rücksicht, wenn Malchen Zwiebeln liebte! Also sagte sie jetzt: "Du hast auch bloß immer zu mäkeln, Fritze. Und hast doch deine sechshundert Taler im Jahr. Und wenn du eine größere Wohnung nähmest und vermietetest, so könntest du was Hübsches dazu verdienen. Aber nein, das ist nicht nobel und distinguiert, und man kann es der Harmonia mit ihrer Phantasie niemals zumuten, daß sie einem Herrn den Kaffee bringt, oder Malchen, daß sie am Sonntag, bevor wir alle fortgehen, anklopft und lächelt und sagt: *Herr Lehmann etwa, oder Herr Meyer – denn warum kann es nicht auch ein Herr Meyer sein? – Herr Meyer, wir gehen alle fort. Kann ich Ihnen noch etwas besorgen?* Und sie sagen immer nein, denn sie sind bescheiden und schüchtern, obschon das Zimmer mit zwanzig Mark inklusive Kaffee überzahlt ist, denn es geht man auf den Hof, wo Schlächter Maulke seine Schweine absticht und schon morgens um drei, wo doch so junge Leute noch schlafen. Denn ist er nicht erst um zehn nachts nach Haus gekommen?"

Tante Fritze rückte verzweifelt auf ihrem Stuhl umher, und die Bürgermeisterin hörte erstaunt zu, denn nach den Namensangaben und dem Haus von Schlächter Maulke und den Zimmerpreisen inklusive

³ Eine Art Begegnungszentrum

Kaffee mußten das alles ja längst und oft besprochene, vielleicht gar schon feste Pläne sein.

Aber Tante Sardine war im besten Zuge, sich die schönste Zukunft vorzugaukeln. "Und muß ich noch einmal von allen Vorzügen und Annehmlichkeiten reden? Da hat man die unterhaltendste Abwechselung mit den fremden Menschen. Vielleicht ist auch eine Dame dabei, eine Lehrerin oder eine honette Verkaufsdame. Und dann kommt Besuch und man sagt: *Ich will doch mal nachsehen, ob Herr Meyer* – denn wer weiß, ob es nicht ein Herr Meyer wird – ob Herr Meyer oder etwa *Fräulein Felsenburg* – denn ich sehe nicht ein, warum sie nicht Felsenburg heißen könnte, liebe Ida! – ob Fräulein Felsenburg zu Haus ist! Und sie ist natürlich da, aber man will sich doch ein Air geben! So haben die Mädchen ihr Amüsement weg ohne *Ressource* und Geldausgabe und können im Hauskleid und in der Schürze bleiben. Denn nichts wirkt freundlicher auf ein Männerherz als sowas. Und ich habe schon immer gesagt: *Röschen, habe ich gesagt, eine weiße Schürze kleidet dich besser als Hermelin, und wenn du einen Mann willst, mußst du die Schürze auswerfen!* Ich gehe eben sehend durchs Leben. Und wenn man drei Töchter hat von zweiundzwanzig bis achtundzwanzig –"

"Sieben!" schrie Tante Fritze, "sieben!"

"– sollte man nicht zögern", fuhr Sardine unbeirrt fort. "Ich denke zunächst daran, daß vielleicht auch ein älterer Herr einmieten könnte, mit dem wir dann unsere Unterhaltung hätten. Dann wäre ja wohl erst die Häuslichkeit fertig, wenn auf dem schwarzen Wachstumsofa – denn wenn Fritze vom Ledersofa spricht, sagt sie bewußt die Unwahrheit. Jetzt, wo der Riß drin ist, sieht man deutlich den schändlichen Bezug –"

Das war zuviel!

"Mein Seliger," schrie Tante Fritze, "mein Seliger, Dagobert kann es bezeugen, hat es als Leder gekauft. Und Leder ist es bis auf den heutigen Tag. Man dünn, aber das ist gerade die Feinheit. Und da kommt nun, liebe Ida, deine Schwägerin Sardine und lügt mir mein Ledersofa unter den Augen fort!"

Sardine war so klug, nicht hinzuhören, sondern in ihren Phantasien fortzufahren.

"Da ist zum Beispiel der Bürochef aus unserer Bank, Herr Emmerich Feinhals. Er ist achtundvierzig und ledig und ohne Familienanhang und

wohnt schrägüber von Mutter Bengschen in der Nikolaistraße. Was sollte Herrn Feinhals wohl abhalten, zu uns zu ziehen? Ich werde es ihm schon gemütlich machen. Mutter Bengschen erzählt, daß er früh Tee trinkt. Ihr hat's die alte Riesenfeld gesteckt, bei der er wohnt. Nun, er soll bei mir auch seinen Tee haben. Nicht umsonst hat Haberlandt an der Ecke den nickenden Chinesen im Fenster, wo die Kinder noch immer stehen bleiben, wenngleich er da doch nun schon an die fünfzehn Jahre nickt und einen Zettel *China-Tee* am Hals hat; aber es kommen eben immer neue zu, Kinder meine ich, wie nun auch unsere süße Adelaide. Und warum soll ich nicht dort ein Achtel kaufen und Herrn Feinhals nach und nach aufbrühen?"

Tante Fritze stand auf. "Malchen, Harmonia, wir gehen! Bringt mir meinen Umhang. Du bleibst wohl noch, Sardine, und plauderst mit der lieben Ida."

"Nein", sagte Fräulein Sardine und griff nach dem Fuchsmuff. "Ich will doch noch mal bei Haberlandt vorbei und mich vergewissern, ob der Chinese noch immer nickt und den China-Tee am Hals trägt. Ich habe lange nicht darauf geachtet, und man kann nicht wissen – "

Es war schon finster an diesem Frühnachmittag. Der Bürgermeister arbeitete in seinem Zimmer und die Mutter blieb mit dem Kind allein.

Die Luft über dem Bettchen beruhigte sich. Still und warm stand sie über dem regungslosen Kind, über das hinweg die Reden der Tanten gegangen waren. Die Mutter saß zu Füßen ihres kleinen Mädchens. Die weißen Kissen schimmerten im dunklen Zimmer und hoben sich unter keinem Atemzug. Es war beängstigend still, und stiller wurde es noch, wenn es im Ofen geknistert hatte. Aus seinem Türspältchen kam ein wenig rötlicher Schein und ein heißer Hauch. Die beiden großen Betten waren noch zugedeckt. Der Kupferstich darüber, das *Abendmahl* nach Lionardo, war ganz ins Dunkel der Wand versunken, und nur der weiße Rand des Kartons leuchtete wie das aufgerissene Maul eines erstarrten schwarzen Ungeheuers.

Schnee fiel vor den Fenstern nieder, die spärlichen Laternen ließen ein paar Flocken aufglänzen und beleuchteten nur in kleinem Umkreis die Straße. Es war nicht laut dort. In den Geschäften war nach Weihnachten das Treiben eingeschlafen. An den Ladentüren standen junge Leute und

starrten gedankenlos auf den beschneiten Bürgersteig, auf die wenigen Passanten und die seltenen Wagen, die langsam vorüberführen, als sanken selbst die Pferde in Gleichgültigkeit und Müdigkeit.

Die Mutter ängstigte sich nicht über die Stille, die das Kinderbett einschloß. Das halbwache Leben ihres Kindes dämpfte ihr eigenes Dasein, sie fühlte sich selbst in einen schöneren Zustand zurücksinken, in die Urdämmerung des Lebens, in ein noch nicht entwirrtes Durcheinanderwogen noch schlafender Empfindungen. Auch den Vater hatte es so ergriffen. Und es war gekommen, daß nicht die Eltern ihr Kind geweckt hatten, vielmehr hatte das Kind die beiden Alten zu sich in seinen Dämmerzustand hinabgezogen. Als wäre es das Stärkere, hatten seine Gleichgültigkeit gegen das Leben und seine Unempfindsamkeit für die Welt die Eltern erfaßt und wohltuend in halbawachen Schlaf verstrickt.

–

In der Küche klorren die Teller leiser, der Regen floß an den Scheiben herab, die Mauern hielten den Straßenlärm noch ferner. Stummer schwiegen die Tiere in der Vogelstube, ihre Schnäbel waren nicht mehr bloß geschlossen, sie preßten sich zusammen; angstvoller aber starrten die Augen, gelbe und schwarze und graue. Das Winterlicht entlockte ihnen keinen Strahl mehr, keine Wärme hob ihr Gefieder.

Der Vater öffnete leise die Tür und sah in die eisigkalte Vogelstube hinein. Es war keine Zärtlichkeit mehr in seinem Blick. Gleichgültigkeit hatte die Liebe verdrängt. Er lauschte nicht mehr auf das Schweigen seiner stummen Vögel. Denn es sprach nicht mehr zu dem Lieblosen. Er horchte nur noch, ob der Atem des Kindes nicht lauter gehen wollte, er beugte sich nur über das Bett, um – vergeblich! – einen warmen Hauch aufzufangen, einen Blick des Erkennens aus den stummen tiefen Augen, um ein Öffnen des Mundes zu sehen und ein Stammeln zu hören, einen Laut, einen einzigen Laut, den kein unbekannter Schmerz der Stummheit entriß.

Der Vater löschte seine Lampe aus. Er ließ die Maus, die er in der Vogelstube gehört hatte, ungestört weiternagen. Mochte sie zu dem schönen Uhu hinaufklettern und ihn zerstören! War nicht die Welt im Zimmer seines Kindes begrenzt?

Er ging leise hinüber, die Mutter hatte noch kein Licht gemacht.

"Bist du es, Dagobert?"

"Wer sonst, Ida? – Geh nicht so weiter, du ermüdest dich."

Die Mutter ging von einer Wand zur andern. Nun war alles versunken in Dunkelheit. Das erstarrte Ungeheuer riß kein Maul mehr auf, kein Kissen leuchtete mehr. Nur tief im Raum, wo die beiden Fenster in die Dunkelheit schnitten, war der matte helle Zug der Flocken von oben hinab. Es leuchtete darin von ein wenig Gold und Silber. Aber das waren unfaßbare Dinge und weit entrückt.

"Ich bin nicht müde", sagte die Mutter. "Hast du gearbeitet, Dagobert?"

Es kam keine Antwort. Endlich sagte die Stimme des Vaters vom Bett her: "Ich weiß es nicht. Ich glaube wohl, Ida ..."

Die Mutter sah umsonst nach ihm hinüber. Sie fand ihn nicht im dunklen Zimmer. Sie erschrak tief. Hatte es die beiden dort hinabgezogen ins Finstere, stand sie allein gelassen an diesem Fenster, an dem der Schnee lautlos hinabrieselte, unter dem ein spärliches Leben schattenhaft vorüberglitt?

"Dagobert," sagte sie leise, "bist du da?"

"Du fürchtest doch doch nicht, Ida?" sagte er neben ihr. "Es atmet. Ich höre es, glaube ich. Mir ist, als brauchten wir nicht mehr so lange zu warten, bis diese Menschenseele aufbricht und leuchtet. Sie will erst kräftig Wurzeln schlagen, ehe sie ans Blühen denkt."

"Ja, es ist wohl nicht anders, Dagobert."

"Waren die Schwestern hier, Ida?"

"Die Schwestern, und sie sprachen viel. Ich muß den Kopf schütteln, weil ich einmal mitgesprochen habe. Es ist ein Kind und lebt kaum, Dagobert, und hat uns doch ganz verwandelt. Es ist stärker als wir, Dagobert. Seine Haare wachsen und unsere fallen aus. Vermagst du es zu denken? Es steigt ans Licht und wir verlassen es."

"Wie bist du mein und sind wir ineinander, Ida! Du denkst mit meinem Kopf, und dein Herz schlägt in mir. Ist es darum, daß wir nun so viel zusammen schweigen? Was hätten wir uns noch in Worten zu sagen?"

"Sprich nicht so, es ängstigt mich, Dagobert. Du mußt nun doppelt bei mir bleiben. Bei aller Ruhe in mir ist da immer eine Furcht: es ist alles so anders geworden, seit das Kind da ist. Die Welt ist die gleiche geblieben und die Menschen auch, auf der Straße ist es nicht stiller als vor einem Jahr, und doch hören wir es kaum, und die Menschen reden über uns

hinweg, als wären wir hinabgeglitten oder wären Schatten, und wir verstehen weniger, was sich zuträgt. Nur wir sind fester eins geworden, und das Kind ist kein Keil zwischen uns, eher ein neues Band."

"So ist es wohl, Ida, wie? Ein neues Band."

"Aber wir vergessen nicht unseren Rudolf. Er schreibt nicht und ist so weit weg, es ist eine große Stadt, und wenn ich auch nicht höre, was die Schwestern reden und ahnen wollen, so bedrückt es mich doch."

"Um ihn kannst du ruhig sein, Ida. Er ist recht fürs Leben gewachsen. Er hat den Zug der Spötter, das schützt ihn vor tiefen Gefühlen und einer innigeren Teilnahme an Erlebnissen. Er steht immer mit seinem lieben kleinen Lächeln über allen Dingen, über der großen Stadt mit Rausch und Verwirrungen jetzt ebenso, wie schon als Schuljunge über unserem bescheidenen Dasein. Ich weiß nicht, woher er es hat, von mir nicht und von der weichen Mutter noch weniger. Aber er wird nie ein Opfer der Ereignisse werden, immer wird er spotten oder doch spötteln. Das ist mir ein Trost für euch zwei, wenn ich einmal nicht dasein werde."

"Dagobert –"

"Warum soll ich diesen Gedanken verwerfen? Er ist näher und begründeter als jeder andere. Und ich werde am Dreikönigstag mein Hab und Gut durchgehen und aufstellen, was euch einmal bleiben wird. Viel wird es wohl nicht sein. Aber Rudolf ist dann da und gewiß schon ein großer Mann."

Sie standen am Fenster. Beider Haar war grau und jung nur das Auge im faltigen Gesicht. Die Luft war still geworden, der Schnee fiel nicht mehr, er lag hoch und weiß und fast überall unberührt auf der Straße. Die Sterne funkelten. Über dem Dach des Nachbarhauses stand der große Bär.

"Es ist wahr," sagte Ida und sah zu ihm hinauf, "daß er auch über anderen Ländern steht? Daß er über Spaniens Küsten glänzt und über den Seen von Italien? wie, Dagobert? Wir waren niemals dort, aber wenn wir von hier zu ihm hinaufsehen, ist es nicht das gleiche? Ist er nicht unwandelbar? Und kann er irgendwo klarer strahlen als in dieser Winternacht bei uns? Dort unten plätscherte nur ein fremder See ans Ufer, und beleuchtete er eine kalte Marmorgestalt. Aber hier schläft under Kind hinter uns."

"Liebe Frau –"

Da bewegte sich etwas.

Aber es war nur Serafine, die zum Abendessen rief. In der Nebenstube stand die alte Lampe mit dem Messingfuß auf dem weißen Tisch.

"Also komm, Dagobert. Es schläft."

Die kleine Adelaide schlief. Sie hatte zum erstenmal Farbe auf den Wangen. Und im Schlaf, in einem ersten Traum vielleicht, bewegte sie die geballten blassen Hände.

ABER ES KAM WEDER DAZU, daß der Bürgermeister am Dreikönigstag sein Hab und Gut durchging, noch daß am gleichen Abend die Tanten mit den Kindern zum Tanz in die *Ressource* hinaufstiegen. Vielmehr wanderten rosa Mousseline und gestickter Battist in die Kleiderkiste auf den Boden und blieben dort bis zu den nächsten Dreikönigen liegen. Und das hatte seine guten Gründe.

Am fünften Januar, an einem schönen, klaren und kalten Tag, ging der Bürgermeister wie gewohnt nach neun Uhr ins Amt. Mutter Bengschen, zwei gestopfte Gänse für die Apothekerin unterm Arm, war ihm noch an der Ecke bei Kaufmann Haberlandt begegnet, sie erzählte es ausführlich allen, die es hören oder nicht hören wollten.

Ja, und dann war es gegen zwölf Uhr gewesen.

Da saß die Bürgermeisterin im Schlafzimmer am Fenster und wartete auf den Vater, der fünf Minuten nach dem Glockenschlag um die Ecke biegen mußte, als sie sich plötzlich mit stockendem Herzen umdrehte. In seinem Bett saß das Kind, hoch aufgerichtet, die Arme nach der Tür ausgestreckt, in den Augen etwas, was die Mutter nicht erfassen konnte, und sagte leise, aber deutlich und klagend: "Papa –" Sofort fiel es zurück und begann zu weinen.

Die Bürgermeiserin saß noch da, als Serafine hereinstürzte, die in der Küche das Kind hatte weinen hören.

"Frau Bürgermeistern!" rief sie erschrocken und vorwurfsvoll, "es weint und da sitzen Sie?"

"Gib es mir her", sagte die Mutter zitternd. "Ich kann nicht aufstehen. Sie hat Papa gerufen."

Serafine legte vor Schreck das Kind wieder hin. "Meine Güte," sagte sie, "es hat gered't? Das ist ja wie ein Wunder, Frau Bürgermeistern!"

"Leg es mir auf den Schoß, Serafine. Der Schreck ist mir in die Glieder gefahren, die Freude. Was wird der Herr sagen, Serafine! Wie spät ist es?"

"Da schlägt's, Frau Bürgermeisterin."

Vom Rathaus her klang die Uhr.

"Aber je, was hab'n se mit der Uhr gemacht! Die rückt ja nich vor und klingt so dumpf wie'ne Sterbeglocke."

"Sei nicht dumm, Serafine. Kommt der Herr um die Ecke?"

"Ich seh nichts, Frau Bürgermeisterin."

"Nun wird er grade heute länger bleiben. So ist es immer, Serafine. Geh, leg das Kind zurück und hol mir den Kapotthut und Muff und Umhang. Ich geh dem Herrn entgegen, und du deckst inzwischen den Tisch." Sie stand schwerfällig und mühsam auf und band sich mit zitternden Händen die Bänder des Huts. Das Kind lag wieder still im Bettchen, aber es sah die Mutter an, mit seinen tiefen, unverständlichen Augen, die aus einer anderen, geheimnisvollen Welt her zu blicken schienen.

"Dela," fragte die Mutter plötzlich angstvoll und ergriffen von diesem rätselhaften Blick, "Dela, wo bleibt der Vater heut?"

Als sie über den Platz auf das Rathaus zulief – sie hatte den Vater auf dem Weg nicht getroffen –, standen mehr Menschen als sonst vor den Häusern. Sie sah nirgends hin, denn das Herz war ihr merkwürdig beklommen.

Der Nachtwächter Rothleider stand unten in der Halle, mit einem Soldaten in aufgeregtem Gespräch.

"Frau Bürgermeisterin!" schrie er fast.

"Ist mein Mann noch oben?" fragte sie hastig und erstieg schon die Treppe.

Die Kniee taten ihr weh. Sie hätte doch lieber zu Haus auf ihn warten sollen. Von dem heftigen Lauf war ihr ganz schwindlig, und sie suchte, fast wankend, die Tür zu dem kleinen Privatzimmer des Bürgermeisters, wo er seinen Mantel abzulegen pflegte. Dort hatte sie schon oft mittags gesessen, halb versteckt von dem hohen Stehpult, und war beglückt worden durch sein überraschtes Lachen, wenn er sie erst nach dem Hereinkommen und beim Nähertreten entdeckte. Aber wo war heut die

Tür? Hinter einer andern hörte sie dumpfe Stimmen und heftiges Hin und Her und Tischrücken.

Da kam der Sekretär heraus, ein blasser, stiller und höflicher Mensch. "Gnädige Frau," rief er erschrocken, "hat man Sie geholt?"

"Geholt?" fragte sie verständnislos und sah an ihm vorbei. Hinter dem Türspalt sah sie schwarze Rücken sich vorbeischieben; der Türflügel öffnete sich weiter, da war eine Lücke zwischen den Menschen, und dort sah sie plötzlich von einem Tisch herabhängen die Füße ihres Mannes.

"Dagobert!" Sie stand vor dem Tisch. Der alte Sanitätsrat knöpfte dem Bürgermeister grade die Weste zu. Ein junger Mann neben ihm warf schnell ein weißes Tuch über ein fremdes, entstelltes und verzerrtes Gesicht, aus dem ein gräßlich starres Auge hinaushing. Der Mund stand weit offen, die Zunge war wie in einem Krampf aufgerollt.

"Sie ruft Papa –", sagte die Bürgermeisterin und knöpfte, ohne es zu wissen, ihre Hutbänder auf. "Dagobert?"

Der Sanitätsrat zog ihre Hände hinab und umfaßte die Frau. "Er ist tot, Frau Ida. Er hört Sie nicht mehr. Verstehen Sie? Tot! Tot! Tot!"

Er hatte gut schreien. die Bürgermeisterin sah ihn lächelnd an. "Wie?" sagte sie. "Schön, schön. Wo ist mein Mann?"

"Tot ist er! – Holt einen Wagen, Leute, schnell. – Er ist tot, Frau Ida, da ist seine Hand. – Man muß sie aufwecken. Sie verliert den Verstand. – Tot, tot! – Nehmen Sie das Tuch fort, Kollege, aber drücken Sie vorher das Auge hinein und sehen Sie, ob Sie den Mund schließen können. – So! – Wer ist das, Frau Ida? Sehen sie, er ist tot! tot!"

"Es ist Dagobert," sagte die Bürgermeisterin laut, "Wer ist alt geworden, mein Dagobert. Was sagt er?"

"Er ist tot!"

Die Bürgermeisterin warf die Arme in die Luft. Sie stieß einen Schrei aus, daß alle erbebten. Der Sanitätsrat hielt sie mit Gewalt aufrecht. Der junge Arzt sprang ihm bei.

Da kam Geschrei die Treppe herauf, den Korridor entlang. Es waren die herbeigeholten Tanten und Nichten.

"Ida!" schrie Fritze.

"Dagobert!" Sardine.

Die drei Töchter fuhren wieder aus der Tür hinaus, kreischend und schreiend. Denn da lag der Bürgermeister, das Gesicht vom Schlag verzerrt, die Augen halb offen und grausig starrend. Harmonia bekam einen Schreikrampf, und Tante Fritze mußte hinaus.

Da stellt sich die Bürgermeisterin fest auf die Füße. "Ruhe!" sagte sie befehlend. "Er hat das Schweigen geliebt. Er will es still um sich." Ihre Worte jagten sich atemlos. "Laßt ihn allein. Es kann ihm niemand helfen. Wir sind arm, wir sind arm."

Sie ging allein hinaus und hinab ohne zu sehen, über den Platz und in die Straße hinein und ihrem Haus entgegen. Dort war eine endlose Treppe und dann eine Stube mit gedecktem Tisch und dampfender Suppenterrine darauf. Es war für zwei Personen gerichtet. Die Bürgermeisterin nahm sorgfältig, da nun der andere nicht kam, das eine Gedeck auf, Teller und Löffel und Besteck und die Serviette im silbernen Ring mit dem Monogramm D.G. und trug alles in die Küche zurück.

"Serafine mag es wegstellen", sagte sie laut

Sie ging zurück, stellte den überflüssigen Stuhl an die Wand, legte Hut und Umhang weg – *Ich habe den Muff verloren*, dachte sie und trat in die Schlafstube. Dort saß Serafine, die schon vor der Tür alles gehört hatte, am Bett des Kindes und weinte laut.

"Frau Bürgermeistern!" schrie sie. "Madame! Madame!"

"Still," sagte die Mutter, "geh hinaus, iß dein Mittag und mach die Flasche zurecht."

Serafine, verstummt mit einem Schlag, schlich hinaus.

"Dela," flüsterte die Mutter leise, "er ist tot, er ist tot, er ist tot." Sie sagte es so lange, bis sie zum fühlbaren Schmerz erwachte.

IN EINER DER ÄUSSERSTEN STRASSEN der Stadt gibt es zwischen zwei kleinen alten Häusern ein hohes Holzgatter, das den Eingang zur Promenade bildet. Geht dort ein kleines, acht- oder neunjähriges Mädchen hindurch, so ist das erste, was sie sieht, die alte Kirschenfrau zur Linken. Die sitzt auf einem niedrigen Feldstühlchen, immer eingepackt in ein graues Umschlagtuch mit roter Kante, ein kleines zusammengeschrumpeltes Weibchen mit roten tiefenden Augen und einer spitzen Nase, an der des öfteren ein schöner, silberheller funkelnder Tropfen hängt. Zu ihrer Linken

steht ein Korb mit roten, zu ihre Rechten ein gleich großer mit schwarzen Kirschen. Für fünf Pfennige bekommt man davon eine große Tüte voll. Die hält man dann stolz und glücklich steif in der Hand vor sich und geht achtsam weiter.

Hat nun so ein kleines Mädchen die Augen offen, so sieht man, daß man in einer sehr schönen Allee ist und auf einem festen, gesprenkelten Kiesboden geht, der, in der Mitte erhöht, sanft und schön nach beiden Seiten sich senkt. Links stehen kleine freundliche Villen in kleinen freundlichen Blumengärten, rechts ist da eine Reihe unendlich hoher und breitwipfliger Ahornbäume, hinter denen Wiesen beginnen, Wiesen, die ein folgsames Kind nie betreten wird. Denn Mütter und Tanten wissen von den Erlebnissen unartiger kleiner Knaben her, daß man versinkt, sobald man diese Wiesen betritt, daß unter dem schönen grünen Gras und den gelben glänzenden Blumen kleine Kobolde wohnen, die einen an den Füßen packen und hinabziehen. Alles Schreien und Bitten hilft nichts, und man gelangt in ein Land, wo es keine Sonne, keine Wiesen und keine Wolken gibt.

Geht man zum erstenmal diese Allee hinab, so glaubt man, daß sie ohne Ende ist, so weithin wölben sich die grünen Ahornwipfel. Später weiß man, daß man eigentlich bald an eine kleine schwarze, geschwungene Brücke kommt, unter der in einem breiten blühenden, grünwuchernden Wasserbett ein dürftiges Rinnsal sickert. Dort tummeln sich Käfer und Schmetterlinge in der Luft, gibt es durchsichtige Wolken von Mücken, glänzende Fliegenflügel, ein Summen und Surren. Und dann beginnt erst das eigentliche Glück, da kommt das, wovor das Herz immer wieder bänglich vor Seligkeit klopft: da ist das Paradies. Es sind die Anlagen, und es führen wohl zwanzig weiße, saubere Wege und Pfade hindurch. An den Rändern stehen Hecken und Blumenbüsche, kleine weiße Ahornbäume ohne Blut, und Buchen mit Blättern, die alles Blut der andern Bäume aufgesogen zu haben scheinen. Birkenlaub flattert oben und Weidenzweige schaukeln unten. Da sind dunkle Gruppen von großen alten Bäumen, und in tiefem Schatten und ewiger Kühle stehen Bänke, ist ein Tisch um einen Stamm herumgewachsen. Schöner, als alle Träume sein können, sind Blumenbeete in allen Farben auf die Wiesen hingesunken. Es sind die Blumenkleider süßer Engelskinder, die beim Trocknen hinabgeflattert sein mögen. Da liegen sie nun und duften, so

schön und heilig, daß niemand über den Rasen gehen und sich ihnen nähern und sie berühren darf. Und doch kennt so ein kleines Mädchen keine größere Sehnsucht, als am Rand solches bunten Fleckchens zu knien, mit den weißen Fingern über die Blumen zu gleiten, sie zu küssen, das Gesicht hineinzulegen und so nur eine Minute zu verharren. Was für Träume müssen wohl daraus hervorstiegen und sich sanft unter die geschlossenen Lider drängen! Und wenn es schon so stark bis auf den Weg herüberduftet, wie unerträglich süß müßte erst die Nähe dieser Blumen sein!

Denn das kleine Mädchen hat eine Leidenschaft für Gras und Bäume und Blumen. Sie liebt die süßen Tausendschönchen am Wegrand und die Einfassungen von Reseda und Vergißmeinnicht. Aber weit fort, unerreichbar stehen die heiligen Tulpen und Primeln, Nelken und Begonien, Lilien und Iris. Da gibt es weiter Büsche, an denen rote Herzchen hängen oder blaue geheimnisvolle Wesen, an denen die Mutter oder eine Tante manchmal sanft zu drücken wagt, und dann springen weiße, weiße Täubchen heraus und spannen sich vor den blauen Wagen, und nichts fehlt mehr zum vollendeten Wunder als das Elflein, das darin Platz nimmt...

Einen Weg gibt es, an dem entlang Rosenstöcke stehen; sie blühen bis tief ins Jahr hinein. Auf dem Rasen liegen rote und rosa und goldgelbe Blätter. Diese darf man aufheben, und es gibt auf der Kommode zu Haus eine gesprungene blaue, tiefe Schüssel, die wird mit diesen Blättern gefüllt, und drückt man da sein kleines blasses Gesicht hinein, so gibt es Vorahnung der Düfte und Träume, die einen über den blühenden Beeten anfallen müssen.

Aber das Schönste an diesen Anlagen sind schließlich nicht das Milchhäuschen, wie die Tanten meinen, oder die eingefasste kleine silberhelle Quelle, die singt und gluckst und plätschert, es ist vielleicht der Berg. Dieser Berg ist ein künstliches Hügelchen, aufgeschüttet mitten auf einem Wiesenplan; zwanzig hohe künstliche Felsenstufen führen zu einem Pavillon hinauf. Ist niemand darin, so steigt man trotz der schmutzigen Schuhe auf die umlaufende Bank und sieht – O Gott, und sieht – Da ist der Himmel neu und weiter und hat Wolken, die vorher die Bäume versteckten, und er ist dort unten anders gefärbt, er ist in einen weißen Duft gehüllt, oder etwas Goldig-Rötliches steigt dort auf, es ist eine Farbe,

die man noch nie gesehen hat. Und man sieht weiter, daß es hinter der Stadt noch nicht zu Ende ist mit der Welt. Da liegt etwas Dunkles und Unbewegliches, es muß die Nacht sein, die sich von der Stadt zurückgezogen hat und nun ringsum lauert, bis sie wieder über die Dächer herfallen und ihren Mantel um die Stadt schlagen kann. Es sind die unbekanntenen fremden Wälder, die dem kleinen Mädchen immer noch erst ein Name geblieben sind, ein unheimlicher Ort aus einem Märchen, den es in Wirklichkeit vielleicht gar nicht gibt und wenn, dann wohl erst in England oder China oder Afrika. Dahin wird das kleine Mädchen nie kommen, denn es ist weit bis dahin und man ist recht arm. Aber das alles betrübt einen wenig oder gar nicht. Denn wo sonst auf der Welt gibt es diese Anlagen und Blumen und Bäume und einen Berg?

Schließlich kommt man zu dem Schluß, daß das Dunkle dahinten Wolken sind, schwarze schwere Wolken voll Regen, die auf die Erde gefallen sind. Man brauchte ja eigentlich nur zu fragen und sich bei der Mutter oder einer Tante zu erkundigen. Aber man zieht es durchaus vor, alles mit sich allein abzumachen, allein die Neugier zu stillen durch Mutmaßungen und Ahnungen – und übrigens ist es gar nicht betrübend, nicht alles zu wissen; das kleine Mädchen meint vielmehr, daß grade das, was ihr dunkel bleibt, verworren, rätselhaft, das Schönste an den Dingen ist.

Hat sie sich an diesen dunklen Wolken sattgesehen, die oft die Farbe wechseln, die dunkelgrau, fast schwarz im Sommer, gelb und rot, braun und violett im Herbst, ganz goldig und blaß im Frühling sind, und einmal im Winter, als sie hier oben stand, grau und weiß waren, zerrissen und zerklüftet, keine große Masse mehr, sondern etwa wie der stachlige Rücken eines Riesenigels – hat sie also genug davon, dann sieht sie da weiter vom Pavillon die Wiesen vor der Stadt und dann die Stadt selbst, rote, blaue und dunkle Dächer, schmale und breite Schornsteine, funkelnde Dachluken, krausen Rauch oder glatten Rauch, dünne Fähnlein und Bänder, die bald blau wie der Himmel und unsichtbar werden. Nur aus den hohen roten runden Fabrikschloten steigt es dick und schwarz und wälzt sich schwer den dunklen Wolken am Himmelsrand zu.

Und dann liegt unten am Fuß des Berges die Promenade selbst, da sind die hellen schmalen Wege und Blumenrabatten. alles sieht anders

von hier oben aus. Denn nun liegt viel blaue Luft dazwischen, durch die man wie durch Wasser hinabsieht. Und wenn auch nicht verzerrt, so ist doch alles anders gefärbt, heut sanfter und matter und morgen heller und glänzender. Man sieht direkt in die Baumwipfel hinein, die vielen Vögel glaubt man lauter singen zu hören. Wenn man die Arme hebt, schwindelt es einem, man glaubt zu fliegen, man schließt die Augen, süße Luft weht, die Vögel schmettern, daß man sein Blut zittern fühlt, und es wird unerträglich glanzvoll, daß man sich sinken läßt, bis man wieder die Erde unter sich fühlt und die Augen aufschlägt.

Da sitzt die Mutter, das Körbchen mit den Abendbrotstullen neben sich und einen kleinen Strickstumpf in der Hand; der ist für das kleine Mädchen bestimmt.

Es möchte eigentlich gerne fragen: *Mama, welcher Kirchturm gefällt dir besser, der graue oder der rote?* Denn es dürfte vielleicht doch interessant sein zu hören und zu erfahren, wie andere Leute über die Welt denken, und ob wohl allen der graue alte und zerschossene Turm besser gefällt. Aber schließlich ist es doch gleichgültig, und es kommt ja nur darauf an, ob das eigene Herz vor diesem Turm höher schlägt. Was geht es einen weiter an, was Fremde denken! Mutter und Tanten und Kaufleute! Das kleine Mädchen fühlt, daß gar kein Zusammenhang da ist zwischen ihr und irgendwelchen anderen. Mutter und Tanten, das sind wohl auch nur Namen und Titel wie Kaufmann oder Doktor oder Müller und Lehmann. Oder Mutter ist eben ein Beruf, zu pflegen und zu unterrichten und zu behüten. Jedes Kind hat so eine Frau, die es ernährt, oft haben auch mehrere zusammen eine, was aber für beide Teile weniger hübsch sein muß; und manche haben auch noch einen Menschen, den man Vater nennt. Von dem ihren hat man ihr eine wunderliche Geschichte erzählt. *Eltern* – das kleine Mädchen kennt dieses Wort nur als einen Begriff. Sie ist neun Jahre und weiß, daß jeder allein ist. Wo zwei oder mehr zusammen leben, ist das lediglich ein Gesellschaftsverhältnis, kein Gefühlszusammenhang. Von Geburtszusammenhang weiß sie noch nichts.

Aus diesen Gründen spricht sie auch so wenig und vertraut sich niemandem an. Wen könnten auch wohl ihre eigenen Angelegenheiten interessieren! Ihr liegt ja auch nichts an den Mitteilungen anderer. Und da

sie Liebe zu andern nicht kennt, spürt sie auch keine Liebe anderer, die sich auf sie richtet. Aber vielleicht ist auch keine da...

Die Frau, die sie Mutter nennt, ist sehr alt und schwach, andere Kinder sagen zu solchen Frauen Großmama. Sie rechnet den ganzen Tag und kocht und strickt und unterrichtet jeden Tag drei Stunden das kleine Mädchen, das nicht in die Schule zu gehen braucht, weil die Mutter selbst einmal Lehrerin in einem Dorf gewesen ist. Sie hat eine Wand mit Bildern voll, auf denen der Mann ist, der des kleinen Mädchens Vater wäre, wenn er lebte; diese Bilder werden bekränzt und gepflegt, Blumen werden darunter gestellt. Und die Mutter kann an gewissen Tagen dasitzen und bloß hinsehen und hinsehen – Das kleine Mädchen mag den Mann nicht besonders; auch er ist alt und hat einen Bart; nur dort, wo er einen hübschen jungen Mann in hellen Beinkleidern und dunklem langen Rock vorstellt und einen Soldaten in feiner Uniform, da sieht sie ihn lieber, und den – allenfalls – könnte sie sich entschließen, Vater zu nennen.

Es heißt in einem Märchen, das man ihr des öfteren erzählt, daß sie ein kleines stummes Kind gewesen ist. Einmal, fünf Minuten vor zwölf, im Winter, hat sie sich aufgesetzt, die so schwach war, daß sie kaum sonst das Händchen bewegen konnte, und hat "Papa!" gerufen, die sonst nicht einmal zum Weinen den Mund öffnete. In diesem selben augenblick soll ihr Vater, weit von ihr entfernt, in einem fremden Haus von seinem Stuhl aufgetaumelt sein, gestammelt haben: *"Meinen Mantel! Mich ruft meine Adelaide! Adelaide! Wie wird mir –"* und ist hingefallen, hat geseufzt, gezuckt und war tot.

Dieses war eine häßliche und sinnlose Geschichte. Durchaus erfunden. Sonst müßte sie wohl selbst etwas davon wissen. Kann man denn von einem Haus in ein weit anderes weit entferntes einen Ruf hören? Und wie sollte es ihr und anderen Menschen einen unsichtbaren Zusammenhang geben, wenn sie ihn selbst nicht spürte? Es gibt doch nur das, was sie selbst sieht und hört und fühlt. Und schon das, was sie lernt, ist zweifelhaft, denn es kommt ja nicht durch sich allein aus ihr heraus, sondern andere, Fremde erzählen es und behaupten es, und sie hat keine Ursache, ihnen zu glauben. Sie sieht auch vieles nicht ein. Warum kann ein Hund nicht Pferd heißen und ein Pferd Hund? Wenn die anderen es so nennen, will sie gerade so sagen! Sie war schon sieben Jahre alt, als sie noch immer

diesen Trotz hatte, über die Behauptungen der anderen zu lächeln. Sie nannte *Kuh* ein Tier, das ihr, ihr allein und darum einzig rechtmäßig, diesen Namen zu tragen würdig schien. Sie nannte *rot* eine Farbe, die ihr mißfiel, weil das Wort selbst ihr zuwider war. Die Farbe, die sie rot nannte, war schwarz. *Schwarz* aber war ein schönes, volles und rauschendes Wort, und darum bezeichnete sie damit des Himmels Blau. *Bett* klang kurz und kalt und unfreundlich, so verdiente nur eine Holzbank beschimpft zu werden, aber zu dem Möbelstück, in dem sie warm liegen und gut schlafen und herrlich träumen konnte, paßte einzig und allein dieses Wort, das man voll und tief aussprechen und einen ganzen Atemzug lang hinhalten konnte: "Stuhl". Erst mit acht Jahren entschloß sie sich, sich dem Sprachgebrauch ihrer Umgebung anzupassen, weil sie sonst nicht zurechtkam. Überall begegnete sie Trotz und Widerstand, alle schienen darin übereingekommen, alle Dinge sinnlos zu benennen, und sie verlor damit das Verständigungsmittel mit den Menschen. Sie fand sich nicht zurecht mit der Sprache der andern, die ohne nachzudenken und zu zweifeln dahinlebten; sie allein, die Vernunft hatte, erschien wahnsinnig unter Vernunftlosen, und in einer ganzen schlaflosen Nacht, ihrer ersten schlaflosen und durchweinten, verzichtete sie auf ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit und die wahre, nur aus sich heraus zu findende und so alleingültige Erkenntnis und beschloß, sich den Menschen anzubequemen, unter die sie gestoßen war. Vom nächsten Tag an nannte sie die Dinge so, wie die andern es taten, fiel nur noch selten in ihre eigene Weisheit zurück und lebte nun müheloser. Aber eine Art Glück war ihr genommen, ihr Stolz auf Selbständigkeit und Abgeschiedenheit von den andern, das schmerzliche Frohgefühl ihrer Einsamkeit und die Freiheit des Denkens. Ein melancholischer Ersatz dafür war die Verachtung gegen die Menschen, die nicht dachten, und gegen die Dinge, die sich nicht empörten. Aber anstatt den Menschen durch ihre Annahme ihrer Sprache und Begriffe näher zu kommen, ward sie nur in schwerer empfunden, weil äußerlich zugedeedte und innerlich, im Kreis der Begriffe und im sprachlichen Ausdruck des Denkens unmöglich gemachte Einsamkeit verstoßen.

Aber wenn man neun Jahre alt ist und der seit Menschengedenken schönste Sommer die Erde beglückt, ist Trauer und Verachtung und Einsamkeit ein wenig vergessen; denn da sind Vögel und Blumen und

kleine Wellen, Wolken, Gewitter und Regengüsse, Käfer und Falter, zahllose Farben und vielfache Musik des Tages, was alles einem nah verwandt ist, einem allein gehört und was – und das ist das allerschönste – was niemand, niemand außer einem liebt. Denn sie kennt keinen, der es liebt, am Fenster zu stehen, wenn es regnet, wenn graue Tücher niedersinken, wenn Wellen über die Fensterscheiben fließen. Niemand liebt es, nur sie allein, heimlich das Fenster zu öffnen, die Hand hinauszuhalten und die lauen Tropfen zu sammeln und zu trinken. Oder sie läuft leise hinab auf die Straße, breitet die Arme aus, namenlose Seligkeit umfängt sie, wenn der Regen durch ihr feines blondes Haar läuft, an den blassen Wangen hinabrinnt, durch das Kleid dringt und ihren Körper bespült. Das ist dann nicht die Erde mehr, sie ist auf dem Grund eines Wassers, sie geht durch die Flut zwischen Schilfwurzeln und Riesenmuscheln. Sie wird schwimmen, auftauchen und nach dem Berg ausschauen – so sehr ist sie in Ekstase, daß sie sich vom Boden schnellt, den Körper nach vorn wirft, die Arme ausbreitet und bereit ist, vom Wasser sich hinauftragen zu lassen – aber sie fällt hin, auf das nasse Pflaster, sie schlägt sich, sie blutet vielleicht, denn ihre Haut ist feiner und dünner und zarter, als gut ist, und reißt leicht; aber sie würde nicht weinen. Eher lächelt sie und hört gleichgültig auf die klagende Stimme der Mutter, die sie auszieht und reinigt und ermahnt.

"Dela, Dela, schone deine Sachen. Ich bin eine arme Frau, und wenn die Pension nicht wäre von deinem seligen Vater –"

Aber das kleine Mädchen starrt auf das Fenster, an dem das Wasser hinabfließt, das die Nachbarhäuser fortschiebt, weit hinaus ins Graue und traumhaft Entrückte.

Gibt es wohl einen außer ihr, der Vögel und Blumen liebt wie sie? Sie kennt von wenigen nur die Namen, aber die Vögel heißen nach ihrem Lied und die Blumen nach ihrem Duft. Einmal in der Dämmerung hat auf dem First eines Hauses ein kleiner dunkler Vogel gesessen. Er sang so, daß sie stehen bleiben mußte, bis er fortflieg, er sang, daß sie ihr Herz spürte. Alle anderen Vögel erfreuten sie bisher nur, machten ihr eine liebliche Musik. Aber da war plötzlich ein Geschöpf, das irgendwie mit ihr zusammenhängen mußte, denn diess Lied wurde nicht so dahingesungen zum Zeitvertreib und zur bloßen Tönelust. Ihr war's, als müßten ihm viel Nachdenken, wie sie es kannte, viel Einsamkeit, wie sie

sie fühlte, und viel Sehnsucht, wie sie sie ahnte, vorangegangen sein. Sonst hätte es nicht ihr Herz erschüttern können. Und warum begann er erst zu singen, da die andern alle schliefen? Sie wußte wohl, weshalb. Weil er eine eigene Sprache sprach, wie sie sie einst gesprochen hatte, weil ihn die andern nicht verstehen würden, weil er liebte, allein zu sein und sich selbst zu lauschen. Denn er liebte keinen und wurde nicht geliebt und fand keine Gefühlsbeziehung zur Mitwelt – so wie sie. Er nannte den Tag Nacht und die Nacht Tag und lebte den Schlaf der andern. Dieses war ihr mutiger Bruder, der nicht nachgab, und sie nannte ihn – denn das schien alles zu sagen – den Vogel Einsamkeit.

Und sie liebte die Blumen, deren Blätter sie in der blauen gesprungenen Schüssel sammelte. Mit Namen kannte sie nur die prächtigen hochmütigen Blüten und die kleinen Margareten, Kamillen und Himmelschlüssel, Anemonen und Leberblümchen, Rittersporn und Männertreu. Aber dann standen da auf Wiesen und an Wegen, in Gräben und Gärten das schöne Heer der Namenlosen. Sie liebte die gelbe Blume auf dem Röhrenstengel, diese kleine irdische Sonne, ein goldenes süßes Sönnchen, in dessen Mitte winzige schwarze Käfer lebten. Auch diese Blume duftete, obschon die anderen Menschen es leugneten und vor ihr warnten. Aber sie wußte, es gab einen Duft, der war zu fein für manche Nase, und vielen, vielen Menschen war es versagt, hinter das Geheimnis der Dinge zu kommen. Diese verachtete und gemeine Blume mit ihrem schönen Geheimnis hieß ihr das Blümchen Heimlichkeit.

Was sie bis zu einem Schrei überwältigen kann, ist der Anblick der Wolken. Die weißen Gebirge, die aller Träume und Ahnungen spotten mit ihren unvorhergesehenen Verwandlungen, entrücken sie in eine unerträglich schöne Welt. Sie liegt lang auf dem Fensterbrett, den Kopf hart auf dem Rand eines Blumentopfes, und ohne einen Gedanken, ganz ausgefüllt von Seligkeit und ihrer einzigen Liebe, verliert sie sich in den Zauber des Himmels. Seine Farben sind wieder eine neue Welt. Es gibt keine Namen mehr für sie, nur Zärtlichkeitswerte und unaussprechliche Gefühle. Da ist das Blau, das das Herz hebt und die Augen so füllt, daß man meint, es fließe über und bedecke einen ganz, da jenes Blau, tief und geheimnisvoll wie ein Traum, aus dem man erwacht ist, dort ein silberner Morgenschimmer, als flüge ein Heer von

Engeln vorüber, ein Abendrot, als verbluteten dort alle Wünsche, und nichts bleibt mehr zu erfüllen übrig; und ein anderes Rot, das neue Wünsche aufweckt, das unglücklich und traurig macht, das am Herzen reißt. *Am Herzen* – noch kein Mensch hat das Herz dieses kleinen Mädchens bewegt, aber eine weiße schmale Wolke kann es erschüttern oder das hinsterbende Licht des Tages und die langsam sich vertiefende Bläue der Nacht, jene schwarze Bläue, die blinzelnde Augen aufschlägt, Augen, die schnell hell und klar werden, glänzende Kinderaugen, zwischen denen der Mond steht, jenes Auge, das sich von Nacht zu Nacht weiter öffnet, erst im schmalen Spalt, müde oder schäkernd, dann schwermütig noch das dunkle Lid gesenkt, bis es sich hebt und ganz das runde Auge entblößt, ein Auge, das jeden Glanz hat, jedes Gold, jedes Silber, dessen Licht hinabfließt, ein lautloser Strom, die Erde bedeckt und alles rein badet. Es erblaßt, die Sterne schließen sich, ein namenloses Grün, das Grün der Himmelswiesen breitet sich aus, es blüht rosig auf, rote und gelbe Blumen sprießen heraus, wachsen, vereinigen sich, da ist ein Teppich von Morgenröte und erstem Sonnenglanz; auf ihm wandelt der leuchtende Tag daher.

Dieses alles kennt das kleine Mädchen. Denn es wacht in heimlichen Stunden, während die ganze Stadt schläft und der Atem der Mutter durch das Zimmer geht. Es sehnt sich, ins Bett zu kommen. Dort kann es liegen und schlafend scheinen und sieht doch vor dem bloßen Ostfenster den Himmel, der sich dort über den letzten grünen Ästen alter Kastanien erhebt. Sie sieht die gezackten Blätter fein und scharf vor dem Himmel stehen und erst langsam in seinem dunkler werdenden Blau ertrinken. Im Bett erlebt sie den Aufgang des großen Frühlingsmondes, dessen roter Rand plötzlich über dem Fensterbord auftaucht. Er hebt sich, und in ihn hineingezeichnet sind da die letzten kleinen Blätter der Kastanie, ein Bild, schöner als je ein Menschengebilde. Im Winter ist der Mond klein und weiß und heller. Die Sterne beben vor Kälte und funkeln lauter; zwischen den unbewegten gleitet der Mond hindurch.

Und vor dem selben Fenster rollt die Sonne auf den grünen Himmelsteppich, flieht eine Wolke vor dem Tag, steigt eine Lerche auf, ein Taubenschwarm. Das erste Licht trifft die Stirn des kleinen Mädchens, der erste Vogellaut klingt für sie auf. Die Heimat ruft sie, die menschenleere und menschenfremde Heimat, die Natur, die sie wortlos

und hingegeben liebt, unbewußt, aus tiefstem Zwang, ihr willenloses Geschöpf.

Wenn die Mutter schläft und ein schwacher Nachtschein ins Zimmer dringt, dann geschieht es oft, daß sich das kleine Mädchen leise aufrichtet. Sie erträgt es nicht im engen toten Bett; sie weiß, draußen in der Nacht ist es lebendig. Dort lebt alles auf, lebt allein nur in diesen Stunden. Am Tag, vor den Menschen, zieht das Leben der Dinge sich in sich selbst zurück; jetzt bricht es heraus. Bäume und Blumen wachen, Häuser atmen auf, und scheinbar tote Dinge recken sich. Denn das Mädchen weiß, daß nur den Menschen die Dinge tot erscheinen; aber all und jedes hat sein Geheimnis des Lebens in sich.

Sie steigt aus dem Bett, tastet durch die Stube, denn noch ist der Mond nicht da und leuchtet ihr. Sie geht ans Fenster und kauert ohne Bewegung auf dem Stuhl. Sie will die Sterne zählen, sie sucht die Kastanienbäume unten im Hof zu erkennen. Im Mai gibt es dort weiße Lichter in der schwarzen Krone aufgesteckt. Ihr Duft dringt selbst durch geschlossene Fenster und verrät den Sinn des Baumes, weshalb er lebt und Kräfte sammelt. Wo ist ein Mensch, dessen Leben Jahr für Jahr so schöne Blüten treibt? Das kleine Mädchen kennt noch keinen ... wird sie ihn finden, wenn sie groß sein wird? Denn nur diesen Menschen könnte sie lieben –

Sie kann stundenlang am Fenster sitzen, indes hinter ihr die Mutter schläft und ihr Bett erkaltet. Sie schläft auch wohl am Fenster ein und erwacht fröstelnd in der Morgenkühle. Der Himmel ist schon hell. Aber dort steht noch der Mond, halb geöffnet erst; in der kühlen Luft glänzt er, wie sie ihn noch nie glänzen sah. Er glänzt wie von Träumen überflossen, wie ein Menschenauge, das in Tränen steht. Ihm nahe ist ein blasser Sern, ein zweiter letzter steht ein wenig tiefer; er ist grün und funkelt. Die Nachbarhäuser sind ihr fremd in dieser Stunde. Ein Traum liegt auf ihnen. Die Fenster führen in grenzenlose Dunkelheiten, und das offene Geheimnis ihrer Erscheinung verbirgt ein neues, tieferes. Die Unerschöpflichkeit des Daseins, das ewig erneute Rätsel schauert das Kind an. Es friert bis ins Herz, es fürchtet sich, es sehnt sich plötzlich nach Liebe, nach Umfängen, nach Menschenwärme, nach einem zweiten Wesen, das ebenso hilflos auf der Erde steht wie sie, das ebenso geängstet wird vom Leben, ebenso allein und ratlos ist. Das sie fragen

könnte: *Weißt du es? Rätst du es?* Sie hörte ein *Nein*, das *Nein*, das in ihr selbst aufklingt und vor dem sie allein sich fürchtet, hörte Weinen, spürte hilfloses, verzweifelt Umklammern. Man würde sich ineinander verstecken, vergraben, man würde sich lieben – nein, würde Liebe lügen aus Not – aber dann, wäre das ein Trost? Ein Trost, den eigenen Kummer im andern wiederzufinden? Sie glaubt, daß sie sich wohl eher schämen würde ...

Solches erfüllt sie dunkel und unbewußt, aber schwer und schmerzlich.

Die Stube ist schon unheimlich hell, hell ohne Farben. Denn das Morgengrauen verschlingt sie alle. Spinnweb hat alles überzogen. Die große Trostlosigkeit des Erwachens ist über die Dinge gekommen. Der Tag hebt an und reißt sie aus schönen Träumen. Das kleine Mädchen kriecht zitternd vor innerem Frost, zurückgestoßen mit all seiner Liebe und Hingabe vom letzten unlösbaren Geheimnis der Natur in ihr kleines Menschenschicksal, ins Bett; aber das Bett ist kalt geworden und empfängt sie leblos und widerwillig. Draußen verstoßen, hier geduldet – wo soll das kleine Mädchen hin? ...

Es ist viel zu stolz, die Menschen aufsuchen zu wollen. Sie will nicht Trost suchen, wo sie nicht Liebe fühlt. Sie wird warten, bis das Herz zu reden beginnen und ihr den rechten Weg weisen wird. Den allein wird sie gehen. Aber sie wird niemals Zugeständnisse an die Unvollkommenheit des Lebens machen, sie wird sich durchaus treu bleiben und von der schlimmsten Not nicht beirren lassen. Sie will lieber an Sehnsucht nach einem Menschenmund sterben als von den Küssen eines Ungeliebten sich beruhigen lassen, lieber toteneinsam bleiben als das Leben mit einem Fremden teilen. Und wer ist nicht fremd? Niemanden liebt sie, allem ist sie entrückt; sie hebt sich auf für ein späteres einziges großes Gefühl, für die Nähe eines einzigen Menschen. Auf der ganzen Welt eine Einzige, wird sie sich bewahren, ungeteilt, ungerührt von fremden und eigenen Gefühlen, unangetastet, für den gleichen Einzigen.

Erst viel später vermag sie dies in Worten zu denken, aber es ist von Anfang an die Bestimmung ihres Lebens, nach der sie unbewußt handelt und empfindet. Beinahe flieht sie vor den Menschen, beinahe geizt sie selbst mit billigen Worten; sie will alles in sich behalten und nichts von anderen nehmen. Niemals liebte sie Geschenke. Dinge, die käuflich sind, vergibt sie gern; Blumen schon gibt sie nur zögernd. Auch liebt sie es

nicht, Dinge zu behalten, nach denen anderen der Sinn steht. Sie bindet sich eine Schleife ab, auf der ein begehrllicher Blick haftet, und reicht sie mit verächtlichem Lächeln hin. Und es begibt sich weiter, daß sie einen Blumenstrauß, den ihr, der kleinen Sehnsüchtigen am Gartentürchen, eine junge Dame schenkte, auf der Brücke ins Wasser fallen läßt, weil ihn die Tanten lobten. Sie mag nichts, woran anderer Liebe hängt – Haß stört sie nicht – , und was sie mit anderen teilen müßte. Sie würde nicht einen Bissen ihres Kuchens, nicht eine Kirsche aus ihrer großen Tüte fortgeben, aber sie verschenkt beides ganz. Hat sie ihre fünf Pfennige in fünf Tagen glücklich gespart und steht ein Bettler am Weg, so würde es sie ekeln, vier von den fünf Pfennigen zu behalten, von denen sie einen an den Lüsternen fortgegeben; sie weiß, seine Begehrlichkeit hängt auch am Rest des Geldes. Und sie schüttelt alles mit unsäglicher Verachtung in die schmutzige Hand und geht an den Kirschenkörben mit einem kaum schmerzlichen, eher gleichgültigen Lächeln vorbei.

Auf diese Weise wird das Leben des kleinen Mädchens, allzusehr in den eigenen Kreis gebannt, losgelöst von allen Beziehungen, die sonst Menschenexistenzen miteinander verbinden. Kein geistiger, gesellschaftlicher oder Gefühlszusammenhang besteht zwischen ihr und anderen. Mit niemandem teilt sie Neigung, Gedanken, Sachen. Schwach und fein, blaß und zart, befreit sie sich still und entschieden von allen Stützen und Verbindungen und fühlt ihre ganze Kraft in ihrer jungen kleinen Einsamkeit. Muß sie sie aufgeben, wird sie hilflos und verwirrt. Sie hat solcherweise keine Freundinnen. Da sie die Schule nicht besucht, ergibt sich keine Nötigung dazu. Aber man hat zärtlich besorgt versucht, ihr auf der Promenade Bekanntschaften zu vermitteln. Das kleine Mädchen lächelte still in sich hinein. Sie spielte mit, sprach das Notwendige, lief wie aufgezogen, versteckte sich wie vorgeschrieben, aber tat nichts aus Lust und mit Freude, sondern aus Mitleid mit den anderen Kindern. Die fühlten Gleichgültigkeit und ließen sie stehen, eine ihnen zu Liebe Beschämte, innerlich still Glückliche und Verächtliche. Was sollen ihr diese Spiele! Kann es sie freuen, im Laufen Gras und Blumen zu zertreten? Viel lieber sitzt sie da und beschaut einen grünen Halm, der so fein und dünn ist, daß ihn ein Menschenatem umwirft. Zieht man ihn aus der Erde, so ist er unten bleich und blutlos, da lag er im Dunkel, sehnsüchtig nach Sonne. Er ist feucht und klebrig, Saft quillt aus

ihm. Er duftet an den Fingern, und das kleine Mädchen, verlassen von Spielgefährten, geht heim mit dem schönsten Gewinn, mit Grasduft an den Händen ... Sie schleicht zu Haus vorsichtig um den Waschtisch herum und hat keinen anderen Wunsch, als daß die Mutter die abendliche Waschung vergäße. Sie wird glücklich, denn sie kommt ungewaschen ins Bett und legt das Gesicht in die Hände und schläft ein, versunken in Wiesenduft und umspült von einem Meer aus Gras- und Blumensaft ...

Was soll sie da mit Puppen? Puppen sind das einzige, was ganz und wahrhaftig und allein auf der Welt tot ist. In einem Kieselstein ist Leben, er kommt aus dem Bach, von einem Weg, von einem Felsen, aus einer Grube, aber eine Puppe allein aus Menschenhänden. Eine Puppe ist das noch totere Abbild eines Menschen oder ist der Mensch in seiner wahrsten Offenbarung, ein Wesen, das künstlich ist und unselbständig und der Sklave von bestimmten Einrichtungen. Sie hat den Vorzug der Stummheit, aber den Nachteil der Gedankenleere. Sie hat die Liebenswürdigkeit eines vollkommenen Gehorsams, aber den Trotz einer vollständigen Unveränderlichkeit. Sie ist das einzige Ding auf der Welt ohne Geheimnis – ebenso wie jedes andere Spielzeug. Das ist ewig zerstört, wenn es auseinandergenommen ist, sinnlose Teile bleiben übrig. Aber eine zerzupfte Rose behält den rätselhaften Kelch, der zerstörte Kelch hat Körner, die das Geheimnis selber sind, denn sie sind Samen, und in jedem Korn, kleiner als alles andere, ruht ein ganzer Rosenbusch, blühen bereits unsichtbar neue Blumen, ehe der Mensch sie sehen kann.

Was soll also ein kleines Mädchen so besonderer Art mit Kindern beginnen, die Puppen tanzen lassen und vielleicht gar noch für Puppen kochen! Denn da muß Schokolade Braten vorstellen und klein geschnittene Äpfel die Kartoffeln, und Pflaumenscheibchen sind gebackene Fische, und man soll sich an diesen kalten Sachen nicht den Mund verbrühen und muß den süßen Braten versalzen finden. Mit solchen Lügen kommt ein gewisses kleines Mädchen nicht mit, sie findet es weit besser, wenn Schokolade Schokolade und Äpfel Äpfel bleiben. Wenn die Dinge schon falsch heißen, warum ihnen auch noch falschen Geschmack unterschieben?

Nein, die kleinen Kinder sind nichts für sie, und die Erwachsenen sind so freundlich, ihr nichts sein zu wollen. Sie ist ihnen dankbar dafür. Sie könnte

fast ihre sogenannte Mutter lieben, weil die ihr freie Wege läßt, sich nur um Lesen, Rechnen und Schreiben und ein paar andere Dinge kümmert, die aber mit dem eigentlichen Leben, das heißt mit Welle, Fluß und Wind, Wiese, Baum und Blume, nichts zu tun haben, die für Kleidung und Nahrung sorgt, die Stuben in Ordnung hält und überhaupt alles Notwendige tut, was dem kleinen Mädchen nicht etwa überflüssig erscheint, aber nicht wert, von ihr selbst verrichtet zu werden ... – ihre Mutter lieben, weil sie fest schläft, während man selbst wach liegt und denkt und aus dem Fenster blickt und glücklich mit sich allein ist; die niemals schilt, eher zärtlich ist; aber schließlich hat diese Zärtlichkeit doch etwas Fernes, als gälte sie nicht eigentlich dem kleinen Mädchen selbst, sondern ihm nur als Zwischenglied zu einem Unerreichbaren. Im ganzen ist das Verhältnis der alten Frau zu dem jungen Wesen also der Art, wie sie das kleine Mädchen liebt. Wenn es Wärme braucht, sind die Tiere da. Es gibt Katzen im Haus und eine große gelbe Hündin, die schwerfällig und traurig immer auf der Treppe liegt. Das kleine Mädchen hat sie früher oft um den Grund ihrer schönen Traurigkeit befragt. Sie weiß nun, da sie neun Jahre alt ist, daß die Tiere schweigen, nicht weil sie stumm sind, sondern stolz ein Geheimnis behalten wollen, das vielleicht kaum das kleine Mädchen – von allen anderen zu schweigen! – verstehen würde, kaum sie – und fühlt sich doch enger mit dieser gelben Hündin zusammenhängen als mit irgend einem Menschen. Wenn sie neben ihr liegt und die dunkle Treppe hinaufstarrt, so ahnt sie etwas von der dumpfen Tieresehnsucht und der Schwere eines Tierschicksals, und die Empfindung einer anderen Daseinsform überkommt sie mit unbekanntem Vorstellungen und fremden Gefühlen. Ihre Sinne schärfen sich. Sie hört Geräusche unter sich im Holz, und ihre Nerven zucken; ein Tritt kommt die Treppe empor, sie schnellt wachsam auf und ihr Mund öffnet sich zu einem Laut; die Hündin bellt.

Oder sie sitzt mit den schwarzen Katzen auf der Türschwelle im Hof. Wie eine Katze selbst blinzelt sie im Sonnenschein, fühlt beinahe schnurrend das Rieseln der Wärme über ihren Leib. Ihre Augen sind scharf und spähen in Licht und Schatten; sie reibt sich gurrend am Türpfosten, wie die Katzen an ihrer Hüfte tun. Dann liegt sie zusammengerollt da. In ihr ist es wie eine dumpfe Erinnerung an eine ehemalige große Freiheit, an eine längst verloren gegangene Wildheit ihrer Bewegungen und

Begierden. Sie ahnt unbekannte Wälder und steigt auf unbekannte Bäume, lauert im Blätterschwarz auf eine bewegliche Beute, zittert vor Begier, jagen, zerreißen, zerfleischen zu können und umdampft von Blutgeruch einen grausamen Hunger zu stillen. Sie ahnt sich, ein großes langgestrecktes Tier, gespannt an allen Muskeln, unter neuen Sternen auf fremder Erde schleichen, über leere glatte Felsen; sie erreicht eine Schlucht und steht am Abhang; den Kopf vorgestreckt, den Schwanz leise bewegt, stößt sie plötzlich ein Brüllen aus, einen Ruf in die Wildnis, heult Liebe und Hunger, Rachsucht und Mordlust in die heiße Nacht ... Sie kehrt zurück zur Katze, die in der Sonne schnurrt und spinnt, die Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit belastet sie – da läuft ein Blätterschatten um den Baum, sie fährt auf – eine Maus! – die schwarzen Katzen schießen hin und vorbei – – Aber sie ist ja nur ein kleines Mädchen, nur vor Zeiten den Tieren verwandt gewesen. Manchmal steigt es in ihr auf wie eine seltame Vergangenheit und bricht eine Ahnung heraus. Dann schmiegt sie sich an den Hund; und die gleichgültige Wärme des Tierleibes ist ihr süßer und heimatet sie mehr an als Mutterliebe. Wenn ihr die Katzen auf die Schultern springen und sich an ihrer Wange reiben und ihr ins Ohr schnurren, hat sie ein Gefühl von Verwandtschaft, wie es Menschen ihr noch nie mitteilten, und sie ringt umsonst nach einer Sprache, die ihr echter und natürlicher scheint als die Worte der Menschen.

Das kleine Mädchen hat die rechte Liebe für die Tiere. So liebt sie die Fliege doppelt, als Tier und wegen des wunderbaren Kunstwerks ihrer durchsichtigen Flügel. Aber sie fängt sie dennoch vorsichtig und trägt sie lebend in das Netz der großen Spinne unten hinterm Kellereingang, das sie niemandem verrät, setzt sie hinein und sieht gleichmütig der Mahlzeit der Spinne zu, nicht grausam und nicht betrübt. *Kleine Fliege, fühlt sie, es darf dir nicht wehe tun, eine Größere und noch Schöner verschlingt dich. Du bist dazu geboren, sie zu ernähren. Bist du glücklich? Jetzt erfüllst du deine Bestimmung.* Und mit gleich ungerührtem Herzen sieht sie dem Tod anderer Tiere durch flinkere und schönere zu. So sehr erfüllt das kleine Mädchen eine weise Einsicht in die notwendigen Gesetze der Natur.

Sie lehnt sich an den Kastanienbaum, er blüht. Leise wehen die weißen Blütenblätter hinunter, gleiten über ihre Stirn, über ihre Lippen. Als wäre

sie die Blüte selbst, fühlt sie, wie Blatt um Blatt sich von ihr löst, sieht dem entschwebenden lächelnd nach, ist eine kleine Dryade, ein Baumädchen, dessen Glieder sich in den Ästen dehnen und in die blaue Luft langen. Schwalben schießen vorbei, funkelnder Glanz, eine leuchtende kleine Brust, ein heller Laut – *Schwesterlein, Schwesterlein* –

"Dela!" ruft die Mutter aus dem Küchenfenster hinunter, "Dela! die Tanten sind gekommen! Komm schnell guten Tag sagen."

Das kleine Mädchen löst sich aus seinem Baum und sagt ihm Adieu, ihm, dem Himmel, den Vögeln, den Steinen. Auch den Steinen; es liebt sie, aber es tritt darum nicht sachter und leichter auf sie. Denn die Steine sind da, es zu tragen, und ihr Leben freut sich seiner kleinen Schwere, der Schwere des Schwesterleins ... Nun geht es in die Fremde zu den Menschen. Bald ist Abend und selige Schlafenszeit. Es wird heut einen runden Frühlingsmond geben, eine schwarzen Samthimmel und zwinkernde Sterne. Alles begrüßt sie mit Liebe, wenn sie durch die dunkle Stube ans Fenster schleicht.

Aber in dieser Nacht erwacht die Mutter. "Dela, Dela, was machst du? Ist dir nicht wohl?"

"Schon, Mama. Aber es war, als wenn einer ruft –"

Sie darf ohne Herzklopfen darauf einschlafen. Nein, sie hat nicht gelogen: da draußen ruft es sie wahrhaft, die Nacht flüstert, die Gestirne winken mit banken Augen, die Nachtigall, ihr Vogel Einsamkeit, singt laut nach ihr – *Schwesterlein, Schwesterlein* –

O, wieviel Liebe ist auf der Welt!

Tausend Wurzeln

Das kleine Mädchen ging ins elfte Jahr, als ein wunderschöner Herbst Erlebnisse mit sich brachte, von denen niemand sich etwas träumen lassen konnte.

Es begann mit einem Brief von Rudolf Gard, den eines Morgens die erste Post aus der Hauptstadt brachte. Rudolf war seit Jahr und Tag ein beschäftigter Baumeister, der seine Stipendien, die er nach des Vaters Tod erhalten, längst zurückgezahlt hatte und seiner Mutter eine kleine monatliche Rente zuschicken konnte. Mit dieser, der Pension, die ihr die Stadt zahlte, und einem kleinen Zuschuß von ihrem wohlhabenden einzigen, unverheirateten Bruder in Berlin, hatte die verwitwete Bürgermeisterin bei ihrer Bescheidenheit nicht nur auskommen können, sie legte sogar jährlich noch eine winzige Kleinigkeit zu den paar tausend Talern, die nach dem Tod ihres Mannes zusammengeschartt worden waren.

Nun schrieb Rudolf, daß er sich mit einem reichen – dieses kam zuerst – , lieben und schönen Mädchen verlobt und ein so über Erwarten gutes Einkommen habe, daß er darauf bestehe, Mutter und Schwester bei sich in Berlin wohnen zu haben. Er würde für alles aufkommen, Onkel Jeremias, der übrigens noch immer nicht an Verpflichtungen denke, die ihm sein Name auferlege, wolle seinen Zuschuß verdoppeln. Es würde also sogar zu einer Dienstmagd reichen, trotzdem durch den Wegzug die städtische Pension fortfiere. Gegen Gründe gäbe es nicht und er erwarte die beiden Frauen noch vor Weihnachten in Berlin. In einem seiner neuen Häuser draußen in Charlottenburg stände für sie eine allerschönste Vierzimmerwohnung mit Fahrstuhl, denn es wäre im vierten Stock. Aber aus Delchens Zimmer ginge der Blick bis zum Charlottenburger Schloß, und wenn der Juni Nordwind brächte, hätte sie den schönsten Rosenduft aus dem Schloßpark im Zimmer. Er erwarte Nachricht, wann er zur Leitung des Umzugs herüberkommen solle. Er denke etwa Anfang Dezember. Seine Braut freue sich schon usw. Sie hieße übrigens Bibiana

Friedländer, genannt Bibi, freue sich auf den ganz einwandfreien Namen Gard und sei selbst seit ihrem Großvater bereits von katholischer Konfession, was die tolerante Mama wohl nicht beunruhigen würde. Ob wohl der Vater etwas dagegen gesagt hätte? ... Gruß und Kuß –

Dela war im Hof und die Bürgermeisterin allein in der Küche. Sie sank auf der Fensterbank zusammen, ganz benommen

Umzug und Berlin und eine neue Wohnung und Fahrstuhl und Aussicht aufs Schloß – die Verlobung kam erst hinterher – Friedländer und katholisch seit dem Großvater und Bibi! – Es war ein wenig viel. Aber gut, das ging allein Rudolf an, er heiratete ja. Nur daß sie hinaus sollte, sie, die hier bei ihren Bildern und Erinnerungen saß, wo sie noch mit ihm gewohnt hatte, die das Grab hier hatte, die Wege, die er gegangen war, sein Rathaus, seinen Garten, in dem dann Fremde seine Blumen pflegten!

Seit dem Tod ihres Mannes war die Bürgermeisterin immer ein wenig benommen. Fünzig Jahre alt, war sie greisenhaft verfallen, dabei zäh an innerlichen und Arbeitskräften. Sie pflegte ihre Erinnerungen und kleinen Andenken an den Toten und war nur äußerlich in der Welt der Lebendigen, tat alles mechanisch, pflichtgemäß, aus dumpfem Instinkt heraus. Selbst die Liebe zur Tochter war ihr eher eine Last, die sie aus der Sphäre ihres Verewigten zur Erde hinabzog, und wenn sie ihr auch nicht widerwillig nachgab, so doch traurig und sehnsüchtig. Erst als ihr Mann tot war, fühlte sie, daß er ihr Leben bedeutet hatte, und was er von ihr nicht mit sich genommen, war als ein ihr selbst fremdes Wesen, als ein gleichgültiges, stilles, dumpfes Geschöpf zurückgeblieben.

Delas kleines Stimmchen klang aus dem Hof herauf. Sie spielte mit den Katzen. Die Mutter hob den Kopf und sah durch die offene Tür in den dunklen Flur. Ja, da war wohl die Tochter. Wie? Er hatte das Kind sehr geliebt, er hätte es gern glücklich gesehen. Und sie begann, verworren nachzudenken, als Dela hereinkam; sie sollte ihre Lesestunde haben.

"Wir arbeiten heute nicht", sagte die Mutter. "Weißt du, Dela –"

Das kleine Mädchen fragte nicht. Was ging sie wohl dort der offene Brief an! Aber die Mutter nahm ihn auf. "Von Rudolf, Dela."

"So –"

"Willst du gar nicht wissen, was er schreibt?"

"Wenn du es mir sagen willst, Mama?"

"Dein Bruder hat eine Braut – "

Delas Herz schlug laut auf. Seit ihrem sehr einsamen zehnten Geburtstag war eine seltsame Sehnsucht in ihr, sie hätte einen lebendigen Menschen haben mögen! lebendig wie sie ... Sie sehnte sich von Hund und Katzen fort nach einem Menschenkuß ...

"Wie heißt sie?"

" – – Bibi!"

"Bibi?" sagte Dela enttäuscht. Nein, so hieß das erwartete Wesen nicht.

"Es steht noch etwas in dem Brief, Dela. Wir sollen fort von hier und zu Rudolf in die große Stadt."

Dela sah die Mutter starr an, sie drehte sich um, ging ganz langsam zur Tür, begann plötzlich zu laufen, aber es war doch stärker als sie. Ehe sie noch die schützende Dunkelheit des Flurs erreicht hatte, stieß sie einen hellen Schrei aus, dem viele kleine leisere folgten, und sank auf die Erde hin.

"Dela!" schrie die Mutter, "Dela! Was hast du?"

Noch nie hatte die Mutter aus ihres Kindes Mund so lauten, selbstvergessenen Schrei gehört. Das war eine neue, unbekannte Stimme Delas, das war ein anderes Kind, das dort zitternd und zuckend lag.

"Warum, Dela? Warum? Hast du Schmerzen? Willst du hier bleiben?"

Aber Dela stand schon wieder auf. Sie hätte sich peitschen und zerfleischen mögen, daß sie sich nicht hatte beherrschen können. So schamlos war sie, einem anderen ihren Schmerz zu zeigen? Einen Schmerz, den niemand begreifen konnte! Denn ahnte einer, wie sie in diesem Städtchen tausend Dinge überschwänglich liebte, daß ihr ganzes Leben hier begrenzt war und daß ein Fortgehen von hier für sie ein Entwurzeln war? Aber nur verhüten, um Gotteswillen verhüten, daß jemand den Grund ihres Verzweiflungsausbruchs durchschaute! Von einem anderen Menschen erkannt werden – gab es eine schimpflichere Vergewaltigung?

Sie lächelte also und sagte: "Es war wieder so ein Stich im Herzen, Mama, es ist aber schon gut."

Nein, sie log nicht.

"Gott, Dela, wir sollten doch wirklich deshalb zum Doktor gehen. Wenn du nur nicht so eigensinnig wärest!"

"Wann fahren wir also, Mama? Ich freue mich schrecklich." Sie glaubte, daß ihre Stimme noch nie fester geklungen hätte ...

Dann mußte sie den Hut aufsetzen und zu den Tanten gehen – mit einer Einladung zum Nachmittagskaffee. Aber sie sollte von dem Brief nichts sagen und hübsch still sein. Mit einem Rest von irdischer Menschenbosheit wollte die Bürgermeisterin den Schwägerinnen und Nichten selbst diese Glückswendung – denn als solche mußte sie es wohl schließlich ansprechen – mitteilen.

Dela ging den kleinen Weg zu den Tanten, ging mit gesenktem Augen. Sie durfte keinen Himmel und am Ende der Straßen keinen Garten, keinen Baum sehen. Wie hätte sie es sonst ertragen, fort zu müssen? Konnte sie wissen, ob sie da unten in der großen Stadt auch eine Wolke, einen Grashalm sehen würde?

Sie ging schnell und übersah, Bekannte zu grüßen, überhörte den Anruf der kleinen Weißnäherin, die alle zwei Jahre zu ihnen nähern kam.

Die Tanten wohnten beim Schlächter Maulke und hatten eine Wohnung von fünf Zimmern. Sardine hatte ihr Stübchen, die Schwester Fritze mit den drei Töchtern eine große Schlafstube und einen dämmerigen Wohnraum. Die beiden Vorderzimmer waren seit Jahr und Tag vermietet: an den Bürochef Herrn Feinhals und an Herrn Emil Rotholz, seit zwölf Jahren Kommiss in der Gemischtwarenhandlung von Löwenstein am Ring.

Dela fand die fünf Damen in nie gesehener Aufregung. Alle Türen, Fenster, Schränke und Kommoden standen auf, flogen zu und öffneten sich kreischend. Im Zugwind flatterten Bänder und Tändelschürzchen und Schleier. Tante Fritze saß in dem zweifenstrigen Zimmer des Herrn Feinhals mitten auf dem grünen Axminsterteppich in dem kleinen roten Fauteuil und rang glückstrahlend die Hände. Röschen weinte über das ungemachte Bett des Herrn Feinhals gebeugt. Malchen raste durch die ganze Wohnung in einem rauschenden, gestickten weißen Unterrock, in der schottischen Sonntagstaille und ein rotes Schleifchen im Haar. Denn es war Sonntag vormittag. Tante Sardine, ein wollenes Tuch um die Hüften gebunden – also hatte sie wieder Reißer! – die schwarze Perücke

gänzlich schief, ging gemessen und mit undurchdringlichen Gesichtszügen auf und nieder. Und Harmonia saß im immer dämmrigen Wohnraum am Piano und spielte eine Arie von Gounod, unerreichbar für jeden Laut, auf einer gleichsam ins Unendliche entrückten Insel.

"Dela!" rief Tante Fritze.

Das Kind war durch die offene Flurtür eingetreten.

"Dela!" rief Fräulein Malchen, küßte das Kind, das sich abwandte, und stürmte weiter, an der Mutter vorbei: "Mama, Mama, soll ich nicht lieber das Weiße nehmen?"

"Es ist Oktober", flüsterte Tante Fritze.

"Fassung!" murmelte Sardine. "Nur Anstand und Fassung! Bezähmet euch!"

Röschen richtete sich auf. "Du kommst wie gerufen, Dela", schluchzte sie.

Aber da warf sich Tante Fritze vor. Sie war mit zunehmendem Alter ebenso korpulent, wie Tante Sardine hager geworden. Alles an ihr schaukelte.

"Wir werden", sagte sie, "das liebe Kind nicht mit solchen Nachrichten belasten. Das alles muß ich selbst der guten Ida vortragen. Und nun sage, Delachen, weshalb du kommst. Gewiß schickt dich deine liebe Mutter her und will ein Einmacheglas geborgt haben, wovon sie neulich sprach. Aber sage ihr, daß wir jetzt nichts, aber auch nichts entbehren können. Und wenn sie mich um eine Topfscherbe bittet, müßte ich Nein sagen. Es stehen Veränderungen bevor, sage deiner lieben Mutter, Umwälzungen von so weithintragender Bedeutung – "

"Ja!" schluchzte Fräulein Röschen, "ja!"

"– daß ich alles bei mir behalten muß. Wir wissen nicht, was morgen geschehen kann, nachdem heute – "

"Ja," schluchzte es vom Bett her, "ja!"

"Also bestelle dies, Delachen, und es tut mir leid. Aber vielleicht ist der Pastor Kümmerlich so freundlich und hilft der lieben Mutter aus."

Aus der gemeinsamen Schlafstube kam ein verzweifelter Aufschrei. "Mama! Mama! Harmonia hat ihr Kariertes direkt auf mein Weißes gehängt. Es ist schmutzig, es ist hin! Was soll ich tun?"

Tante Fritze schaukelte schnell hinaus. Harmonia spielte ihr Air unziemlich laut. Der ganze Schmelz war hin, es klang nach einem sentimentalsten Militärmarsch.

"Nun," sagte Tante Fritze laut, die für alle ihre Töchter ein Ohr hatte, im Vorbeischaukeln am Wohnstübendämmer, "man kann es auch so auffassen. Meine Harmonia, meine geliebte Mittelste, sie ist im Grund die Genialste, und dennoch – –" Hier flossen ihre Augen über.

Inzwischen richtete Dela ihre Bestellung aus. Da sie die Augen gesenkt hielt, erschreckt und vom Lärm gepeinigt wie sie war, wußte sie nicht, wer ihr zuhörte. Endlich sagte Tante Sardines Stimme: "Also schön. Aber warte, bis ich Tante Fritze davon Mitteilung mache. Sie ist ja die Ältere und hat das Bestimmungsrecht. Und ich weiß nicht, wie deine Kusinen heut den Tag eingeteilt haben. Es geschehen so ungeheuerliche Dinge, so exorbitante und eklatante Zufälle, daß man verwirrt wird. Glück geht und Unglück kommt, oder umgekehrt für manche. Und ich glaube, es wäre Zeit, daß das Fräulein Röschen das keusche Bett des Herrn Feinhals nicht länger mit ihren Tränen betaute, sondern ins Fenster zum Trocknen legte. Es sind doch wohl nur Tränen!"

Zum Unglück stand Tante Fritze, das Weiß-Batistne in der Hand, schon wieder in der Tür und hörte das Letzte.

"Du bewegst dich, liebe Sardine," rief sie schallend, "in letzter Zeit in Ausdrücken, die geeignet sind, Anstand und Ton unserer Häuslichkeit direkt zu gefährden. Bedenke, daß du zu jungen Mädchen sprichst, die in Zucht und Sitten groß geworden sind. Den Geist falscher Prüderie haben die Gards nie gekannt, aber immer fern war ihnen die Neigung zu Ausschweifungen und Überdiesträngehauen. Meine Töchter –"

Da endete das Spiel Harmonias mit einer grellen Dissonanz, und sie schrie in den höchsten Tönen: "Mama! Deine Tochter hat mein gutes kariertes auf die Erde geworfen!"

Fräulein Malchen erschien ohne Taille und jammerte nach dem Weißen.

"Es ist der Neid", sagte sie dann überlegen lächelnd und tänzelte vor Herrn Feinhalsens Rasierspiegel. "Was wird Emil zu diesen Schultern sagen! Mama, in das schwarzseidene Standesamtne kommt ein Sattel zum Rausnehmen, und später geh ich mit Dekolletage."

Röschen, deren Schultern sich nicht dazu eigneten, sagte achselzuckend und mit Aufstoßen, was ihr vom Weinen zurückgeblieben war: "Sie ist frivol, Mama. *Huch!* – sind das Junge-Mädchen- (*huch!*) Gedanken?"

Tante Fritze warf einen Blick, der sprach, auf Tante Sardine und sagte bedeutungsvoll: "Es liegt weniger an ihr – Aber Malchen, Kind, du tust deiner Schwester Harmonia unrecht. Neid ist dieser reinen Seele fern. Ihrem Idealismus genügt das Instrument, in das sie sich ergießen kann. Harmonia, mein Engel!", schrie sie durch alle Stuben, "spiele doch einmal diesen Trauermarsch von, ich weiß nicht recht, war es Waldmüller oder aus dem *Hofnarren*?⁴ Du weißt schon –"

Aber Harmonia blieb stumm und unsichtbar.

"Ist es ein Wunder?" sagte die Mutter mit Augen, bereit überzufließen.

Röschen löste ihre Zöpfe auf und begann, sich vor Feinhalsens rundem Stehspiegel zu frisieren.

Malchen trällerte in Herrn Rotholtzens einfenstriger Stube: "Emil heißt er, Emil liebt mich, Emil lieb ich."

Tante Fritze lächelte gerührt, und die kleine vergessene Dela wiederholte ihre Bestellung.

"Zum Kaffee?" fragte Tante Fritze und wechselte einen Blick mit Tante Sardine, die ihren schwarzen Scheitel über Röschens spitze Schultern hinweg in Feinhalsens Rasierspiegel ordnete. Der Kaffee der Bürgermeisterin war ein wenig gefürchtet. "Ich schlage", fuhr sie fort und fiel, nach allen Seiten überquellend, in einen Stuhl, "ich schlage vor, wir treffen uns an diesem schönen Tag lieber im Milchhäuschen auf der Promenade, wo es ja nun Sonntags noch erträglichen Kaffee gibt – (*Blick mit Sardine*) – und vespern dort. Wir wollen um drei Uhr dort sein, da es nur zwei Tische mit acht Stühlen gibt, und wir sind schon sechs ohne unsere liebe Dela, die ja stehen kann. Und Malchen kann auch wirklich nochmal das Weiße anziehen, denn den kleinen Fleck bringe ich mit Benzin im Nu weg. Es wird sich ja so machen lassen, daß die Herren – Sardinchen, Röschen, die *Herren* sage ich – daß der liebe Emil und der gute Emmerich um fünf vielleicht zu uns stoßen, und die boshafte Majorin

⁴ Émil Waldteufel (1837-1919): französischer Walzerkomponist
Der Hofnarr: Operette von Adolf Müller jr. (Wien 1896)

geht vorbei oder diese tück'sche Postsekretärsmutter und sagt: *Ei, ei, schau, da sitzen sie und machen Mäulchen und hoffen und beten und doch wird es nich und wird es nich!* Und morgen stehts dann im Kreisblatt und im Anzeiger, sodaß es keinem entgehen kann – dieser Triumph, mein Röschen!"

"Emil!" schrie da Malchen nebenan. "Er kommt eben über die Straße!" Sie stürzte herein, im Unterrock und ohne Taille, und irrte umher und stieß an die Wände wie ein verirrter Vogel.

Röschen kreischte, denn sie hatte es sich gerade bequem gemacht, um ihren Scheitel ziehen zu können, und schrie: "Kommt er mit?" und lief hinaus.

Tante Sardine schnallte sich ihr Wolltuch fester um die Hüften und lächelte grimmig, allein Tante Fritze erinnerte sich: *Und noch ist keine Stube aufgeräumt und das Wasser im Waschbecken und nicht gelüftet und ich im guten Schlafrock! Aber sollte ich ihn nicht anziehen, wo beide auf einmal kommen und um eine Unterredung nachsuchen und ich weiß schon alles und denke bloß noch immer: Also doch die Sardine mit ihren beinahe fünfundfünfzig, und er ist doch ein stattlicher Mann trotz der Jahre, sie hat sich nicht schlecht gebettet, die Sardine. Zwar abwarten – Und so sitz ich in dem Blautuchenen und er lächelt, wie er so zärtlich lächeln kann in seinem Bart, der doch noch mehr schwarz als grau ist, und sagt "Röschen", und ich denke, er verwirrt sich, schweige und seh mich um und sage "Wie?", er nimmt meine Hand und wiederholt "Röschen", und ich denke, mich trifft's! Wie damals beim guten Dagobert selig. Aber diesmal war's die Freude, und ich überlebe, nein, ich überlebe die Freude nicht – zwei auf einmal und gleich so – ! Ja, die liebe Sardine. Nun hat sie ihr Hüftweh weg, aber es ist wohl mehr die Galle und es sitzt ihr auch rechts. Da trägt sie sich mit Gedanken, und nun hat er mein goldnes Röschen gemeint. Und es wird Doppelhochzeit und Umzug und Taufe –*

In dieses ferne Bild hinein trat lebhaft Herr Rotholz im Gehrock und hohem Hut. Tante Fritze saß längst allein und hatte zu ihrem eigenen glücklichen Mutterherzen gesprochen.

Um drei Uhr wartete die Bürgermeisterin mit Dela auf die Verwandten, die erst eine halbe Stunde später erschienen. Sie hatte in der Tat nur sechs Stühle um den kleinen Tisch gestellt, denn Dela promenierte lieber auf den schmalen hellen Wegen. Das Fräulein in der Milchbude hatte einen kleinen Wink bekommen und sah mit nach den Tanten aus. Sie erschienen hinter dem Schwesternpaar Röschen und Malchen, Malchen weiß in weiß, Röschen braun mit schottisch. Als Letzte ging allein, stolz und blaß, eine automatisch bewegte Niobe, Harmonia, eine Nummer der *Gartenlaube* zusammengerollt in der Linken. Bald stellte sich heraus, daß sie diese beliebte Zeitschrift nicht ohne Bedacht mitgenommen hatte.

Bis zur ersten Kaffeetasse war alles ungewohnt stumm. Die kleine Partei der Bürgermeisterin, sie war Haupt und Anhang zugleich, denn Dela kümmerte sich um nichts, war ebenso wie die größere der Tante Fritze gespannt und zum Überfließen voll von Mitteilungsbedürfnis. Tante Sardine legte ein mitgebrachtes kleines Perlenkissen hinter sich auf den Stuhl – ihres Reißens wegen. Tante Fritze packte Kuchen aus.

"Danke", sagte die Bürgermeisterin. "Wenn aber Dela will –"

Dela war nicht zu sehen. Doch das war weiter nicht auffällig und aufregend. Man kannte sie.

Als das Fräulein aus der Milchbude die zweite Tassenfolge herüberbrachte, begannen Tante Fritze und die Bürgermeisterin zur gleichen Zeit: "Also, liebe Ida –"

"Also, meine lieben Verwandten –"

Tante Fritze sagte: "Bitte, liebe Ida, sprich. Du hast uns etwas zu sagen? Wir dir auch. Aber bitte, nach dir!" Sie sah ihr Gefolge fragend an. Alles nickte Beifall. Es war überwältigender, mit der großen zweifachen Neuigkeit herauszukommen, nachdem die gute Tante Ida ihre kleine Neuigkeit ausgekramt hatte.

"Also, meine lieben Verwandten," sprach die Bürgermeisterin, rote Flecke im Gesicht vor Erregung, die Tasse mußte sie loslassen, so zitterte sie, "also mein Rudolf hat sich verlobt!"

Malchen schnellte auf. "Ich –"

"Gratuliere", sagte Tante Fritze schnell mit seltener Geistesgegenwart, und ihr Blick schleuderte ihre Tochter Amalie auf das eiserne Stühlchen zurück. "Wir alle gratulieren. Wer ist sie?"

"Ein liebes Mädchen," begann die Bürgermeisterin in weiser Umstellung der von Rudolf angeführten Eigenschaften seiner Braut, "schön, reich, aus gutem alten Hause. Und dann –"

Die Bürgermeisterin, ängstlich vor weiteren Fragestellungen, wollte sofort die zweite Neuigkeit anfügen, aber Tante Sardine rief: "Heißt?"

"Bibiana", sagte die unglückliche Schwiegermutter leise und stockend.

"Wie?" riefen fünf gellende Stimmen.

"Man ruft sie Bibi, schreibt Rudolf. Er schrieb nur erst kurz und in der Aufregung des Glücks. O, er ist selig, der Junge! Und dann schreibt er –"

"Bibi!" rief Tante Fritze.

"Es ist", sagte die Bürgermeisterin entschuldigend und errötend, "es ist eine katholische Familie."

"Ah –", machten nun vier Stimmen. Denn Tante Fritze fragte: "Gegend? Rhein? Süddeutschland? und Name?"

"Friedländer", hauchte die Bürgermeisterin in ihre Tasse, die sie nicht aufzuheben vermochte.

Die fünf Damen lehnten sich in ihre Stühle zurück. Tiefe Stille.

"Also Posen!" sagte endlich dumpf Tante Sardine.

Tante Fritze atmete auf: ihre Mitteilung wurde nun doppelt bedeutungsvoll und hatte nur an Nachdruck gewonnen, nachdem sie anfangs schon für alle Sensation gefürchtet hatte.

"Seit Ahnen her", sagte die Bürgermeisterin atemlos und dachte: *Gott verzeih mir die Sünde!* – "Seit Ahnen her ist die Familie katholisch und Bibi tritt natürlich zu unserem Glauben über. Die Hauptsache ist das Herz, schreibt Rudolf, und das ist bei seiner Baut edel, rein und treu. Papa, schreibt Rudolf, unser guter, verewigter Vater, würde sie gesegnet haben. Und das," schloß die Bürgermeisterin, nun auf der Höhe, "das ist für mich allein ausschlaggebend. Dagoberts Geist schwebt über den Kindern."

Damit war Tante Sardine um ihren triumphierenden Einwurf gekommen: *Und was hätte der selige Dagobert dazu gesagt!* Ehe sie etwas anderes fand, fuhr die Bürgermeisterin fort, nun – nach Überwindung des peinlichen Teils – sicher und gehoben: "Rudolf geht es

glänzend. So gut, meine lieben Verwandten, daß er uns, Dela und mich, nach Berlin kommen läßt, eine herrliche Wohnung in seinem neuesten Hause gibt, vis-à-vis dem Kaiserlichen Schloß, vier große Zimmer und Fahrstuhl und zweifelsohne Exzellenzen im Haus, wenn nicht mehr, daß eine Schildwache vor unserer Tür steht – "

"Und die Pension?" rief Tante Sardine schmetternd dazwischen, während Tante Fritze und Töchter starr in den Stühlen lagen. Was war nun aus ihrer Neuigkeit geworden? Alles, fast alles war ihnen vorweggenommen. Röschen warf nur so Blicke, daß die Mutter nicht zuerst erzählt hatte, und Malchen weinte fast, weil nun auch Tante Ida nach Berlin kam. Warum? wozu? Hatte sie vielleicht ein Recht dazu? Der reiche Sohn?

Das Milchbudenfräulein, das von fern alles miterlebte, vergaß, die Kunden zu bedienen, und niemand sah, daß die Mutter des treulosen Postsekretärs neben ihrer mageren Schwiegertochter, die keine Kinder bekam, tückisch lächelnd vorüberging.

Aber über die Bürgermeistern war der Geist der Jugend gekommen. Nun fühlte sie, angesichts von Neid und Mißgunst, so etwas wie Freude über die Schicksalswendung und Neugier auf die neuen Verhältnisse und Lust an Zukunftsbildern.

"Vis-à-vis vom Schloß," wiederholte sie, "und zwei Zimmer werden neu eingerichtet, da ich doch hier nur die beiden behalten habe, und es soll ja wohl auch elektrisch Licht geben und Badezimmer in jeder Wohnung apart. Unten ist ein Portier und man muß ihm Rede und Antwort stehen, grade als ginge man ins Schloß selbst. Und vor Delas Fenster sind nur so Rosengärten, daß sie den ganzen guten Geruch in der Stube hat. Natürlich kommt mein Sohn her und leitet das ganze Arrangement, und vielleicht sagt er: *Mama, laß alles hier, du bekommst eine Empire-Garnitur für die gute Stube und ein Nußbaumbüfett fürs EBzimmer und ein echtes Ledersofa, daß von Wachstuch nicht die Rede sein kann* – "

Tante Fritze und Töchter zuckten zusammen, Tante Sardine strahlte.

"Und ich kann dasitzen und sehe nur so zu, wie alles gehen wird. Dela kommt auf eine feine Schule und hat ein Pelzkäppchen aus Bisam und dazu Muff und Boa. Und selbstverständlich nimmt mir mein Rudolf ein Mädchen, und am nächsten Wochenmarkt paß ich meiner alten Serafine auf, die doch jetzt bei Amtsrichters ist, und frage sie, ob sie

wieder zu mir will. Sie wird natürlich wollen und kommt umsonst nach Berlin. Sind die Glücksmöglichkeiten dort nicht ganz andere als hier? Für alt und jung? Dela hat die Rosen und ich das Ledersofa, und ich will nichts von anderen Dingen sagen. Immer denke ich so unter allem, wie es doch Gott fügt. Nun sind es bald neunundzwanzig Jahre, daß ich mit meinem seligen Mann als Frau aus der Kirche ging, und bald neun Jahre sind es, da verließ er mich und ich mußte hinaus aus Wohlstand und Ansehen in eine kleine Dachwohnung und hatte glücklich die zweitausend Taler auf der Bank und mußte um Brot und Milch sorgen. Und Rudolf war noch Student und Dela schwach und der Doktor kam nicht aus dem Haus – "

"Und pumpelig ist sie man geblieben", unterbrach Tante Fritze. "Und red't noch immer nicht viel mehr als ein Gehenkter."

"– und nun geht es direkt in Wohlstand und Schönheit hinein. Da sei Gott vor, daß ich mich überhebe und mich brüste. Wenn ich dankbar bin, ist es nicht um meinetwillen, die ich jetzt Butter auf die Morgensemmel essen kann und zur Vesper ein Splitterhörnchen. Es ist nur um die Kinder und im Gedanken an den Verwewigten, dessen Gottesfrieden es erhöhen wird, daß wir der Sorgen ledig sind."

"Ledig –", sagte Tante Sardine. "Und die Gefahren der Großstadt? Wenn Dela heranwächst – Gott geb's – und muß mal schnell allein runter zur nächsten Ecke, weils in der Küche fehlt, und die Serafine hat Wäsche und kann in Pantinen und Flanellrock und keine Taille und überhaupt nichts, kann so nicht runter und das gute Kind begegnet einem Wüstling, wie sie ja die Stadt bevölkern – o Gott , es ist nicht auszudenken, und ich sehe Perspektiven, Perspektiven!"

Alle Damen, auch die Bürgermeisterin, schlossen die Augen vor diesen Perspektiven. Aber die Bürgermeisterin faßte sich bald und sagte: "Sünden und Sünder sind in der großen Stadt nicht häufiger und verruchter als in der kleinen. Wir hatten auch den Salon von der Fanny Nothleider und haben, seit sie nach Breslau ist und es dort im Großen treibt, die Konfiserie ihrer beiden Schwestern, wo es in den Hinterstuben schlimmer als schlimm zugehen soll. Es ist mir ein Rätsel, wo die beiden es herhaben. Waren bis fünfundzwanzig Jahr gute und ehrliche und verlässliche Dienstboten und machen auf einmal eine Konfiserie auf und treiben's nebenbei. Aber der alte Nothleider ist ein Jammer. Da ist er nun

Nachtwächter und geht nachts rum und kommt bei den Töchtern vorbei, und es kommt einer raus, ein Leutnant oder Assessor, oder es will wer rein, und der Vater schließt ihm auf und weiß doch, wie's endet. Ich denke bloß immer an den unglücklichen Vater. War er nicht einmal unser Stärkster? Da fährt mal der Maurer Schönhaut – aber er hatte doch das Gesicht voller Sommersprossen und es war noch zu Dagoberts Zeiten – mit einer Fuhre Ziegelsteine bei uns vrobei, und genau vor unserer Tür fällt das Pferd hin und hat den Hitzschlag – "

"Entschuldige," sagte Tante Fritze resolut, "ich unterbreche dich. Ich habe dir nämlich auch unsererseits vieles mitzuteilen." Aber es machte ihr im Grunde kaum noch Freude, denn die Schwägerin Ida, heut so verjüngt und erregt, würde kaum in der gewünschten Weise reagieren. So kam nur sehr kurz heraus, daß Röschen sich mit Herrn Feinhals und Malchen mit Herrn Rotholz am Morgen dieses Tages unter ihren Augen und mit ihrem Segen verlobt hätten.

Röschen errötete und rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, soweit es die kleine Sitzgelegenheit erlaubte, und Malchen versuchte, gleichgültig und selbstverständlich als Braut zu erscheinen.

Dieses war der Moment Harmonias. "O Gott," sagte sie, "also noch einmal die ganze Geschichte!" und entfaltete die mitgebrachte Nummer der *Gartenlaube*, vertiefte sich scheinbar hinein, aber außer stande vor innerer Verzweiflung, auch nur ein Wort zu lesen. So saß sie, eine versteinerte Statue der Entsagung, hinter dem EULENHAUS.⁵

Die Bürgermeisterin freute sich aufrichtig. "Ja, Röschen, Herr Feinhals hat sein gutes Gehalt und ist lebenslänglich. Und du hast eine Pension, über hundert Jahr, Röschen. Aber Herr Rotholz – von Löwenstein am Ring?"

Endlich, endlich kam der Triumph Tante Fritzens. Sie stand auf, ihre Massen schaukelten über den Kaffeetassen; Tante Sardine erhob sich nach ihr, lang und hager und überall spitz unter dem braunen Kleid; Röschen und Malchen, erfaßt von der Größe des Moments und der Wucht der Enthüllung, fühlten sich gleichfalls emporgezogen. Nur neben der Bürgermeisterin blieb die unglückliche, verschmähte Harmonia in ihrer Versteinierung neben dem deckenden EULENHAUS sitzen.

⁵ E. Marlitt: DAS EULENHAUS (Leipzig 1888)

"Mein Schwiegersohn Emil Rotholz", sprach die glückliche Mutter, "ist Universalerbe eines reichen Onkels in Berlin. Er erbt ein Vermögen! und ein Damenkonfektionsgeschäft an einem, wie es heißt, der schönsten und größten und feinsten Plätze in Berlin, am Moritzplatz, und hat einen Geschäftswagen mit Goldbuchstaben und Schimmel und eine fertige Wohnung, und er reist morgen hin und im November ist Hochzeit mit Röschen zugleich, und auch wir, Ida, meines Bruders-selig Weib, siedeln über und -- "

Aber sie war zu Ende. Der erwartete Erfolg dieser bombengleich wirken sollenden Rede blieb aus. Die Bürgermeisterin verlor nicht die Farbe und fiel nicht in Ohnmacht; denn sozusagen war sie ja noch früher übergesiedelt.

Vielmehr erhob sich auch sie nun von ihrem Stuhl, so daß alle um die versteinerte Harmonia wie Inspirierte über einem heiligen Leichnam standen, und wünschte aus ersichtlich erfreutem Herzen Glück. "Und Röschen also bleibt hier allein?"

"Ja", sagte Röschen und errötete. "Aber Er ist ja da."

Die Mutter schaukelte vor Rührung. Tante Sardine sagte herablassend und gnädig: "Ja, und wem dankt sie's, oder vielmehr dankt sie's nicht? mir!! *Röschen*, habe ich immer gesagt, *Röschen*, du wirkst nur in der Schürze. Binde sie dir um, wenn Herren ins Haus kommen. Sie ist dein Panier. Sonst versagst du! – Nun? und es hat gewirkt! Sie hat ihn! Er ist ja man ein bißchen ältlich – "

"O!" rief Tante Fritze, "sie fünfundzwanzig – "

"Sieben!" schmetterte Tante Sarine.

"– und er in den ersten Fünfzigern – "

"Sechzig!" posaunte Tante Sardine bis zum Milchhäuschen hinüber. Mußte gerade die tückische Postsekretärsmutter wieder vorbeipromenieren und hinüberhorchen!

"Und so habe ich mich umsonst", fuhr die siegreiche Sardine fort, "auf einen kleinen Großneffen gefreut, von Röschen. Aber ein Mann von sechzig – "

Malchen lächelte lieblich, Harmonia schielte triumphierend über ihr EULENHAUS hinüber, und Röschen wand sich.

"Sardine," rief die gefoltete Mutter, "du vergisest dich! Es sind Kinder, und du verdirbst sie; sie ahnen nicht, was ausschweifende Phantasie dir

vorgaukelt. Ida, meine Liebste, deine Schwägerin Sardine hat seit kurzem einen Ton! hat Bemerkungen, die alles Erlaubte übersteigen. Du siehst sie da mit ihrem Perlenkissen sitzen. Ich schweige, daß das Kissen endlich auszubessern notwendig wäre. Es ist Sardinens persönliches Eigentum und alle Schlüsse auf mangelnde Ordnungsliebe fallen allein auf sie zurück. Ich schweige weiter von dieser Kotetterie in einem Alter von fast fünfundfünfzig – "

Sardine schwieg, weil die Schwester sich zu ihren Gunsten um ein Jahr verrechnet hatte.

"– aber, liebe Ida, kennst du den Grund dieses Hüftwehs? Sie hatte sich selbst auf Herrn Feinhals Hoffnungen – "

Sardine erhob sich leicht und neigte anmutig den Kopf in liebenswürdigem Gruß. "Herr von Sarczinsky," sagte sie sanft, "der sehr erstaunt, liebe Fritze, dein Exterieur musterte. In deiner unbegreiflichen und unvornehmen Erregung bietest du einen Anblick! – Mein liebes Röschen, ziehe lieber deine Handschuhe an. Deine Hände sind etwas gerötet, und deinen Fingern sieht man das Kartoffelschälen an. Ich gebe dir zu heut abend etwas von meinem *Cold-cream*."

Tante Fritze hatte sich beruhigt. Sie lenkte vielsagend den Blick der Bürgermeisterin auf die unbewegliche *Gartenlaube* hinüber und flüsterte: "Da sitzt sie, meine süße Mittelste. Nun, ihr bleibt der Trost des Pianino. Ihr Idealismus entschädigt sie durch *Airs* von Waldmüller und den Trauermarsch von Gounod für den ledigen Stand. Sie wird bei mir bleiben, bei mir und Sardine und uns durch ihr geniales Spiel erfreuen. Sie wird in Berlin Gesangstunden erhalten und sofort ein schottisches Kostüm aus dem Geschäft ihres Schwagers. Diese Seele von Mensch hat ihr beides versprochen. Er ist, Ida, ein Engel von Gott. Er verdient Malchen."

Hier ließ Harmonia ihr *Gartenhaus* sinken und sagte, ihre Würde und Gleichgültigkeit vergessend: "So wird endlich ein zehnjähriges Rendezvous – und ich will mit Rücksicht auf meine keuschen Ohren nicht fragen, wie weit es ging – von Erfolg gekrönt: Malchen bekommt ihren Kommiss aus der Gemischtwarenhandlung von Löwenstein. Und Röschen vermietet sich als Köchin bei einem Greis, der jeden Monat einmal die Wäsche wechselt und danach bei Geschwister Rothleider nach zehn Uhr Konfekt kauft."

"Harmonia!" schrienen die beiden Schwestern, "du lügst, du verleumdest!"

"Harmonia", rief die Mutter und rang die Hände unterm Tisch. "So etwas darfst du nicht wissen! Was hast du von Geschwister Rothleider zu reden!"

"Emil", flüsterte Malchen hinsinkend.

"Emmerich", hauchte Röschen und versuchte, an einer unsichtbaren Schürze zu zupfen.

Hinter der Milchbude tauchten die beiden Schwiegersöhne auf.

Sardines triumphierendes Lächeln glättete sich, Harmonia versteinerte aufs neue hinter ihrem EULENHAUS, und Tante Fritze sagte erlöst: "Meine Schwiegersöhne, liebe Ida. Röschen, Haltung! Malchen, lächle! Ihr könnt erröten! Steht nicht auf! Sie bringen Blumen. Sehet hin! Neiget den Kopf! verschämt und doch glücklich!"

Mitten hinein in diese Tournüre-Regeln für junge Bräute rief die Bürgermeisterin: "Ja, mein Gott, wo ist denn Dela?"

Niemand hatte sie gesehen, auch das Fräulein in der Milchbude nicht. Die Vorstellung der beiden Schwiegersöhne durch Tante Fritze erstarb in den klagenden Ausrufen der Bürgermeisterin.

Tante Sardine beobachtete starr das ältere Brautpaar. Röschen, die Wirtschaftliche, hielt krampfhaft in den behandschuhten Händen ein weißes Astenbukett und lächelte hilflos und ratlos in ihrer neuen Situation. Gewandter zeigte sich Malchen, die ihren Rosenstrauß über das EULENHAUS hielt und kokett rief: "Da, schau, was ich hab! Magst du eine in den Gürtel?"

Umsonst puffte die Mutter ihre Mittelste sanft in die Seite. Harmonia sah nur so um das EULENHAUS herum, nickte den neuen Schwägern zu und verschwand wieder.

Herr Emil sagte energisch: "Gehen wir die kleine Dela suchen!"

Tante Fritz entschied weise: "Und Harmonia wartet hier, falls sie zurückkommt."

Die geängstigte Mutter lief längst allen voran. – –

Als Dela Mutter und Tanten in ihre Angelegenheiten vertieft fand, begann sie, den Wünschen ihres Herzens nachzugehen. Sie wußte, daß der Winter kam, heute war der letzte schöne Tag vielleicht, morgen schon konnte sie die Bäume zerstört, die letzten Blumen erfroren, ihren

Pavillon auf dem Berg verschlossen finden. Also ging sie, schwer von Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit, durch die Anlagen, vergaß kein Plätzchen, keinen Weg, starrte die letzten blühenden Rosen an und die bunten Asten und horchte umsonst auf ihre Vögel. Sie sangen nicht mehr. Ihr Schweigen lag wie ein leises Dunkel auf dem Glanz des Tages und war es, was die sommerliche Wärme dieser Stunde zu einer Lüge machte.

Keine Wolke sah sie am hellen blauen Himmel, er war wie Seide zwischen den gelben Bäumen ausgespannt. Abgestorbene Blätter senkten sich zögernd von schwarzen Ästen, wehten in der stillen Luft hin und her und lagen – von fern wie tote Vögel – auf den Wegen. Die Eichen waren rot und die Buchen gelb, braun Ahorn und Platanen. Die große Platanenblätter lagen wie plumpe Ungeheuerhände auf den blauen und roten Asten. Auf einem ganz weißen Astenbeet lagen wie geronnene Blutstropfen die weither gewehten Blätter wilden Weins.

Dela verließ die Promenade, wo die Menschen sie in ihren Gedanken störten. Denn man nickte ihr zu und rief sie an, die Liebe gewonnen hatte, indem sie sich dagegen sträubte. Sie ging quer über die große Wiese, in die die Anlagen ausliefen und die rot von Sauerampfer war. Dort flatterten noch Schmetterlinge und Spinnenfäden hingen in der Luft, gebleichte Haare trauriger Prinzessinnen; dort klang von den Sümpfen her Froschgeplärr, denn unter dieser warmen Sonne dehnte sich im beginnenden Winterschlaf und blinzelte noch einmal alles Getier, erwachte zu letzter Lebenslust, ehe der Nachtfrost kam.

Dela ging an den Fluß, der schal und träge durch die Wiese floß. Hier war es still und leer, wie sie es liebte. Tot standen weit unten hinter der Stadt die Schloten der Fabriken; sie glänzten in den Himmel hinauf. Die Fenster in den Häusern glühten.

Wie groß war hier der Himmel, wie hoch und blau! War nicht das große feine Mädchen hier nur ein Körnchen Sand am Flußufer? Nichts war ihr erreichbar und alles ohne Grenzen. Der Himmel war höher als Sehnsucht trug, der Strom tiefer als alle Liebe zu ihm. Selbst die Schornsteine in ihrem roten Glanz waren schöner als irgendein Traum. Und welches Geheimnis war der Weg des Flusses, der durch die Ebene ging, still und leer durch stilles Land. Dort draußen war kein Mensch mehr und stand kein Haus. Nur Bäume ragten, erstarrt in Einsamkeit zu dunklen Silhouetten, auf

kleinen Hügeln, und Pappeln, hoch, schlank und grün, noch immer grün, begleiteten den Strom ins Unbekannte. Denn er verlor sich, nur noch ein feines Streiflein Glanz, in einen dunklen Wald, den das Mädchen nicht kannte, den es nie betreten hatte, der finster und unheilvoll das Ende ihrer Welt begrenzte.

Aber nun sollte sie bald über dieses Ende hinaus, durch die Wälder hindurch, in eine andere, trostlos fremde Welt hinein.

Dela senkte den Kopf, ging zurück in die Wiese hinein, die hoch im Kraut stand. Sie wurde nie gemäht, wild und geil schossen Halme, Blumen und Kräuter auf. Wenn man sich da hineinsinken ließ, schlug alles über einem zusammen, schloß die Welt ab und wölbte sich zu einem lebendigen duftenden Grab. Als Dela niederglitt, war es ihr, als sinke sie von einer Ausschau ins fremde Menschenland wieder in Heimat und Frieden zurück. Das Gras schmiegte sich an sie, bettete sie sanft, schloß sich zitternd über ihr, und so lag sie, sichtbar nur dem glänzenden Himmel über ihr.

Schnell lösten sich Schmerz und Trauer der Erde von ihr. Sie fühlte beglückt, wie es aus ihr strömte, und nachströmte und nachströmte, beseligend, eine süße Gedankenlosigkeit, unirdische Ruhe, neue Lebensempfindung. wie weit klang dieser Menschenruf, und wie nah war der Flügelschlag eines Käfers! in ihrem Herzen schlug er! Von entrückten Sternen herab schollen die Glocken der Stadt zur Vesper, und in süßer Nähe geigte eine erwachte Grille ein verspätetes Sommerlied!

War sie denn noch ein Menschenkind? Sie spürte glatte kühle Haut um sich und dehnte sich in der feuchten Wärme des Grases wie ein Schlänglein. Sie wiegte den Kopf und atmete voll Daseinsglück und drückte sich sehnsüchtig in die Erde hinein, da schlafen zu können, unberührt vom Winter, und im Mai aufzuwachen zu Baumblüte und Veilchenduft, zu Sonne und Westwinden. Nun spürte sie schon, wie sie inniger mit der geliebten blühenden Erde sich verband. Tausend Wurzeln aus ihr strebten in den weichen Boden hinab, inbrünstig umfaßt vom Humus, fesselten sie innig an den Boden, ein schönes Kraut unter schönen Schwestern, gestreichelt von Gräsern, neugierig besucht von Käfern und dem letzten Pfauenauge, das die Sonne aufgeweckt hatte. So lag sie da, eingeborenes Wesen der Natur, ein Stücklein Wiese, eine einzige inbrünstige Liebe zur Erde, gedankenlos, träumerisch wie ein

Tierchen, nur dumpf des Körpers sich bewußt, das Seelchen schwingend und schwebend über der großen Tiefe ihrer Wiesenseligkeit.

Ganz frei war sie von allem, was sie quälte. Es gab keinen Abschied mehr, denn hier lag sie, eingewurzelt in ihre einzig wahre Heimat, lag sie, kein Mensch mehr, zurückgekehrt zur Urform ihres Wesens, ein freies Geschöpf der Wiese, den Blumen verwandt, Gras unter Gras, ein liebliches Kraut. Sie verlangte nach nichts mehr als nach der Wärme der Sonne über sich, nach dem Tau des Abends und des Morgens und dem Schlaf der Nacht. Sie wußte nichts mehr von der wunderlichen Sehnsucht ihrer letzten Zeit nach Menschenliebe und zärtlicher Menschenfreundschaft. Sie brauchte nicht mehr auf unbekannte Namen zu lauschen, ob die ihr nicht den zuführten, den sie lieben würde. Sie sah sich nicht mehr um, ob es nicht vielleicht hinter ihr herkam – was? – das ... Glück? – die Liebe? – was wußte sie! – das ahnungsvoll Erbetene? Da war es ja, war in ihr, verband sie mit der Erde in ungezählten Wurzeln.

Sie sah den Himmel bleicher werden, den Glanz überzog ein blasser Schein, rings um sie erhob sich bleicher Dunst aus der Wiese, ein feiner Rauch stieg auf, und sie hörte ihn über sich hingleiten. Dunkler startete plötzlich durch ihn hindurch der Himmel sie an, mit einem fahlen unheimlichen Blau, kalt und feucht stieg es aus der Erde in sie hinauf. Ihr Gesicht war naß, und sie spürte ihr Haar schwer werden.

Da klang ein Ruf auf, ein anderer daneben und wieder einer. "Dela! Dela!" Dela!" Die Stimmen kamen und gingen, schollen vom Fluß herauf und über die Wiese, eilten vorbei und zurück. Füße, Menschenfüße, plumpe, schwere, raschelten durch das Gras. Tausend Stengel brachen seufzend, tausend Kräuter knirschten sterbend.

Nicht finden! nicht finden! dachte Dela inbrünstig, grub sich tiefer in die Erde und fühlte, wie ihre Wurzeln hineingriffen und sich festkrallten, und wußte sich unsichtbar, geborgen. Da wehte ein fremder Hauch über sie, zitternd vor Angst schlug sie die Augen auf. Es war das gramvolle Gesicht der Mutter, das sich über sie beugte. "Dela!" klang es, "Dela!"

Andere Stimmen und Schritte kamen herbei. Wo war sie? wer war da? Eine Hand griff nach ihr, eine wilde mörderische Menschenhand, daß sie aufschrie. Aber sie fand kein Mitleid. Sie griff nach den schwesterlichen Halmen, klammerte sich an sie. Aber sie glitten aus ihren Händen; ein tausendfacher Schmerz durchzuckte sie – da hatte man sie

hochgehoben, hatte ihre tausend Wurzeln ausgerissen und trug sie, wehrlos, der Heimat beraubt, davon. Sie sah den Himmel in Flammen stehen. War es die Stadt, die brannte? War das der Abschied? Alles in lohendem Feuer? Ihr Kopf hing hinunter, eine Frau stützte ihn.

"Dela," flüsterte die Mutter, "meine kleine Dela!"

Sie sah die Wiese vorübergleiten, schnell, ach, so schnell. Dann kam ein heller Weg mit bunten Blättern bestreut. Was war das doch? Und was leuchtete dort so weiß, mit Blut besprenkelt? Nun schob sich ein Berg vorüber, ein Berg auf dem roten Hintergrund eines empörten Himmels. War es der Himmel?

Zwei starke Arme trugen sie. Ein neuer Duft drang zu ihr, sie wußte nicht, woher. Aber aus ihm strömte ihr blindes Vertrauen und Hingebung zu. Zum erstenmal lag das kleine Mädchen an eines Mannes Brust. Sie hob einen Arm und legte ihn um eine feste Schulter, und ihre Hand legte sie auf weiches, feines Haar. Als sie dann noch einmal aus einer großen Seligkeit heraus die Augen aufschlug, sah sie dicht über sich einen laut atmenden, fremden, erschreckenden Mund, einen hellen Bart. Und dann, gleich darüber, kam ein Stern, ein großer blasser Stern, der auf einer grünen Wiese stand. Es gab keinen Schmerz mehr im Leben ...

Es war Herr Rotholz gewesen, der das kleine Mädchen getragen hatte. – Dann war der Arzt bei ihr, und die Verwandten saßen flüsternd nebenan.

"Ja, er ist ein Engel", sagte Tante Fritze und sah ihren Schwiegersohn Emil an.

"Und wie stark", flüsterte Malchen verschämt. "Den weiten Weg, bis hierher!"

"Sie ist ja leichter als ein Gedanke", sagte Herr Rotholz in einer ihm sonst unbekanntem Ausdrucksweise. Er war blaß und verbarg eine innerliche Erregung. Allzu laut hatte des Kindes Herz gegen seine Hand geschlagen. Noch nie war er dem Leben so nahe gewesen, dem reinen Ursprung des Lebens!

Herr Feinhals beteuerte: "Er hat sie mir ja durchaus nicht geben wollen."

"Wenn nur", sagte Tante Sardine leise, "nichts ist! Bei dieser Konstitution! Aber wo soll sie es auch herhaben!"

Harmonia tat den Mund auf. "Ein Beispiel für die Unzulänglichkeit des Lebens!" Und sie stützte ihr Kinn auf die Rolle ihrer *Gartenlaube*.

Darauf schwiegen alle, bis Tante Fritze endlich sagte: "Ja, sie ist man immer so mieserig gewesen, und jedes Windchen hat ihr geschadet."

"Und nun", mischte sich Malchen ein, "dieser Abendtau und das feuchte Gras. Das ist ja schön anzusehen, und Emil weiß am besten, wie ich für Natur schwärme, aber sie ist doch nicht zum Reinlegen da!"

"Ja," sagte Herr Feinhals seufzend, "sie hätte noch lange gesund leben können."

"Ja," stimmte Röschen zu, "sie war so ein bescheidenes Kind."

"Und immer folgsam", lobte Tante Fritze, "und still und nie vordringlich. Die arme Ida! Erst der Mann, nun das Kind."

"Aber," rief Tante Sardine fast laut, "sie war doch man seltsam! Sprach erst eigentlich mit acht Jahren richtig, soweit da von sprechen die Rede sein konnte. Und immer so etepetete und rühmichnichtan. So'ne Kinder werden nicht alt."

"Sie klang auf," sagte Harmonia als schönen Abschluß einer Trauerrede, "wehte vorüber und verklang wie ein Nocturne von Field."⁶ Und sank wieder auf ihre *Gartenlaube* hin.

Aber da sagte Herr Rotholz leise: "Lebt sie denn nicht mehr, daß ihr solche Nachreden haltet? – Ich gehe hinein." Und er stand auf, blaß wie er geblieben war, als der Arzt mit der Mutter hereinkam. Der alte Doktor ging schnell grüßend hinaus, und die Mutter, als sie von der Treppe zurückkam, sagte bleich und verfallen: "Er weiß noch nicht, was es ist. Sie hat über vierzig und phantasiert. Er wollte eine Pflegerin. Aber soll ich eine fremde Person –"

Da stand der schlanke blonde Herr Rotholz vor ihr und sagte fast demütig: "Wäre ich auch noch zu fremd, um zu wachen?"

"Emil!" schrie Fräulein Amalie, die Braut. Aber er sah sich nicht einmal um.

Die Mutter, von plötzlicher Eingebung erfaßt, nahm seine Hand und flüsterte: "Ich nehme es an. Sie haben sie auch hergetragen. Und sie hat still bei Ihnen gelegen."

Tante Fritze nahm den jüngeren Schwiegersohn beiseite. "Nimm mir es nicht übel, Emil, aber –"

⁶ John Field (1782–1837)

Und hinter ihm sagte jammernd die Braut: "So fängt es an! Heute früh Braut und heute abend schon verwaist –"

Röschen hielt Herrn Feinhals fest an der Hand. Er hatte solchen Nachahmungstrieb! Und man konnte nicht wissen, wie weit die Rücksichtslosigkeit Tante Idas ging.

Als alle gegangen waren, bestand Herr Rotholz darauf, daß die Mutter sich hinlegte. Nur widerwillig und in Kleidern streckte sich die Bürgermeisterin auf ihr Bett; aber als es vom Rathaus her elf schlug, schlief sie doch.

Herr Rotholz saß in seinem schwarzen Anzug und mit hohem weißen Kragen am Bett des kleinen Mädchens. Es lag in einer Wolke von Fieberglut mit glänzenden offenen Augen da und starrte und starrte den wachenden Mann an. Das Nachtlicht brannte trübe auf der Komode, der Schatten des Mannes fiel schirmend über das Mädchen. Es regte sich nicht, atmete nur laut und schwer, aber keine Fiebergespenster schienen es mehr zu erschrecken. Vor dem Fenster stand ein kleiner silberheller Mond auf samtschwarzem Himmel; er glänzte wunderbar hell, wie die Augen des kranken Mädchens. Die Nacht wurde kalt, draußen kam der erste Frost über den Fluß, über die Wiese herüber. Dort, wo das Mädchen im Gras gelegen hatte, war noch immer ihre Spur. Aber jetzt übergoß der Mond alles mit der gleichen hohen Flut seines weißen Lichts; es bedeckte – ein einziger Strom – Fluß und Wiese, teilte sich vor der Stadt und strömte in die Gassen hinein. Die waren menschenleer. Nur zwei wachten in einer Stube. Ein Mann und ein kleines Mädchen. Sie starrten sich an, regungslos, ununterbrochen, der Mann im Traum, das Mädchen im Fieber.

Bis er seine leichte kühle Hand auf ihre Stirn legte. Da schloß sie die glänzenden Augen und lächelte. Als sie schlief, stand der Mann auf und trat leise ans Fenster. Mond und Sterne hingen vor ihm in erster Winterschönheit, flirrend und flimmernd. Nun lächelte auch er. Aber nicht beglückt und schlafenstrunken. Nur schwermütig und entsagungsvoll und wach, sehr wach ...



Bodenaushub Innsbrucker Straße, im Hintergrund Bayrischer Platz
(1908) (Quelle: EXERZIERFELD DER MODERNE, 2)

In Berlin

Nach dem Abschied Dela Gards von der Stadt ihrer Jugend gab es in ihrem Leben fürderhin nichts mehr, was den Gleichmut ihrer Seele und die Gleichgültigkeit ihrer Gefühle zu verwirren vermochte.

Sie war auf die Schule gekommen und tat dort ihre Pflicht, fand Liebe bei Lehrerinnen und Kindern, später bei jungen Mädchen, weil sie rührend schmal, schweigsam und nie ungeduldig war. Aber sie nahm alle Neigungen nur freundlich auf und erwiderte keine. Sie ging gleichsam an allem nur vorbei, kaum ihr Blick schien Menschen und Dinge zu streifen. Dennoch nahm sie alle Erscheinungen tief in sich auf, woraus ihr bald der schönste Trost entstehen sollte.

Sie, die Mutter und die mitgezogene Serafine wohnten noch immer in ihrer Wohnung hoch im vierten Stock eines schönen Hauses am untersten Ende der Charlottenburger Kantstraße. Von vorn sah man über Bauplätze und Schuttfelder und trockene klägliche Gärten bis ins Wilmsdorfer Gebiet hinüber, von wo auch schon leuchtende

Straßenzüge hinauswuchsen und sich über die Felder streckten, Dazwischen wand sich der aufgeschüttete Bahndamm und führte seine funkelnden Geleise in den Grunewald hinein, dessen dunkle Wand immer einen guten Geruch von Holz und Nadeln herüberschickte. Über diesem Bild war viel Himmel frei, nicht weniger fast, als Dela Gard von der Wiese am Fluß einmal hatte sehen können. Hier war sie ihm sogar näher, sie hing in diesem vierten Stockwerk hoch über der Straße und konnte nie an das Fenster treten, ohne daß ihr schwindelte. Dann sah sie aber die steinernen Tatzen der Stadt, die sich ins freie Land gruben, die nach dem Wald langten, um auch ihn zu zermalmen. Bahnzüge wanden sich in steter Folge langsam aus den Straßen und krochen über den Damm, an dem kleinen Lietzensee vorbei, dessen Spiegel durch Gebüsch und Bäume blitzte.

Ging Dela am Abend in ihre Stube hinüber, die neben der Küche und Serafines Kammer lag, dann war dort unten ein zweiter Himmel ausgebreitet, bestirnt mit Laternen. Ein roter Schein schwebte über ihm, und Nacht wurde es erst hinten über der Kuppel des Schlosses. Von dorthier, wenn Winde über die Spree hinüberwehten, kam im Sommer wirklich auch der Duft aus dem Rosengarten des Parks, im Frühjahr der Fliederatem, und später, von noch weiter her, Heugeruch und Wasserkühle.

So lebten sie da oben wie Vögel zwischen Wolken und Wäldern und Winden. Die Bürgermeisterin, die gern am Fenster saß, sagte oft: "Serafine, es schaukelt. Ich spür's deutlich, das Haus wackelt im Wind. Es ist ja auch zu hoch."

Und griff schwindlig um sich. Aber Serafine sagte kopfschüttelnd: "Nee, Frau Bürgermeistern, daß Sie sich auch janich dran jewöhnen können. Ick sprech doch schon berlinsch, und Sie verstehn's filleich noch immer nich! Was sin vier Etaschen? Wir wohnen doch längst nich am höchsten. Wo die Elise unten von Dokters früher jewesen ist – es soll aber man auch mieß jewesen sein – da hat se nich weniger wie hundertunelf Stufen zu springen jehabt. Und wir haben nur neunzig, und ich glaub, es fehlt auch noch eine dazu. Und die Frau Bürgermeistern brauch se noch nich mal jehn. Denn da ist der Lift, wie's heißt. Wenn bloß der Portier nich so eklig wär – aber das sein se alle, sacht meine Freindin Elise –"

"Ja, Serafine", sagte die Bürgermeisterin. "Da ist der Fahrstuhl – ich sage doch lieber Fahrstuhl. Es ist wahr und gewiß auch schön so. Aber mich befällt doch immer noch so eine Angst und ein Gefühl im Magen, wenn ich da reintrete, und kaum bin ich drin, dreht der Portier Hasemann schon rum, und es ruckt und zieht rauf und Hasemann sagt: *Jefällig, Frau Bürgermeisterin!* sagt er. Und ich muß raussteigen, eh ich noch zu mir gekommen bin, und ich klinge und du machst auf, und ich sage Mal für Mal: *Nie wieder!* Aber dann macht der Hasemann so ein Gesicht, als ob ich ihn kränke, wenn ich nicht seinen Fahrstuhl benutze. Und ich steige doch rein, obschon ich viel lieber zu Fuß rauf möchte, wenn es auch – ganz recht, Serafine! – neunundachtzig Stufen sind."

Indessen saß Dela in ihrer Stube, sah fern die Sonne auf der Schloßkuppel spielen und dahinter die grünen Wellen des Parks. Sie hatte ein Stück weißen Papiers vor sich und darauf gezeichnet war eine gelbe große *Maréchal-Niel-Rose*, deren schwere samtige Blüte an einem zarten schwachen Stengel hing, wie ein müdes, allzu schwermütiges Haupt, auf dünnem Hals an die Schulter gesunken.

Diese Rose war das Werk des Bleistifts, den Dela Gard in ihrer winzig gebliebenen Kinderhand hielt. Es war eine plötzliche Sehnsucht nach dieser heißgeliebten Blume über sie gekommen, ihr Bild hing ihr vor Augen, duftend und leise schwankend. Ihre Augen hatten es auf ein zufälliges Stück Papier gezeichnet und ihr Bleistift es nachgezogen. Nichts war selbstverständlicher und leichter. Aber nun befiel sie doch ein leichtes Herzklopfen, als da ein dauerndes, nicht mehr ein geträumtes Bild vor ihr lag. Sie versteckte es in der Kommode, ängstlich und beseligt zugleich, mißtrauisch und zuversichtlich in einem; verheimlichte es wie ein Knabe sein erstes Gedicht, verbarg es listig wie ein verdorbener Mensch ein Laster. Und wie ein Laster, heftig und unwiderstehlich, kam es nun auch über sie. Ihr kleines Taschengeld, das Bruder Rudolf allmonatlich, in ein Täfelchen Schokolade gesteckt, auf ihr Bett legte, ging hin für Papier und Bleistifte, dann für Kohle und Kreide, zuletzt für Wasserfarben und ein paar ängstlich geschonte Pastellstifte. In einer geleerten Schublade häuften sich Zeichnungen und Pinseleien: Da blühten alle Blumen auf weißem, gelbem und grauem Papier, ein Bäumlein streckte sich schüchtern empor, ein frühlingshaftes Buschwerk schlug aus. So innig

hatte Dela Gard die Natur in sich aufgenommen, daß sie nur aus dem Reichtum der aufgestapelten Erinnerungen zu schöpfen brauchte. Sie malte Weihnachten Sonnenblumen und zeichnete im Mai ein Chrysanthemum. Erinnerung war ihr Vorlage und berichtigendes Modell. Aber kein Mensch war in ihr haften geblieben, allenfalls die Silhouette einer Straße, die Kirchtürme ihrer Heimatstadt. Sie versuchte nie wieder ein Porträt, als ihr unbewußt einmal die breite Stirn, die tiefen Augen und der halbgeöffnete Mund ihres Veters, Amaliens Mannes, auf das Papier gekommen war. Dieses Papier hatte sie verbrannt, um dann blaß und nachdenklich über seinem schwarzen gekrümmten Rest stehen zu bleiben, der noch die Spuren des Stifts zeigte. Sie zerdrückte alles zu Asche ...

Dann war eines Tages zu einem Baum eine Wolke hinzugekommen, ein Himmel begann hinter einem Rosenstock zu blauen, hinter einem Topf Primeln erhob sich eine dunkle Wand. Eine braune Vase voll Schneeballen stand plötzlich neben einer Schüssel Orangen. Rote Äpfel, Pflaumen und Trauben begannen auf das Papier zu fallen.

Ein paar Tuben Ölfarbe waren eines Tages da, Malpappe und einmal ein winzig kleiner Blendrahmen mit Leinwand. Ein Büchlein, das von technischen Fragen handelte, tauchte aus der Volksbibliothek auf, ein gekauftes kam dazu. Und – sozusagen plötzlich – entdeckte die Bürgermeisterin eines Sonntags, als Dela zu einem Kinderkaffee bei Bruder Rudolf geladen war, dessen Einziger vier Jahre zählte, hinter dem Schrank ein fertiges kleines Ölbild: eine Herbstwiese, durch die – unter blauem Himmel – ein schmaler, schwerfälliger Fluß einer dunklen Waldwand sich zuwälzte. Die Bürgermeisterin erkannte das Land nicht. Es war die Wiese, auf der sich damals die kleine Dela ihre Lungenentzündung geholt hatte. Aber allzusehr hatte die Erinnerung das Bild in traumhafte Schönheit, in Glanz und Schwermut zugleich getaucht.

Von diesem Tag an war Dela für die Familie entdeckt, und aus der inbrünstigen Leidenschaft ihres Herzens wurde gewaltsam ein nichtiges Spiel der Finger gemacht. Nun galt es, zu Geburtstagen und Geschenkfesten Teller und Vasen und Krüge zu bemalen, Bleche mit eingebogenen Ecken als Wandschmuck, Holzkästchen und seidene Cachets zu verzieren.

Dela schloß ihre Schublade ab. Das kleine Ölbild hing über ihrer eigenen Kommode. Für die gute Stube der Mutter malte sie Fächer, für das EBzimmer zwei Stilleben. Aber, vor die verständnislosen und dennoch kritischen und einwandsfrohen Augen der Verwandten gestellt, verlor sie Lust und Liebe für Stift und Farbe, und nur selten noch saß sie über weißem Papier und verwischte blasse Pastellfarben zu einem rosigen Abendhimmel, in den die sanfte dunkle Linie eines Waldes sich zeichnete; oder zog sie die feinen Umrissse einer jungen Birke, unter der eine Bank mit vergessenem Rosenstrauß stand. Diese letzte Zeichnung aber erhielt in einem weißen Rähmlein Herr Rotholz, der Vetter, zu seinem vierzigsten Geburtstag. Und nachdem Dela ihm diese Gabe ihres Herzens geopfert hatte, war sie mit ihrer ersten und einzigen Jugendliebe fertig. Denn dies – nicht mehr und nicht weniger – war ihr Emil Rotholz, der sie einmal getragen hatte, gewesen ...



7

⁷ Quelle: *The Garden* 12/1883, Seite 426/27

Diese anfangs gestörte Leidenschaft für Stift und Pinsel war es aber, die sie in einer gefährlichen Zeit geschirmt hatte. Immer sehnsüchtig nach Einsamkeit, tief versunken in oft exaltierte Träume von Hingabe an Natur, in dumpfem Schmerz um die verlorene Jugend, in der sie ein freies, unbeherrschtes Kind gewesen war, hätte die Zeit ihrer körperlichen Verwandlung sie in ausgesprochene Melancholie stürzen können. Aber da hatte sie keine Zeit gefunden zu leiden, auch nur nachzudenken. Nach dem ersten Schreck, der die Unvorbereitete und Unwissende doppelt traf, hatte sie die Erklärung ihrer Schwägerin, die sie der Mutter vorzog, beruhigt. Da dies das Schicksal aller Frauen war und sie es unsichtbar und gleichgültig trugen, kam ihr Auflehnung oder größere Teilnahme daran auch nicht zu. Seelische Aufstände und Unrast unterdrückte sie siegreich. So hilflos und zart ihr großer, schlanker Körper war, so fest waren in ihr eine Kraft des Widerstandes gegen eigene Begehrlichkeiten und Absonderlichkeiten und ein fast gefühlsloser Gleichmut gegenüber den Interessen anderer. Nachdem noch Herr Rotholz – ohne allzuviel Schmerz – zu einem weiteren gleichgültigen Familienmitglied geworden, war da niemand in ihrer Umgebung, dem sie sich nahe fühlte.

Die Mutter, aller Last und Sorge ledig, war, anstatt aufzuschnellen und aufzuleben, vielmehr zusammengesunken, als fehlten der Ansporn und die ständige Erregung einer notgedrungenen Anstrengung und häuslicher Arbeit. Denn Serafine besorgte Wirtschaft und Küche. Und die Bürgermeisterin durfte am Fenster des Eßzimmers sitzen und abwechselnd ihr schönes Nußbaumbüfett ansehen oder die vorbeifahrenden Stadtbahnzüge zählen. Nachbarschaft gab es noch nicht; aber man begann schon zu bauen oder doch wenigstens abzustecken; und in zwei Jahren spätestens – wo man doch in Berlin so zauberhaft schnell baut – rechnete die Bürgermeisterin, hatte sie zumindest ein Dutzend Nachbarfenster zum interessanten Beobachten fremden Familienglücks oder – was des Interessanten reichere Fülle bot – Familienzwists. Ihre Wohnung verließ die alte Dame selten, nicht nur, weil ihr Fensterplatz den weitesten Horizont umfaßte, oder sie den Fahrstuhl des Herrn Hasemann fürchtete, sondern weil sie eine schwindelerregende Furcht vor der inneren Stadt, gar schon vor den doch stilleren Straßen des

neuen Westens hatte. So kam sie auch kaum mehr als zwei- oder dreimal im Jahr zu ihrem Sohn Rudolf, an seinem, seiner Frau und des Kindes Geburtstag.

Rudolf war durch glückliche Grundstück- und Bauspekulationen mit Schwiegerpapa Friedländers Geld schnell ein mehr als nur reicher Mann geworden. Er bewohnte eine glänzende Etage im älteren Teil des Kurfürstendamms, der mit den Vorzügen eines modern komfortablen Baustils noch die Atmosphäre einer älteren, fast traditionellen Vornehmheit besaß und nicht das Parvenuhaftige des neuen Teils an sich hatte. Baumeister Gard war ein tüchtiger Geschäftsmann, der immer überlegen und leidenschaftslos, daher ausnahmslos glücklich operierte, der aber auch ebenso unbeteiligt über seinen Herzens- und Geburtspflichten stand. Abgesehen vielleicht von seinem Sohn Jack – auf den wegen der winkenden Erbschaft nicht zu umgehenden Wunsch seiner Schwiegereltern nach dem Großvater mütterlicherseits Jakob, aber evangelisch getauft – sah der Baumeister ebenso zerstreut lächelnd an Frau wie an Mutter und Schwester vorüber. Er gab der Bürgermeisterin monatlich so viel, daß Okel Jeremias' Zuschuß dankend, aber dabei sehr selbstbewußt hatte abgelehnt werden können. Rudolf gab so liebenswürdig und freundlich, immer in Begleitung eines kleinen Geschenks, daß es der Bürgermeisterin nicht schwer fiel zu nehmen. Dela vielleicht empfand anders. Aber die Bürgermeisterin hatte seinerzeit wirklich zwei neue Zimmer bekommen, ohne ihre zweitausend Taler, aus denen nun schon dreitausend geworden waren, angreifen zu müssen. Und diese Summe lag noch immer auf der Bank in bombensicheren preußischen Konsols und heckte langsam.

Also auch der Bruder kam für Delas Zuneigungen nicht in Frage. Und die Schwägerin? – Bibi war nun schon mit fünfundzwanzig mehr als stark. Die Rasse schlug bei ihr durch, obschon doch die Mutter, von einem ganz-deutschen Vater her, blond und schlank war. Es half wenig, daß sie ihr Haar kastanienbraun färbte. Niemand ahnte etwas davon in der Familie ihres Mannes; nur Tante Sardine, deren Horizont infolge der eigenen Perücke etwas weiter war, sah oft mit schwerem Mißtrauen und skeptischem Kopfschütteln auf den schön gewellten Kopf, daran der Knoten fast metallisch schimmerte. Aber dunkle schöne melancholische Augen und eine nicht ganz einwandfreie Nase bewiesen, daß Frau

Bibiana Gard verglich auf ihren Visitenkarten das "geb. Friedländer" fortließ.

Und dann die anderen Verwandten? Was sollte wohl Dela Gard mit den Frauen, die eine Wandlung im Wesen nicht kannten? Nur daß Tante Fritze jetzt alljährlich nach Marienbad ging, aber schon vier Wochen nach ihrer Rückkehr die dort gelassenen zehn Pfund wieder auf ihre Hüften nahm; daß Tante Sardine darauf bestand, ihre schwarze Perücke weiter zu tragen, trotzdem sie nun die sechzig überschritten hatte; und daß Malchen zwei Mädchen von fünf und vier Jahren hatte. Emil Rotholz ... Emil Rotholz war selten zu sehen, und wenn, dann verlegen und stumm, oder er sprach unbeholfen von nichtigen Dingen.

Also war Dela Gard auch als großes Mädchen sehr allein. Als sie mit fast siebzehn die Selecta⁸ verließ, hatte sie keine Freundin und überließ es bald darauf dem Zufall ganz, sie mit Kameradinnen zusammenzuführen. Sie hatte Klavier- und Gesangstunden bekommen, sprach englisch, französisch und italienisch, verabscheute Handarbeiten und Kochen, hätte aber auf dringliches Verlangen auch dieses beides getan. Denn sie liebte Ruhe und Frieden vor allem. Seit dem Ausbruch der Lungenentzündung, von der ihr diese Durchsichtigkeit der Haut und die Schwäche ihrer Bewegungen zurückgeblieben war, war nie wieder ein voller Laut des Lebens aus ihr gebrochen, kein helles hingeegebenes Lachen, kein verzweifelt Schluchzen. Sie lag, ein schlafumfanges zerbrechliches Geschöpf, tief eingebettet in eine unaufgebrochene, festgeschlossene, namenlose Sehnsucht.

⁸ Selecta: eine Schulklasse, in welcher die ausgezeichnetsten Schüler der obersten Stufe saßen und auf das Studium an der Universität vorbereitet wurden.

Dela Gard oder Kunst & Leben in Berlin



ES WAR OSTERN, als Dela Gard die Selecta verließ. Und als sie, ein wenig Farbe im Gesicht von dem schönen Apriltag, nach Haus kam und in die helle freundliche Eßstube trat, saß die Bürgermeisterin nicht wie üblich hier, sondern rief nach der Tochter von der guten Stube her.

Dort brannte ein ganz gelindes Feuer im grünen Kamin, und die Bürgermeisterin saß auf dem grünseidenen Sofa, ein Kissen im Rücken, weil es sonst etwas unbequem war, und sagte: "Ja, Dela, du siehst dich um und wunderst dich. Aber ich habe die Tanten für Nachmittag zum Kaffee gebeten, und du weißt, die Tante Sardine ist fürs Mollige. Und dann habe ich durch Hasemann an Bibi telephonieren lassen, sie möchte doch auch kommen, wenn sie nichts anderes vor hat. Sie wird ja wohl nicht kommen, denn sie hat immer was anderes vor, aber so ist nun kein Grund zum Beleidigtsein, wenn die Beratung ohne sie stattfindet."

"Beratung?" sagte Dela. Aber die Frage klang recht uninteressiert. Sie stand sehr groß und schlank vor der Mutter, in der blauen Waschbluse und dem fußfreien Rock. Seit ein paar Wochen trug sie die Zöpfe hinten zusammengesteckt, und vorn über der Stirn, über die Schläfen und den Kopf legte sich das helle blonde Haar glänzend und leise gewellt.

"Setze dich, Dela, – hier, – dort, wo du willst, – gut, am Ofen. Also Beratung! Nun, wir haben ja schon öfter davon gesprochen. Du hast jetzt die Schule hinter dir und besitzt eine schöne Bildung. Das sollst du

verwerten und etwas verdienen. Siehst du, wenn auch Rudolf eine Seele von Mensch ist und reich, sehr reich, Dela, und wenn auch sein Beutel wohl gar nicht merkt, was er mit dem Herzen daraus gibt, so ist es doch ein großes Glück, unabhängig zu sein. Wir haben alles, was wir brauchen, und vielleicht mehr, denn es könnte gut bescheidener und geringer sein, aber du, Dela, hast vielleicht mal einen Extrawunsch, so nach einem zweiten Sommerhut oder einem *En-tout-cas*⁹ oder Farben und so, und dann hast du nun dein eigen Geld und brauchst nach niemand zu fragen. Ich kenne dich, Dela, und du brauchst mir nicht vorzurechnen, wohin mit deinem Taschengeld. Ich, Dela, siehst du – Gott weiß, wie lange er mir noch das Leben schenkt. Und was dann? Bibi ist gut, ich sage nichts gegen ihr Herz, sie sieht nie, was Rudolf tut und gibt, und sie möchte gewiß noch gern zulegen, aber wenn du einmal zu ihr ins Haus solltest, so für immer, ach, Dela, das ist dennoch nichts Gutes. Lernst du aber was, dann bist du vielleicht bis dahin ganz unabhängig und niemandem zu Dank verpflichtet, wenn es auch der Bruder ist – "

"Ja", sagte Dela und starrte in die bescheidene Ofenglut. "Was soll ich also lernen?"

Vor den Fenstern sah sie nur Himmel, hellen, blauen Frühlingshimmel, dünnes, feines Gewölk, leicht, wie feuchter Glanz. Sie sah die Luft zittern, ferne schwarze Pünktchen flogen darin. Waren es Schwalben, die heimkehrten? Oder Schwäne, die noch weiter ... weiter flogen? War das nicht ein Schrei der Sehnsucht, der da aufklang? Wer stieß ihn aus? die heimkehrenden Vögel? Oder war er in ihr erklungen?

"Mein gutes Kind," sagte die Bürgermeisterin, "ich wußte, du wirst dich in die Lage schicken. Denn nicht wir sind reich, sondern Rudolf. Und das ist ein Unterschied, wenn er auch Sohn und Bruder ist. – Aber was, Dela? Nun, am liebsten, wohin es dich zieht."

Dela lächelte zum Fenster hinaus. Wie wunderbar, daß es so still blieb in ihr, daß da nicht Empörung und Widerstand aufbrachen! Sie sah den Vögeln nach. *Wohin es dich zieht* – Den Vögeln nach ...

"Es ist ja", fuhr die Bürgermeisterin fort, "heute geradezu modern für ein Mädchen, beruflich tätig zu sein. Zu meinen Zeiten war eine kleine Lehrerin, wie ich sie war, von der guten Gesellschaft eigentlich ausgestoßen. Wenn mich nicht dein seliger Vater – " Sie sah nach der Tür

⁹ großer Schirm gegen Sonne und Regen

zu ihrer Schlafstube, wo die Bettwand mit den Bildern Dagoberts bedeckt war und eine ausgestopfte kleine Blaumeise, der Rest der ganzen Vogelstube, auf einem Konsolchen stand – "wenn nicht dein seliger Vater mich zu sich erhoben hätte ... Heute ist ja, wie ich lese und von Bibi und Rudolf höre, keinem arbeitenden Mädchen ein Kreis verschlossen, wenn es nur aus gutem Hause und von feinen Manieren ist. Und da bin ich ohne Sorge, Dela ..."

Dela stand noch am Fenster. Die Luft war leer, der Himmel rein. Die Wolken waren hinabgeglitten und die Vögel schon jenseits der Horizonts – der Heimat entgegen, der Heimat – –

Nach großstädtischer Gewohnheit kamen die Tanten erst gegen fünf zum Kaffee. Aber Tante Fritze sagte stöhnend vor Fleischesüberfülle, als sie sich aus dem Fahrstuhl gezwängt hatte, zur Schwägerin, die schon in der offenen Flurtür stand: "Ja, liebe Ida, wir sind seit halb vier unterwegs. Aber die Rote kam nicht, und eine andere geht nicht und ist auch noch immer nicht elektrisch, wo doch schon alle elektrisch nach Rixdorf und Britz gehen, und das hier ist doch der feine Westen, wenn auch hier eigentlich schon mehr Kietz ist."¹⁰

Malchen, ihre beiden kleinen Mädchen an der Hand, stand ganz verdeckt hinter der Mutter; ehe sie eintraten, schloß Dela schnell ihre Stube ab, denn Lieschen und Lenchen ließen bei ihren Besuchen nichts unbesucht und unberührt und richteten Schaden an, wo sie es nur ermöglichen konnten.

"Und Sardine?" rief die Bürgermeisterin.

"Erstens", sagte Malchen Rotholz, die eine würdevolle Mutter geworden war, "war im Lift eigentlich kein Platz mehr, aber Lieschen und Lenchen wollten doch durchaus mitfahren, sie kommen ja schon darum immer so gern heraus; und dann, liebe Tante, du weißt ja, ist Tante Sardine so ängstlich."

Da tauchte auch schon über dem Podest ein brauner Kapotthut über pechschwarzem Scheitel auf, und es hob sich die unendlich dürr gewordene, lange Figur der Tante Sardine mählich empor. "Eigentlich", sagte sie zur Begrüßung, "ist das ja kaum noch Berlin, es schreibt sich ja

¹⁰ Die schrittweise Einrichtung der Berliner Pferdebahnen und ihre ebenso schrittweise Elektrifizierung erfolgte durch eine Vielzahl unterschiedlicher Gesellschaften.

auch Charlottenburg. Und dieser Weg hierher! Mit zwei unartigen Jöhren in der Pferdebahn!"

Mutter Malchen schrie empört auf.

"Mama," sagte Lieschen, die ältere, "wo gibt's denn den Kuchen?"

"Das süße Kind!" rief die Großmutter. "Kommt nur schnell herein. Sie sind hungrig. Hast du was im Haus, liebe Ida?"

Dela begrüßte die Verwandten erst im Korridor. Tante Fritze steuerte direkt auf den Kaffeetisch zu und versah Lieschen und Lenchen mit Punschtörtchen und Apfelkuchen.

Man setzte sich schnell und Dela ging mit der Kaffeekanne stumm von Gast zu Gast.

"Bitte, für die Kinder Milch", sagte die Großmutter. "Iß doch, Lenchen." Sie brauchte das eigentlich nicht erst zu sagen, beide Kinder stopften.

"Ja," sagte die Bürgermeisterin, "vielleicht kommt auch noch Bibi."

"Ach so", sagte Tante Sardine spitz. "Da hätten wir doch wohl lieber auf die gnädige Frau warten sollen!"

Tante Fritze hatte die erste Tasse im Magen und begann. "Wahrhaftig," sagte sie, warm eingebettet in ihr Fett, "Wahrhaftig, sie heizt noch! Heute bei zwanzig im Schatten. Aber ich verstehe: Die arme blutleere Dela braucht Wärme. Weißt du, Ida – ja, sie ist ja gerade draußen. Sie brüht wohl neu auf. Aber ich weiß nicht, es schmeckt nach so was. Wonach bloß? eine ölige Bohne?"

"Nach dem Säckchen schmeckt es", sagte Malchen dumpf.

"Nein," sagte endlich die Bürgermeisterin, "ich habe eigentlich wegen Sardine etwas in den Ofen getan."

"Aber überhaupt!" rief Tante Fritze. "Ich würde doch nicht hier wohnen! Wo ist hier Berlin? Da lobe ich mir den Moritzplatz! Pferdebahnen und Elektrische und Omnibusse und Menschen, liebe Ida, Menschen! Und Schilder Haus auf, Haus ab! Und Lärm und Geschrei! Und man sitzt oben in der eigenen Stube oder geht über den Flur und setzt sich in Malchens Ripsenes. Denk dir, er hat doch alle Salonmöbel neu beziehen lassen! mit rotem Rips! So ein Mann! Und die süßen Kinderchen –"

"Gott", schrie Tante Sardine. Aber Lenchen hatte schon ihre Milch umgestoßen und begann zu heulen. Dela kam mit einem Lappen, und Malchen sagte: "Ja, liebe Dela, die Tasse auch gerade so hinstellen!"



Reichskanzlerplatz (heute Theodor Heuss-Platz)
W. Titzenthaler (1909)

"Und das ist also der feine Westen", fuhr Tante Fritze nach eingetretener Ruhe fort. "Nun, es ist hier wohl mehr Feld und Wiese. Und der Grunewald ist vor der Tür! Ich weiß nicht, er ist doch eigentlich bloß so für Sonntag und's Volk. Und wenn ich hier so aus der Pferdebahn mir die Gegend betrachte – nun ja, die Damen haben eine Feder mehr auf dem Hut und einen Volant mehr am Rock, und die Herren haben einen silbernen Griff am Stock; aber das ist wohl auch der ganze Unterschied. Das großstädtische Treiben, das ist auf alle Fälle allein bei uns."

"Und das ewige Bimmeln!" ergänzte Tant Sardine, "und der unerträgliche Lärm und das Konservatorium für Musik unter uns. Und über uns diese zwei Damen, die um zehn Uhr ausgehen und um zwölf nach Haus kommen, und kommen nie allein. Und dann geht's über uns los – Lieschen und Lenchen verstehen's ja noch nicht, und Dela ist draußen und brüht wohl wieder neu auf, und Malchen ist nu' schon selber Mutter und kennt den Rummel – "

Aber da kam Dela schon wieder zurück mit neuem Kaffee, und Tante Sardine mußte schweigen.

Dafür erzählte Tante Fritze von Röschen, bei der eben Harmonia zu Besuch war.

"Ja", sagte Tante Sardine. "Und Kinder gibt's also wirklich nicht, wie ich gesagt habe. Ich bitt dich, Ida, ein Mann, jetzt tief in die sechzig –"

"Dafür", rief Tante Fritze, "legen sie zurück und sparen und können jedes Jahr rüberkommen. Nun ist die Harmonia dort und erfreut sie durch ihr reizendes Spiel und singt nun auch herrlich. Sie schreibt, daß Röschen ganz unverändert seit vorigem Jahr ist, und der gute Emmerich hat leider im Winter das Reißen bekommen, und Maulke hat sein Haus verkauft an die Witwe Siedebold. Und die Schwestern Rothleider – Gott, Lieschen!"

Aber Lischen hatte bereits die Vase mit Schneeglöckchen vom Nähtischchen gestoßen.

Erst als man in der guten Stube saß, sagte die Bürgermeisterin als Abschluß einer kleinen Rede: "Und so bat ich euch also hierher, damit ihr im Leben Erfahrenen ratet, was Dela lernen soll. Ihr wißt, ich habe nie etwas getan ohne euch, die teuren Schwestern meines geliebten seligen Dagobert. Mir ist, als redete ich mit ihm, wenn ich euch so sehe, die ihr doch den einen oder andern Zug von ihm habt. Und so laßt uns denn in seinem Geiste und unter seiner unsichtbaren Gegenwart liebevoll beraten."

Tante Fritze schluchzte längst in ihr Taschentuch, Tante Sardine beherrschte sich, Malchen aß ihren Kuchen weiter, den sie auf einem Tellerchen mit hereingenommen hatte, und Dela sah aus dem Fenster, die mißhandelten Schneeglöckchen in der Hand. Lieschen und Lischen beschäftigten sich in der ihnen fremden Badestube.

Endlich sagte Tante Fritze, den gewichtigen Busen noch schaukelnd vor Rührung: "Du hast schön gesprochen, teure Ida, wie der selige Kümmerlich. Und ich bin für Klavierstunden."

Dela regte sich nicht.

Tante Fritze begründete: "Harmonia hat's auch einmal getan, als wir's noch nötig hatten –"

"Liebe Fritze", unterbrach die Bürgermeisterin. "Wir haben es auch nicht nötig. Aber alle die Gründe, die ich eben anführte –"

"Wir verstehen wohl", fiel Tante Sardine ein. "Du hast recht. Jeder soll unabhängig zu werden suchen. Und ich danke noch heute der sächsischen Lotterie – die ja noch immer verboten ist¹¹, aber man spielt grade darum und gewinnt –, daß sie mich von allen unabhängig machte. Ich habe meine Mexikaner und fünfzehnhundert Zinsen, und das reicht für meine Anspruchslosigkeit. Aber laß das liebe Kind etwas Einträgliches lernen."

"Ja," sagte Malchen, "es ist direkt modern für eine Frau, einen Beruf zu haben. Mit Studieren ist ja nun leider nichts, denn da braucht man Wissen und Latein und so, und ich hab mir schon vorgenommen, Lieschen und Lenchen, die kommen auf die Universität. Man strebt doch, in gebildete Kreise zu kommen, Also ich bin bei Dela dafür, nur schnell in Verdienst hinein, und schlage vor: Empfangsdame bei einem Photographen. Natürlich mit langem Rock und seidner Bluse. Aber Emil besorgt's euch mit zehn Prozent."

"Oder", rief Tante Sardine, "Verkaufsdame in einem Handschuhgeschäft."

"Nie!" sagte Tante Fritze entscheiden. "Soweit ich zu bestimmen habe – und dazu hat mich die liebe Ida gerufen! – nie! Denn bei Handschuhen gibt es Krawatten, und Krawatten kaufen junge Herren, und junge Herren warten um neun vor der Tür, und zwei Abende sagen sie: *Mein Fräulein und Habe die Ehre*, und am dritten wollen sie sich nicht mehr empfehlen, und es gibt einen Auflauf oder ein Unglück. Also nichts damit! Aber ich sage: Putz!"

"Und ich", rief Malchen aufgeregt, "ich schlage vor: Schneiderei! Dann hat man's sozusagen in der Familie, und Delchen geht ins Haus für zwei Mark fünfzig, und Tante Ida braucht nicht kochen. Denn sie und Serafine löffeln ihren Teller Buttermilch und Rührkartoffeln."

"Viel besser," schrie Tante Sardine in Feuer, "viel besser ist sticken und so. Dann bleibt sie hübsch zu Haus, bei Muttern, und die liebe Ida ist nicht allein."

¹¹ Das Glücksspiel Lotto nahm im ausgehenden 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich größere Dimensionen an, als noch zwei Jahrhunderte zuvor, sorgte aber auch für Widerstand. Der Vorwurf richtete sich gegen die Praxis, die Spielsucht des armen Mannes zu nutzen, um die Paläste der Reichen zu vergrößern. Die Kritik führte 1862 (anderen ungesicherten Quellen zufolge bereits im Jahre 1800) zum vollständigen Verbot in Deutschland. Das Zahlenlotto war nur noch über Veranstalter aus dem Ausland möglich, behielt aber letztlich seine Faszination, weswegen das Wiederaufkommen Mitte des 20. Jahrhunderts kein Wunder ist. <https://www.lotterie-online.eu/Lotto-Geschichte.html>

"Wie du so redst!" rief Tante Fritze und warf ihren Busen über den Tisch. "Das langweilige Monogrammsticken! Was kommt dabei heraus? Nein, ich bin doch lieber für Buchhalterin."

"Die liebe Fritze", sagte endlich die Bürgermeisterin sanft, "kommt meinen Gedanken am nächsten. Ich les jetzt so viel von Schreibmaschine und Stenographie, und es gibt Schulen, wo das schnell gelernt wird. Das soll gut bezahlt werden, und man sitzt gut aufgehoben in einem kleinen Büro, und alles geht still und fleißig zu."

Als man sich nach einer halben Stunde auf die Schreibmaschine geeinigt hatte, sah man sich vergeblich nach Dela um. Sie saß in ihrer Stube vor der aufgezogenen Schublade mit ihren Bildern und starrte auf Blumen und Bäume, Wolken und Wiesen. Die Augen taten ihr weh, ums Herz war ihr beklommen, und sie dachte: *Jetzt hinfallen und tot sein – – würden sie mich doch Kuhmagd werden lassen – aber mit diesen Kinderhänden – oder Gärtnerin – aber graben mit diesen schwachen Armen – oder Kinderpflegerin – aber dann ist mir das Kind gleichgültig – Ich hätte Lehrerin werden sollen – aber ewig, ewig eine Schulstube?*

Da hörte sie, wie man sie rief. Sie ging schnell hinüber und vernahm von Tante Fritzes Lippen ihr Urteil.

Also ewig, ewig ein Büro, dachte sie, und klappern und schreiben.

"Nun?" rief Malchen boshaft.

"Sehr schön", sagte Dela ruhig. "Ich weiß eine Handelsschule nicht weit von hier. Ich werde morgen gehen und um einen Prospekt bitten."

"Dela!" rief die Mutter, "meine liebe Dela!"

Tante Fritze wurde wieder gerührt. Aber in diesem Augenblick ging die Glocke, und herein eilte heiter, rauschend, elegant, in einem neuen blautafftenen Frühjahrskostüm, Frau Baumeister Bibiana Gard.

"Mamachen," rief sie, "was ist los, Mamachen? Wenn du das Telephon benutzest! Und alle Tanten da! Und Malchen und die süßen Rotznäschen! Sitzt denn eigentlich mein Hut grade? Die Leute drehten sich so nach mir um. Oder galt's dem Kostüm? Hübsch, Mama Bürgermeisterin? Nein, die lieben Tanten!"

Erst im Anfangsstadium einer schönen Üppigkeit, schwenkte Frau Bibi behend und lachend alle Damen bei der Begrüßung herum. Tante Sardine sah starr auf das toupierte kastanienbraune Haar, und Tante

Fritze fiel atemlos in einen Sessel. "Nein, diese Bibi", keuchte sie. "Und hat einen Jungen von vier. Wo ist er?"

"Ja," wiederholte Tante Sardine und betonte, "wo ist der kleine Jakob?"

"Ach ja," rief Malchen tückisch, "das kleine Jakobchen!"

"O," sagte Frau Bibi schlagfertig, "ich fürchtete Lenchen und Lieschens gelegentliche Ungezogenheiten. Man muß grade beim Kindern so sehr auf richtigen Umgang sehen!"

Tante Sardine war im Zwiespalt, auf wessen Seite sie sich stellen sollte, als schon die Bürgermeisterin eingriff und sagte: "Ja, liebe Bibi, es wurde beschlossen, daß Dela Schreibmaschinistin wird. Sie meldet sich morgen an."

Ohne Schonung für ihr neues Kostüm fiel Frau Bibi ins Sofa. "Dela?" schrie sie. "Meine süße Dela? Schreibmaschinistin?"

Da trat das junge Mädchen ein. Frau Bibi sprang auf, flog hin, an ihre Brust, denn sie war viel kleiner und rief: "Dela, du? Schreibmaschine? Meine bleiche Prinzessin? Nie, nie! Dann kommt sie zu mir ins Haus, Bürgermeisterin!"

"Aber ich will ja", sagte Dela leise.

Frau Bibi ließ sie los. Es standen wirklich Tränen in ihren Augen. "Du willst? – Ja, dann, weiß ich, nützt nichts. – Aber warum? Du bist still. Du weißt nicht, warum. Ich sage es dir: weil du schwach bist, weil du feige bist, weil du allein bist unter lauter schätzenswerten, aber dennoch alten Damen!"

Malchen zuckte wie ein getretener Wurm.

"Weil du dumm bist, Dela, verbohrt. Man tötet deine Jugend, man vergiftet deine Jugend! Komm, Papa verschreibt dir eine lebenslängliche Rente. Er hat's dazu!" Sie sah sich drohend um. "Wir fahren zu ihm. Mein Wagen steht unten. Sofort! Überhaupt, warum das alles ohne Rudolf? Wie, was, Bürgermeisterin? Hat mein Mann keine Stimme im Familienrat?"

"Glaube mir, Bibi – ", flehte die Bürgermeisterin und wand sich.

"Männer", rief Sardine, "haben keinen Blick für Frauenfragen. Wenn wir auch schätzenswerte alte Damen sind – "

"Halt!", sagte Bibi und drehte sich knisternd und rauschend um. "Ich spreche mit Mutter und Tochter. – Sieh sie dir an, Bürgermeisterin. In zwei Jahren ist sie der Stern meines Salons. Sie ist eine Madonna von Perugino,

ein Sonett von Petrarca, ist eine Jungfrau des Desiderio – ich schreibe dir, mein liebes Malchen, nachher die Namen auf, du kannst dann zu Haus im MEYER nachschlagen. Aber mach inzwischen den Mund zu und sieh nach Lenchen, die dort eben die Visitenschale als Töpfchen benutzt – "

Die Bürgermeisterin stieß einen Schrei aus.

"Sieh her, Bürgermeisterin, sage ich! Diese junge Florentinerin, diese weltscheue Prinzessin, diese halb entkörpernte Seele willst du, herzlose Mutter – hörst du? Hörst du? hinter eine Schreibmaschine setzen?"

"Bibi, Dela," sagte die Bürgermeisterin, die vor ihrer stürmischen Schwiegertochter immer ganz in sich versank, "zwingen Sie sie denn? Sie ist ganz frei. Sie soll tun, was sie will, Bibi!"

"Gott sei Dank, ich atme auf. Also höre, Dela, wir fahren an den Vierwaldstättersee, Ende Mai, den Sommer über. Es ist wegen Jacks Keuchhusten, von dem noch eine Spur da ist. Rudolf kommt nur von Zeit zu Zeit, die Eltern im Juli, von Rigikaltbach hinunter. Ich fahre mit Jack und Mademoiselle. Du sollst mitkommen. Wohnung ist schon da – in Vitznau, herrlich! Villa am See, Garten am See, Badehäuschen, Bootshaus. Vor deinem Fenster Pilatus, Rotstock, Bürgenstock, der Axen, was weiß ich, kurz alles. Du kommst mit. Du warst noch nie draußen! Hast nie gewollt. Diesmal gilt mein Wille! Hörst du? Wir fahren morgen zu Gerson und kaufen ein für dich. Ein Lodenkostüm, Dela, wir kraxeln!"

Mutter Fritze und Tochter Malchen erleichterten. *Gerson!* – Natürlich war *Heinrich Rotholz Nachfolger Emil Rotholz* nicht fein genug für diese geborene Friedländer!

"Meine liebe Bibi", sagte Dela freundlich. "Ich komme, wenn es Mama erlaubt und solange allein bleiben will, gern auf vierzehn Tage mit, wenn ich aus der Handelsschule werde fort können. Denn ich will noch in die neuen Kurse eintreten, Sie müssen eben begonnen haben."

Frau Bibi sah Dela fest an, drehte sich um und sagte zu den aufatmenden Tanten: "Also sie bleibt euch! Werde glücklich, Dela. Wenn du klapperst, wirst du nie aus der lieblichen Madonna des Perugia zu der schöneren des Rafael werden. – Warum denn nicht wenigstens Malen und Zeichnen, Dela?"

Hier schloß Dela Gard die Augen ... *Weil man*, sagte sie – aber nur zu sich – *nicht den Wünschen seines Herzens nachgeben soll*. Einen Grund dafür hätte sie kaum gewußt.

Sie begleitete ihre Schwägerin hinaus.

"Aber dann wenigstens auf vierzehn Tage, Dela." Sie standen im dunklen Korridor allein. "Ich verstehe dich nicht. Aber du hast wohl deine Gründe. Und ich will dich nicht danach fragen, denn du sprichst nicht gern von dir. Zumal hier scheint es sich ums Innerste zu handeln."

Dela schüttelte den Kopf.

"Aber", fuhr Frau Bibi wahrhaft ernst fort, "es schmerzt mich. Arme Dela, erniedrigte Prinzessin! Ich liebe dich nämlich. Du mich nicht. Ich weiß. Schadet nichts. Ich bleibe dir treu. Und in zwei Jahren, wenn du einen Busen hast und Schultern – denn jetzt hast du noch Ecken. Siebzehn wirst du? – in zwei Jahren geht dein Stern in meinen Salons auf ... Adieu, süßes, großes, unausstehliches, steifes, unfreundliches Mädchen. Küß mich. So, aufs Auge, nur recht! Auf den Mund wird mich ein süßer blonder junger Herr küssen. Bald! Ich fahre zum Rendez-vous. Du glaubst es mir doch hoffentlich? Seh ich etwa nicht aus wie eine Dame, die einen Liebhaber hat, einen schmucken kleinen Kommis von Gerson etwa? Wäscheabteilung?"

Und sie läutete nach Hasemann und ließ sich hinunterfahren.

Die Tanten bleiben zum Abendbrot, zu dem sich auch Herr Rotholz einstellte. Er nahm die Mitteilung über Delas neuen Lebensplan stumm auf. Er sah das junge Mädchen nur an. Er war schlank und blond geblieben, jugendlich und scheinbar melancholisch.

Frau Bibi beherrschte auch noch das Abendgespräch. "Ja," sagte Tante Fritze, "das Friedländerische bricht wohl doch bei ihr durch."

"In fünf Jahren", rief Malchen, "ist sie so in die Breite gegangen, daß wir, Emil, nichts Passendes mehr für sie auf Lager hätten!"

"Ihr werdet", sagte Tante Sardine sarkastisch, "ihr werde nie in diese Lage kommen."

"Na, Ida," sagte Tante Fritze aufgeregt, "findest du etwa ihr Tafftnes, das ja wohl auch von Gerson ist, so bemerkenswert? Der Rock fiel doch nicht etwa elegant?"

Lieschen und Lenchen aßen unübesehbare Mengen. "Gott, Malchen," sagte Tante Fritze, "sieh doch auf die Kinder. Sie essen ja nichts."

"Sie haben genug", sagte Herr Rotholz verhältnismäßig entschieden. "Sie essen unvernünftig. Gib ihnen nichts mehr, Amalie!"

"Wie?" sagte Amalie mit aufgerissenen Augen. "Was ist das für ein Ton, Emil! Hast du ihn schon jemals zu Haus so gehört, Mama? Es sind meine Töchter, nicht wahr? Ich erziehe sie. Du hast dein Geschäft. – Nein, ich kann mich nicht beruhigen. *Gib ihnen nichts mehr, Amalie!* Es ist wohl Fräulein Dela, die dich da inspiriert."

Nach dem Essen, ungeduldig allein zu sein, stand Dela im leeren Eßzimmer am Fenster. Schwerfällig wälzten sich die leuchtenden Züge der Stadtbahn durch das dunkle Feld. Am Bahnhof war ein Durcheinander bunter Lichter, aber draußen ertrank alles in Dunkelheit. Und dunkel, sternenlos war auch der Himmel.

"Wirklich, Dela?" sagte plötzlich Herr Rotholz' immer leise Stimme neben dem Mädchen. "Ist es denn wahr? Die kleine Dela will was lernen?"

Dela dachte verächtlich: *Und ich habe diesen Mann heimlich geliebt, einen Traum von ihm? Jahrelang? Vielleicht aber nur sein weiches Haar oder den Mund oder die Stimme!* Das schien ihr verzeihlich und ein Trost.

"Ja, kleine Dela", fuhr er fort. Er hatte noch nie so viel zu ihr gesprochen. "Nun ist die erste Jugend vorbei und das Leben beginnt"

Ja, dachte Dela Gard, *das Leben beginnt*. Und ohne den Mann anzusehen, mit einem Blick ins ferne Kinderland, aus dem er sie einst mit bisher unvergeßlich starken Armen an seiner warm schlagenden Brust hinausgetragen hatte, fügte sie wieder in Gedanken hinzu: *Und alles von Anfang an bis zu dieser Stunde ist nun erledigt und nie gewesen!*

Gesprochen hatte sie noch nichts.

Der Mann wiederholte – Dela wußte nicht, wie oft er es schon gefragt hatte: "Dela, verachtest du mich?"

Sie wandte sich zu ihm herum und sah ihn groß an. Da war das schöne Haar, der halboffene Mund, da sprach die leise Stimme, da hingen schlaff die starken Arme, da sah sie die breite Brust sich heben. Sie lächelte fast: wie fern war er doch! Sie hatte ihn nie gekannt ...

"Nein," murmelte sie, "nein."

Er schlug die Augen nieder. Unausgesprochene Wünsche deckte er zu. "Ich hätte es auch nicht ertragen, Dela."

Sie sah ihn noch immer an, maßlos erstaunt und überrascht. Was bedeuteten diese Worte eines Fremden? Sie hätte lachen mögen, wäre ihr nicht ein wenig mitleidig zumute gewesen ...

Man brach auf. Und noch auf der Treppe sagte Herr Rotholz zu Dela: "Also alle guten Wünsche fürs Kommende. Der Ernst beginnt, das Spiel ist aus."

Aber erst lange nachher, fast um Mitternacht, als sie schlaflos in ihrem Bett saß, fröstelnd in der kalt gewordenen Nacht, murmelte Dela Gard: "Es ist wohl nie Spiel gewesen."

Michael

Niemals trat Dela Gard in die kühle dunkle Durchfahrt des Hauses, ohne vorher stehen zu bleiben und einen Blick die Straße hinauf und hinab zu werfen. Da grüntem im Sommer die Bäume, lechzend nach Wasser und Ruhe, hoben im Winter das weiße Filigranwunder ihrer bereiften kleinen Kronen in klare Luft, da zogen sich die hohen Häuserreihen grade hinauf, hinab, die Straße hob sich zur Brücke, glitt hinunter und trug immer, Tag um Tag, den gleichen dumpf lärmenden rastlosen Zuge des Lebens, Wagen und Menschen. Glück und Leid, Übergossen von Sonnenschein, von Regen, gejagt von Wind, durchwirbelt von Staub. Und immer warf sie einen letzten Blick, ehe sie das Haus betrat, hinauf auf den unerschütterlich gleichgültigen Himmel, auf seinen Glanz oder seine Wolken, die aus unbekanntem Ländern kamen und in unbekanntere glitten. Da hinauf drang kein Laut dieser wüsten und rasenden Stadt. Die Tritte der Millionen Menschen, das Keuchen der Pferde, das Rollen der Wagen, das Stampfen der Maschinen erreichte diese weißen ruhevollen Wolken nicht. Der Blitz des elektrischen Drahts erlosch, ehe er sie traf, das Licht der Bogenlampen blieb über der Stadt hängen. Immer rein und entrückt allein bestand dieser ewig stille und ewig wechselnde Himmel.

Dela Gard ging durch den Torweg, da sie den offenen Laden fürchtete, überschritt einen stillen großen Hof, auf den hundert schmale Fenster trostlos starrten, und betrat die Hintertreppe. Nach wenigen Stufen erreichte sie die schmutzige Tür, die sie aufnahm. Sie schloß auf. Da war der dumpfe, dunkle Korridor, von dem die Tapete abfiel. Erst kam die als Lagerraum benutzte Küche, dann eine Kammer für die Garderobe und Fahrräder der Verkäufer und dann ihr eigenes winziges Stübchen. Es enthielt außer der Schreibmaschine am Fenster nur noch einen großen Tisch, zwei Stühle, ein Regal, ein kleines Schränkchen und einen Garderobenhalter neben einem Spiegelchen. Eine schmutzig-weiße Tapete strahlte das matte Hoflicht wider, das durch das gardinenlose Fenster fiel.

Hier arbeitete die nun neunzehnjährige Dela Gard als geschickte, vielseitig brauchbare und dementsprechend verwandte Stenotypistin täglich von zwei bis sieben Uhr abends. Es war eine große Buchhandlung in der Potsdamer Straße, in der Dela glücklich war, seit mehr als einem Jahr arbeiten zu können, nachdem sie vorher fast ein Jahr lang von Büro zu Büro gewandert war und überall nach kurzer Zeit hatte gehen müssen. Sie ging stets auf eigenen Wunsch. Aber da war der Chef zu freundlich oder ein junger Mann zu selbstverständlich von seinem Recht auf Liebe überzeugt; hier waren die Kolleginnen Mädchen von zweifelhaften Formen und gleichem Lebenswandel, oder auch die Luft ihres Arbeitsraums machte sie krank und der Arzt bestand auf Veränderung.

Hier nun, in der schönen und mit einer kleinen Kunsthandlung verbundenden Buchhandlung des Herrn Josef Weinmeister, hatte sie allein einen kleinen Raum für sich, kam außer dem Chef mit fast niemandem in Berührung und brauchte nur ihre Nachmittage zu opfern, um sechzig Mark im Monat zu verdienen.

Sie sah, noch ehe sie ablegte, auf den Tisch, ob viel Korrespondenz da wäre. Es waren aber nur wenige Briefe, schon mit dem notwendigen Vermerk für die Antwort, und nun legte sie langsam ab, denn von vorn her schlug es eben erst zwei. Es war sehr kalt, der Oktober hatte früh mit Frost eingesetzt, aber aus der Heizung unter dem Fenster strömte auch schon ein lauer Hauch, der ihr an der Maschine die kleinen, kalten, schwachen Finger wohligh wärmte. Aber er strömte ihr zugleich ins Gesicht, machte ihr Kopfschmerzen und verschleierte die Augen.

Ehe sie noch Platz nahm, klang die Glocke am Haustelesphon, und sie eilte hin.

"Hier Schreibzimmer", rief sie hinein.

"Bitte Fräulein," kam die rauhe Stimme des Herrn Weinmeister zurück, "zum Diktat."

Sie nahm ihr schwarzes Heftchen auf und ging hinüber, durch eine große, mit Regalen vollgestellte Berliner Stube¹², wo am Fenster der Wochenbuchhalter saß, in den kleinen Verschlag des Chefs, wo sie mehr

¹² Als Berliner Zimmer bezeichnet man einen Wohnraum, der das Vorderhaus mit dem Seitenflügel eines Gebäudes bzw. den Seitenflügel mit dem Hinterhaus verbindet. Es ist ein großer Raum, der trotz seiner Größe nur über ein einziges Eck-Fenster verfügt, das zum Hof hinausgeht und daher, vor allem in den unteren Stockwerken, wenig Licht spendet. (Wikipedia)

als eine Stunde nach dem Diktat des großen und eleganten Herrn Weinmeister schrieb. Nie fiel ein außergeschäftliches Wort zwischen ihnen, denn Herr Weinmeister liebte diese mageren und unkörperlichen Frauen nicht. Zumal Dela Gard war als Weib der Gegenstand seiner leidenschaftlichen Antipathie: sie war schmal und herb wie ein aufgeschossener Knabe, der Umriß ihres Kopfes ungreifbar fein, der gewundene Scheitel ihres Haares zu keusch, ihr Gang und Wesen zu unaufgeschlossen für seinen Geschmack.

Als Dela Gard endlich zu schreiben begann, dunkelte es fast schon. Im feuchten Pflaster des Hofes glänzten früh erhellte Fenster, wieder klang von oben herab der seit Wochen unermüdlich geübte *Walkürenritt*, und selten scholl ein schwerer Schritt über den Hof. Wer an dem niederen Fenster vorbeikam, sah über die hackende, klappernde Maschine ein schlankes Mädchen gebeugt, dessen Haar im Schein der elektrischen Hängelampe einen stillen Glanz ausströmte. Die schmalen Finger ermüdeten nicht, die blassen Lippen murmelten die zu schreibenden Worte mit. Und wenn Dela gegen sieben Uhr ihre Briefe zur Unterschrift hinübertrug, war ihr Gesicht fast errötet von der lauten Arbeit, und über ihren Augen lag ein verschleierter Glanz, daß ihr Blau dahinter wie in den Schacht eines Brunnens gesunken zu sein schien.

Dann sah Dela in den großen hellen Laden hinein, wo bis zur Decke hinauf die Bücherrücken glänzten, wo auf dunklen Paneelen weiße Abgüsse erdentrückter Köpfe und schöner Gliedmaßen standen. Am Eingang schmachtete ein gelber Psychetorso auf grünem Sockel, der kopflose zerstückte Leib schien über seine Auferstehung in eine entgötterte Welt zu trauern.

Dort lagen die Bildermappen, die man einmal in stiller Mittagsstunde vor ihr geöffnet hatte, da hingen die schönen Stoffe über dem alten Stuhl. Und nun sah sie Menschen überall, ernste Männer und heitere Frauen, suchend und kaufend, erwartungsvoll und begehrlieh. Sie sah Augen aufleuchten und andere, gleichgültige, kühl über alle Schönheit gleiten. Aber nie wünschte sie, aus ihrem Schatten herauszutreten und dort suchend und wühlend im Licht stehen zu können. Dort und draußen überall war das Leben, und wenn sie auch unter Lebenden wandelte, sie war dennoch keine Dazugehörige. Von fremdem Stern herabgefallen, war sie unverständlich, vielleicht unsichtbar diesen Erdbewohnern. Und

falls sie dennoch zu ihnen gehörte, so war Leben und Luft in ihr zugeschüttet, tief dunkel und regungslos war es in ihr, nicht einmal der Atemzug einer Sehnsucht hob sich da.

Vielleicht wußte sie auch von der Nutzlosigkeit ihrer Wünsche und tötete sie wissentlich ab. Allein die Augen offen für die Schönheit des Lichts und die Farben der Jahreszeiten, die sie durch die Spalten und Fugen ihres fest geschlossenen Stadtkäfigs erhaschte, ging sie ihren täglichen Weg von daheim ins Büro. An seltenen Vormittagen fuhr sie in die Stadt und ging beklommen die Treppe des Museums hinauf. Zwischen den Säulen, die sie erdrückten, begann ihr Herz zu klopfen, und so – angstvoll und erhoben zugleich – trat sie leise, andachtsvoll und demütig vor die geliebten Bilder. Vor die Bilder, aus denen oft eine glücklichere Schwester zu ihr hinabzusehen schien. Glücklicher – denn das schönste Land blaute hinter ihr, der süßeste Bergzug begrenzte eine heitere Wiese, eine weiße Stadt hob sich neben grünem Fluß aus dem Schoß der Erde, und selbst das Lächeln der Schwermut auf den Lippen dieser Frauen erschien leicht vergänglich vor dem ewig schönen Bild, das ihre Augen spiegelten. Und alle träumten in gleich rührenden Versunkenheit ...



Potsdamer Brücke, Landwehrkanal
(W. Titzenthaler, 1900)

Als Dela Gard um sieben Uhr wieder über den Hof ging und die Straße betrat, war sie wie immer müde und erschlagen. Das grelle Licht der Laternen und Bogenlampen, die reißend vorbeiströmende Flut der Menschen, der ununterbrochene Lärm der Wagen schien sie wieder in den dunklen, stillen Torweg zurückscheuchen zu wollen. Jedesmal bedurfte es einer Willensanstrengung für sie, sich in den Zug der Menschen hineinzuwagen, der dann eine Willenlose und Betäubte mit sich zu reißen schien. Der Brücke strebte wie einem Drehpunkt des Lebens zu die ganze Unrast und wälzte sich wieder von daher zurück, eine enggeschlossene, zähe, brodelnde Masse, die sich nur widerwillig löste und dann immer schneller in die Seitenstraßen sich ergoß.

Dela sah durch den leichten Herbstnebel des Abends die hellen Schaufenster glänzen, an der Brücke schatteten durch den Dunst die halbkahlen Wipfel der Bäume. Das Mädchen raffte sich auf, eilte über

den Damm, an dampfenden Pferdeleibern vorbei, gestreift von einem Rad, der Wand eines Wagens, und trat unter die Bäume. Sie zogen sich still die Uferstraße hinab. Dort war es dunkel und ruhig. Aus dunkler Tiefe kamen die Laternen eines Wagens durch den Dunst herauf. Hier gingen Menschen langsamer an den feuchten Stämmen vorbei. Faulendes Laub war in den Gossen zusammengekehrt. Das Kanalwasser roch.¹³ Es lag unter schwachem Rauch schwarz, und mühselig nur fanden die Lichter der Laternen ein verschwimmendes Spiegelbild in ihnen. Die Bänke standen leer, über den Bäumen lag ein rot angeglühter Himmel, verlassen von allen Gestirnen.

Dela ging, langsam zu sich kommend, an Bäumen und Bänken vorbei. Ein braunes, kaum gekrümmtes Kastanienblatt auf dem Pflaster hielt sie auf mit dem schönen Umriß seiner Form. Sie nahm es in die Erinnerung mit und freute sich an dem Gedanken, es in der leisen Krümmung seiner Finger auf Papier wieder aufleben lassen zu können. So erreichte sie, an Brücken vorbei, den Lützowplatz, dessen große Fläche sie liebte. Hier allein hatte der Himmel Gewalt über die Stadt. Die jungen Gebüsche hockten wie schlafende Tiere auf den Rasenflächen. Die Häuser starrten hinunter, wo zwischen ihren Mauern Gartenflächen und Bäume aufblühten. Schneller und ungeduldiger schienen alle Straßen dem Platz zuzulaufen. Die Brücke mit den Gruppen des kämpfenden Herkules senkte sich fast ungestüm dem grünen Wiesenplan zu. Rings um den Platz zog sich leuchtend und lärmend die Kette der Wagen und Bahnen, aber über seiner großen Mitte lag unzerbrechlich eine erschreckend plötzliche Ruhe und Verlassenheit.

Dort stand Dela Gard ein wenig still. Hier war das Gerüst eines Brunnens, unter dem unkenntliche Massen gefährlich drohten. Und oben beherrschte den Platz ein neuer weißer Bau, ein vornehm verschlossenes Wohnhaus, in dessen oberstem Stockwerk drei hohe breite Atelierfenster, vor denen eine eiserne Balustrade lief, die geheimnisvollen Werkstätten der Schönheit verrieten. Nie ging Dela Gard unter diesen Fenstern vorbei, ohne daß sich in ihr nicht der Wunsch, aber der Gedanke regte, da oben stehen zu können, die Palette in der Hand und den ausruhenden Blick von den gelben Rosen fort durch das Fenster wandern zu lassen, über Platz und Brücke hinaus in die Straße hinein und hinab bis zur dunklen

¹³ Potsdamer Straße / Landwehrkanal

verschlingenden Masse des Tiergartens, über dem der angeglühte Himmel sich klärte und die Sterne enthüllte.

Hier war es, wo sie dann ihren elektrischen Wagen bestieg und nach Charlottenburg hinausfuhr. Dort hatte sich der Wunsch der Bürgermeisterin rasch erfüllt. Nachbarfenster waren fast über Nacht entstanden, und statt auf Bauplätze und Felder sah sie nun in fremdes Familienglück und -unglück. Aber Dela trauerte. Der Bahndamm war ihr entrückt, der dunkle Waldrand, die Kirchtürme von Wilmersdorf, die Wiesen von Schmargendorf, die Villen von Halensee und der runde, überwältigend weite Himmel, von allen Seiten starrten nun die Gipsköpfe und Katyatiden, die Balkongitter und Erkertürmchen der neuen Häuser auf sie. Nur hinten, von ihrer Stube aus, sah sie noch über die Grundmauern schnell wachsender Gebäude auf die Bäume der Charlottenburger Chaussee, auf die Schloßkuppel und das grüne Meer des Schloßparks. Aber auch hier lief schon von allen Seiten die Stadt zusammen und drängte Sehnsucht, Aufblick und Erhebung in ihren kalten, steinernen, trostlosen Schoß hinab.

Als Dela an diesem Oktoberabend heimkam, saß die Baumeisterin Gard neben der Bürgermeisterin auf dem Sofa im Eßzimmer, dem Nußbaumbüfett gegenüber. Die Gaskrone brannte, und der Tisch war für Mutter und Tochter schon zum Abendbrot gedeckt.

"Bürgermeisterin," rief Frau Bibi, "da ist sie!" Sie sprang hinter dem Tisch hervor, behend, so üppig und fett sie auch geworden war, und umarmte das junge Mädchen.

"Rote Backen bringt sie mit, Mama, sieh! und Hunger, ohne ich! Aber, geliebte Frauen, ich esse ein wenig mit. Es ist nach acht, ich spüre etwas hier, und wüßte ich nicht, daß es Hunger ist, ich hielte es für Liebe. Also setzen wir uns, ich komme zur Bürgermeisterin aufs Sofa und darf doch den Hut aufbehalten? Diese Locke, Dela, Mama, diese Locke ist an der Sammetkrempe nämlich festgesteckt. Also –"

Die Bürgermeisterin belebte sich neben ihrer Schwiegertochter. Nur wenn Bibi kam, klang Lachen, klang eine helle, schwatzende Stimme im Haus. Dela war immer still.

"Also, Bürgermeisterin, was habt ihr? Schinken sehe ich! Und in dieser Büchse? Sardinen. Auch gut. Hier? Ah, Steinbuscher Käse. Noch besser.

Aber da kommt ja unsere liebe Serafine und bringt drei Eier, und ich fühle in meinem leidenschaftlich empfindenden Herzen, daß sie eidotterweich sind, wie dieses Herz es liebt. Eins wird, ohne ich mit Sicherheit, für die Frau Bürgermeisterin sein – sehen Sie, Serafine, Sie nicken! – und zwei fürs abgearbeitete Fräulein Tochter. Und wie ich das weniger leidenschaftlich, aber menschenfreundlich empfindende Herz des Fräulein Tochter kenne, wird sie mir dieses weiße und größere Ei abgeben, und wir alle werden satt werden und glücklich sein."

So begann und verlief ein ungewohnt heiteres und bewegtes Abendessen im Haus von Mama Gard, und Frau Bibi war bereits beim Steinbuscher, als sie sagte: "Was glaubst du, Dela, warum ich nun hier bin? Um euch den Steinbuscher aufzuessen und diesen Ölfleck ins schneeweiße Damastene gemacht zu haben? – oder ist es bloß Leinwand, Mama? – Also, Dela, nein! Ich bin hier, um dir zu sagen, daß übermorgen unser Friedrich mit dem Kupee um halb neun dich abholen wird. Wir geben unsere erste kleine Gesellschaft, sehr geeignet, dich langsam in die Welt einzuführen, und mit ihr sollst du die Saison des Lebens eröffnen. Du bist neunzehn – geworden –, bist schöner, als du je noch werden kannst, also ist es Zeit. Ich war knapp zwanzig, als ich eurem Sohn und Bruder ins Ehegemach folgte. Es handelt sich bloß um eins: was ziehst du an?"

"Sie hat", sagte die angeregte Bürgermeisterin, "das weiß Batistene fürs Theater und Konzert. Wenn man eine blaue Schärpe dazu nimmt –"

"Süße kleine Schwiegermutter," sagte Bibi sanft, "vielleicht findet sich lieber eine Krinoline in deinen Schränken. Das wäre schon historisch, wogegen dein Vorschlag bloß altmodisch ist. Ist das weiß Batistene dein ein und alles, Dela?"

"Mein ein und alles, Bibi," sagte Dela und lächelte, "aber auch das noch zuviel, denn ebenso wenig wie in den früheren Jahren werde ich übermorgen in eure Gesellschaft kommen."

"Dela!" rief die Bürgermeisterin beschwörend, "schließ dich nicht so ab! Geh hin! Du hast einen reichen, angesehenen Bruder und eine reizende, engelsgute Schwägerin, die ein großes Haus machen. Andere an deiner Stelle würden glücklich sein! Und auch du würdest Freunde haben. Du kommst ins Leben hinaus –"

"Ins Leben –", sagte Dela.

"Bürgermeisterin!" rief Bibi. "Keine Beschwörungsformeln! Sie wird kommen! Natürlich, Dela, an diesem ersten Tag wird der Prinz noch nicht da sein, der dich auf sein weißes Roß hebt, aber vielleicht schon am zweiten Abend, bestimmt am dritten. Wie, mein Kind, wie willst du zu einem Mann kommen, wenn du dich mit einer Bürgermeisterin und einem Sortimentsbuchhändler einschließt und kein drittes Gesicht zu sehen bekommst! Denn rechnest du etwa die Tanten und Cousine Rotholz mit ihrem Anhang zu *Gesichtern*? Mit nichten! Du mußt unter Menschen!"

Die Bürgermeisterin, die an Bibis Lippen hing, nickte leidenschaftlich.

"Die Toilettenfrage", rief Bibi weiter, "regle ich. Meine Kleider – o Gott aller Religionen – die passen dir ja nicht; ich zerfließe und quelle über. Aber da habe ich vom vorjährigen Reformkostümfest ein immer modernes – das ist der einzige Vorzug der Reform – ein immer modernes, weil von allen Stilen losgelöstes Gewand. Kennst du's nicht? Also, Bürgermeisterin, lausche! Ein weißsamtnes Unterkleid, lang schleppend, mit spärlicher Silberstickerei, als Überwurf ein peplonartiges¹⁴ Stück hellblauer Seide mit Silberborte über nackten Armen – du kannst sie zeigen, Dela! – und dito Schultern – du hast die süßesten, weichsten, zartesten! Du kommst, Dela, morgen früh, wir probieren an, meine Jungfer, das Juwel Agathe, ändert, was notwendig. Und übermorgen abend um neun wird Dela Gard und Frau Bibiana, geborene – nun, das ist gleichgültig! – – auf! Schluß! Ich gehe!"

"Aber, du Liebe," sagte Dela, "erwarte mich morgen nicht."

"Still, Bürgermeisterin! Ich werde deine ungeratene, ungehorsame Tochter zähmen. Dela, warum willst du nicht?"

Dela sah sie an und senkte langsam den Kopf. Ach, sie hätte weinen mögen. Ihre Augen brannten, ihr Kopf schmerzte. Alle Glieder taten ihr weh. Das Klappern ihrer Maschine war nicht verstummt. Es ging weiter und weiter. Sollte sie es zu glücklichen und heiteren Menschen tragen?

"Bibi," sagte sie leise und mühsam, "ich wäre ein Mißklang. Laß mich hier in Frieden. Ich verlange nichts."

Schon war die Schwägerin an ihrer Seite und umarmte die Blasse. "Natürlich, Kind, du verlangst nichts. Weil du nichts kennst. Willst du mich

¹⁴ Der Peplos (altgriechisch Πέπλος) war eine Frauenbekleidung im antiken Griechenland. Danach später Peplon für eine Art Umschlagtuch.

betrüben, Dela, wenn ich dich innig bitte? Ich hab so viel Leben, Dela, laß mich dir ein wenig abgeben."

Ihre Augen standen voll Tränen. "Und du kommst auch gern, Dela, schöne Dela Gard, du kommst auch gern, wenn ich dir etwas sage. Andreas Gambarara wird da sein."

Hier machte sich Dela frei und stand auf. "Andreas Gambarara – "

"Morgen früh, Dela, um zehn Uhr! Und übermorgen gehst du mir nicht ins Büro, sondern die Bürgermeisterin pustet Rohr, daß das Kindchen Wehweh hat." Sie lachte schon wieder, nahm ihren Kragen mit dem Blaufuchsfutter, das grüne Seide umspannte, und stand in der offenen Tür. "Gute Nacht, ich muß noch mit Rudolf essen. Bin ich in Ordnung? Ich kam hierher direkt von einem kleinen süßen Malknaben, der noch nie so eine dicke Frau geküßt hatte. Er hat mich schrecklich lieb und sagt, um mir wohlzutun: *Helene Fourment!*¹⁵ Aber ich weiß es besser. Wie ist er süß und fein, Mama! Ach Gott ja, was ist deine Schwiegertochter für ein verworfenes Geschöpf! Sie läßt sich von zierlichen jungen Herren küssen, Bürgermeisterin. Gute Nacht, alte vielliebe Dame."

Draußen sagte sie seufzend: "Ja, so ist es, Dela. Da gestehe ich nun mutig und ehrlich meine Ehebrüche ein, und niemand glaubt sie mir. Und Rudolf, dem ich es ableugne, traut sie mir zu. Aber du, süße Dela, bist noch weit von Liebe und Leidenschaft, so weit, glaube ich, daß du nie dahin kommen wirst. Armes Geschöpf – oder beneidenswert?"

Mit ganz melancholischen Augen schellte sie nach Hasemann. "Also hinab in den Orkus! – Gute Nacht, Dela. Da hör ich ihn schon. Du darfst schlafen, wir müssen leben! Ich möchte zusehen, Dela, wenn du aufwachst. Wer wird dich wecken, blasse Prinzessin, meine kleine Schlafwandlerin? Na, Hasemann, runter ins Leben, wo's am dollsten ist."

Dela sah langsam die melancholischen Augen in dem weißen Gesicht mit dem lachenden Mund versinken. Waren alle Menschen so? verbargen alle hinter einer Maske ihr wahres Wesen? Oder welches war die Maske und welches die Wahrheit? War vielleicht beides in allen? Und nur in ihr selbst ein einziger Gleichmut und eine einzige unerschütterliche, schwermutsvolle Stille? Aber wie! wenn dieses andere noch schlief und eines Tages herausbrechen würde? ein anderes, neues, fremdes Wesen aus Dela Gard, ihr unbekannt und unheimlich und doch sie selbst!

¹⁵ Héléne Fourment war die zweite Frau von Peter Paul Rubens. Er verewigte sie in vielen Gemälden.

Lauerte nicht vielleicht schon der Zwiespalt in ihrer Seele, sie zu überwältigen und in den Strudel hinabzureißen, in dem die anderen umeinander wirbelten, ein zerrissenes, an sich selbst verzweifelndes, vom eigenen Widerspruch gehetztes Geschlecht? ...

"Ja, Dela," sagte die Bürgermeisterin, "du konntest wirklich nicht Nein sagen. Erstens wegen Bibi und zweitens wegen dir selbst. Du mußt doch unter Menschen, Kind! Immer hier bei mir und Serafine und nachmittags im Büro, wenn es auch sechzig Mark sind, und hier ein Nußbaumbüfett und die Fensterplätze, und du hast sogar den Schloßpark und die Kuppel – das Leben ist es doch nicht! Wenn ich nachmittags immer so allein sitze und nachdenke, denn immer Serafine reinrufen und ihre Geschichten über Berlin und Hasemann mitanhören, ist ja auch nicht auf die Dauer unterhaltend und sie hat doch ihre Arbeit zu machen – ja, wenn ich so denke, dann frage ich mich oft, ob das auch recht war, Dela, mit der Schreibmaschine und daß du arbeiten gehst, wo wir doch alles reichlich hatten. Das Geld behältst du doch nicht und kaufst mir allerlei dafür –"

"Aber so laß doch, Mama."

"Und nun tust du gut, hinzugehen. Die Bibi ist eine gute Person, und das mit dem Kostüm ist doch direkt generös. Wenn's nur nicht zu exzentrisch ist, Dela, und dekolletiert! Denn man weiß nie –"

"Aber das sehe ich ja morgen, Mama –"

"Ja, und die Jungfer hat so'nen Pli und wird's wohl schon recht machen. Wenn auch die Tanten sagen, das Friedländersche bricht bei der Bibi durch, so hats doch sein Gutes. Die sind bloß dagegen, weil sie nichts davon profitieren –"

"Sie haben es ja auch nicht nötig, Mama –"

"Nun, Dela, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Aber die Bibi ist lauter Gold und immer heiter und lustig und macht Scherze, und wenn's auch vielleicht frivole sind, aber das soll ja heut gar nicht mehr so schlimm sein und wird in den feinsten Salons gehandhabt. Und immer lacht sie und strahlt und ist fix, so sehr sie auch in die Breite geht."

"Ja, Mama."

"Sie ist ein gutes Kind, aber die Friedländers sind auch brave Leute und besuchen mich, und pünktlich Weihnachten kommt der Korb *Ruster*

Ausbruch.¹⁶ Aber was war denn das für ein Name, mit dem Bibi da so auftrumpfte, und daß du kommst, wenn du ihn hörst?"

"Ein Name?"

"So was mit lauter a's drin und klang ganz ausländisch. Weißt du's nicht mehr? Du scheinst ihn ja zu kennen."

"Ich weiß nicht, Mama. – Ach, vielleicht war es Andreas Gambarà?"

"Ja, ja, Kind, so klang es! Was ist er denn nun eigentlich? Irgend eine Berühmtheit oder ein Millionär?"

"Wohl beides, Mama."

"Beides? Aber so rede doch, Dela, du sitzt da und döst so vor dich hin."

"Es ist ein Maler, Mama, berühmt und reich."

"Ach, ein Maler – so, so. Ja, das bringt wohl viel ein. Was malt er denn so eigentlich, Dela? Fruchtstücke oder Menschen oder so Blumen wie du oder etwa gar Tiere?"

"Eigentlich alles, Mama. Er ist heut gewiß der berühmteste Maler."

"Nun ja, Dela, du wirst es schon wissen, denn du gehst wohl nicht ohne Nutzen in alle Ausstellungen und ins Museum. Aber nun gib mir das Abendblatt, denn ich habs noch nicht gelesen, weil sie ja schon bald nach sieben kam. Die Weintrauben, die sie mitgebracht hat – sie kommt ja nie leer – kannst du mir her stellen. Es sind die feinen blauen. Und dann geh, Delachen, spiel mir noch das kleine Stückchen von Schumann, glaube ich, sagtest du. Und dann singst du: *Ich liebe dich!* und wenn du deine alte Mutter lieb hast, Delachen, zum Schluß noch den *Nußbaum!* Es ist noch nicht mal zehn, und im Kontrakt steht bis elf. Aber erst nimm dir eine Handvoll Trauben."

Dela spielte gehorsam die *Träumerei* und sang *Ich liebe dich* und den *Nußbaum* mit ihrer mehr dunklen als tiefen, sanften, leicht bebenden Stimme, dann ging sie in ihre Stube.

Da stand sie noch lange am Fenster und sah auf die Lichter der Stadt herab. Dort zogen sie in den langen graden Reihen der Straßen, und da lagen sie regellos verstreut in der finsternen Tiefe. Sie erschienen wie das Spiegelbild des klar gewordenen, ausgestirnten Himmels.

Du darfst schlafen, wir müssen leben, zog es ihr durch den Sinn.

¹⁶ Der *Ruster Ausbruch* ist ein edelsüßer Weißwein aus rosinenartig eingeschrumpften, edelfaulen Beeren der österreichischen Prädikats-Weinstufe Ausbruch. (Wikipedia)

Da kam ihr etwas wie ein Wunsch, aufzuwachen und um sich zu blicken, aber nur, um wieder die Augen schließen zu dürfen, schließen über einem Blick voll von Leben. Den wollte sie dann mit sich ins Dunkel hinabnehmen. Das schien ihr genug Anteil an der Welt der andern. Nur ein Wissen um die Dinge, die so vieler Menschen Herz bewegte, wissen um Liebe und Not und Kunst und Heiterkeit, wissen und nicht fühlen; und dann lächelnd und genügsam zurücktauchen, leicht und sehnsuchtslos.

So träumte Dela Gard hoch über der Stadt des Lebens...

ES WAR GANZ STILL IN DER GROSSEN DIELE, als der Diener öffnete. Dela hörte kaum ein Murmeln hinter den Türen. Sie ließ sich den langen, neuen Abendmantel abnehmen und sah sich plötzlich, in der Lichtflut des Garderobenraums, jung und schön mit ungewohnt glänzenden Augen zwischen den Säulen des Spiegels stehen.

"Schläft der kleine Jack schon, Franz?" fragte sie den Diener.

Als es bejaht wurde, ging sie schnell durch die Diele, wo die elektrischen Birnen in altdeutschen Prozessionslaternen brannten, während alle Möbel, sonst schwarz vor der grauen Wand, modern und fast schmucklos zwischen den roten Türen standen.

Sie trat durch die Tür, die aufgestoßen ward, als Letzte in den ersten der fünf Räume, die der Gesellschaft geöffnet waren. Sie sah fremde, aufmerksame Gesichter, Menschen in Stühle versunken, am Kamin stehend, leise plaudernd. Die aus unsichtbaren Lichtquellen erhellte Decke warf einen dämpfenden Schein herab, der die Haut weich erscheinen ließ und die Augen verdunkelte. Dela ging langsam durch die Zimmer hindurch, ohne Verlegenheit, eher mit einem sanften Lächeln über die törichte Wichtigkeit solcher gleichgültigen und gewiß allen nur unwillkommenen Zusammenkunft. Nur ihr eigenes Gewand behinderte sie. Sie fühlte sich noch fremd in den schönen Stoffen, die erste Schleppe war ihr ungewohnt, unter dem seidnen Peplon schauerten die nackten Arme, und die warme Luft strich seltsam über ihre bloßen Schultern. So bewegte sie sich fast scheu, von den weißen Falten zärtlich umspielt. Ihr vorsichtiger Gang hatte etwas Schüchternes und Erdenfremdes, als wären ihr Schuhe und Diele ungewohnte Dinge.

Schon sah sie von fern ihren Bruder neben einer jungen Dame und wollte schneller auf ihn zu, als eine zierliche Frauenstimme sie anrief.

Zwischen zwei älteren Damen, die von Seide starrten und den tiefen Ausschnitt ihrer Kleider mit Spitzenshawls verhüllten, saß die kleine Exzellenz Kellermann, die Dela von früheren Besuchen her kannte. Beinahe zärtlich nahm sie des Mädchens Hand und fragte nach gleichgültigen Dingen, die sie dennoch lebhaft zu interessieren schienen.

"Georg, komm einmal her", rief sie dann in das Zimmer und winkte einem großen, schlanken, ganz hellblonden jungen Mann.

"Liebes Fräulein Gard, mein Sohn aus meiner ersten Ehe, Graf Lutz. – Georg, führe das Fräulein zu unseren Wirten."

Zum erstenmal legte Dela ihre Hand auf den Arm eines fremden Mannes. Sie sah ihn neugierig an, sah in das fremde, schöne und zarte Gesicht ganz eindringlich hinein. Sie fühlte sich weder beklommen, noch beobachtet und sah keinen Grund, sich anders als gewohnt benehmen zu müssen. Ihr Herr führte sie mitten durch das Zimmer, sprach kein Wort und sah gradeaus.

Da war Frau Bibi, knisternd in grünem Atlas, die schönste Perlenkette um den weiß gepuderten Hals. "Dela! so spät! Zeig her! Ah Graf Lutz, schon bekannt?"

Der junge Mann murmelte etwas.

"Also komm, kleines Mädchen, brav daß du keine Angst hast. Sie müssen wissen, Graf Lutz, Backfischchens erster Ball. Erschrick nicht, Dela, es wird wirklich getanzt werden. Da ist Rudolf."

"Schwesterherz," sagte der Baumeister, "heut geht also dein Stern auf, um in Bibis schönem Gleichnis zu bleiben. Was macht Mama? Wahrhaftig, Bibi, ihre Augen leuchten. Bitte, führ sie an unserer Galerie schöner Frauen und bedeutender Männer vorüber und mach sie bekannt. In zehn Minuten wollen wir zu Tisch."

Er ging groß und stattlich, das überlegene und spöttische Lächeln in die Augen verbannt, zu seinen Gästen.

"Graf Lutz," sprach Bibi, "Sie sind entlassen und dürfen in den Erker zu Suse Himmelreich zurückkehren. Denn sie ist's! Ich lege meine Hand in das Feuer, in dem Sie stehen! Erröten Sie nicht; ich brauchte keine Bestätigung. Aber warum nur, Graf, gefalle ich Ihnen nicht lieber? Vielleicht erhöere ich schneller als Suse. Übrigens führen Sie sie zu Tisch. Adieu, schöner Lutz, *bel ami!*"

Darauf klangen vor Dela Namen auf, erhoben sich weiße und gerötete Gesichter, verneigten sich Scheitel und offene Locken.

"Natalie Dimitriewna Karagina", sagte Bibi.

Ein nicht mehr junges, brünettes Mädchen stand an einem Tisch. Unter der niederen Stirn starrten Dela zwei tiefliegende, hell brennende Augen an; fast erschrak sie vor einem festgeschlossenen, fanatischen Mund.

"Fräulein Gambarara."

Der gelbe Kopf eines schönen Mädchens hob sich langsam von einer Bronzemaske empor, die auf dem Kamin lag. Nur das wachsfarbene Gesicht, erstarrt zwischen den tiefen Scheiteln des schwarzen Haares, erhob sich, die Lider blieben über die Augen gesenkt. Aber Dela fühlte, wie ein heimlicher Blick dieser unsichtbaren Augen ihren Körper überglitt, hastig, scheu erfaßte, um sich schnell wieder abzuwenden.

"Herr Sylvester Keleti", sagte da Frau Bibi mit einem Ton, den Dela nicht kannte.

Ein starker, dunkelhaariger, junger Ungar stand da, verneigte sich gewandt und zeigte seine weißen blitzenden Zähne.

"Ja," fuhr Bibi lebhaft fort, "das ganze Atelier von Andreas Gambarara –"

"– mit Ausnahmen", sagte Herr Keleti geläufig deutsch dazwischen.

"– ist hier", fuhr Frau Bibi mit zärtlichem Lächeln und Kopfnicken fort. "Als wir nämlich in Gambararas Atelier kommen, Dela, finden wir da alle seine Schüler und Schülerinnen beisammen. Und da wir gekommen waren, ihn einzuladen, luden wir Krethi und Plethi mit ein."

Herr Keleti räusperte sich. Bibi legte ihre weiße volle Hand auf seinen schlanken Arm und vergaß sie in der nächsten Minute wieder fortzunehmen.

"Natürlich ... Aber ich dachte grade an diese unheimliche Russin mit dem fanatischen Blick. Glaubst du nicht, Syl –, Dela, daß sie vielleicht Anarchistin ist, und unsere Tafel fliegt nachher mit Austernschalen und Menschenschädeln in die Luft? Was wird dann aus uns, Herr Keleti?"

"Francesca und Paolo, die durch den Weltenraum fliegen", sagte er und hob seinen Arm, so daß Bibis Hand hinunterglitt.

Dela sah erschreckt auf ihre Schwägerin.

"Süßes Kind," sagte Frau Bibi, "dies ist Herr Alexander Tyrol, den du bereits kennst, wenn du im Schauspielhaus den *Faust* gesehen hast und

darin im Osterspaziergang den dritten Handwerksburschen. Als solcher entzückt Herr Tyrol ein Parkett schöner Frauen. Mein Prinz Alexander, die holde Schwermut Eurer Blässe steht Euch wohl."

"Die gändige Frau liebt es immer zu spotten und weiß doch, wie ich verlegen bin und nie antworten kann."

"Und Prinz Alexander kennt wohl die Verführung, die die Verlegenheit und Schüchternheit eines hübschen Jünglings für gewisse Frauen hat, und hütet sich, sie abzulegen."

Alexander Tyrol, ein schwächlicher, kleiner und zarter junger Mensch, lächelte ihr nach.

"Wir haben nämlich", sagte Bibi zu Dela, "heut einen gemischten Abend. Aber das sind unsere interessantesten. Da laden wir Künstler und Künstlerinnen nur nach Maßgabe ihres Könnens oder ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit, ohne Rücksicht auf Ruf und Herkommen; ein paar geistvolle Offiziere – es gibt auch solche, ahnungsloser Engel, aber die ohne Geist sind die liebenswürdigeren! Und dann von alten Damen und Herren, was ohne Vorurteil oder überhaupt ohne Urteil ist. Dazwischen weise ein paar Kritiker oder Akademiker gestreut, als Glanzlichter einen Finanzier, einen kleinen Herzog oder Grafen, einen Kohlenkönig aufgesetzt: und die glänzendste Assemblée ist fertig. Dort siehst du den Kritiker, Doktor Tobias, der kleine Graf steckt irgendwo bei der Himmelreich, der Dame mit der unbegrenzten Liebesmöglichkeit, und da ist der schöne Geierkopf unseres Finanziers, Thomas Munk. Er ist der Reichste im Saal, was viel sagen will, wenn du dort meinen alten Herrn siehst im Gespräch mit Mister Layman. Aber eigentlich heißt der gut deutsch Lehmann und hat nur aus Dankbarkeit für Amerikas freigebige Goldfelder seinen Namen vornehm abgewandelt. Und hier – o Gott, Rudolf winkt mir – Herr Andreas Gambarà, Sie haben den Vorzug, meine Schwägerin, Dela Gard, zu Tisch zu führen. Ich muß mich – ganz *contre goût et cœur* – den alten Herren opfern. Meine Herrschaften! – Herr Munk zu meiner Linken, Herr, o! Mister Layman zu meiner Rechten. Bitte, Papa, unsere liebe Frau Exzellenz – Mister Layman, Sie kommen zwischen Mutter und Tochter. Bitte, liebe Mama Pauline – "

"Bibi!" rief Frau Pauline Friedländer, die diesen Ton unfein fand.

Der Hausmeister in der kurzen schwarzen Jacke, Eskarpins und Schnallenschuhen hatte die Tür zum Speisesaal aufgestoßen, und auf

keinen blieb es ohne Eindruck, wie die Reihe der schwarz angezogenen Diener steif und grade, die silbernen Platten mit den Spitzendecken in der Hand, vor dem leuchtend weißen, flachen Büfett stand.

Es dauerte einige Zeit, ehe man saß und eine unter Spitzen schimmernde Silberplatte mit Sterlet sich einem zur Linken hinabließ. Gleichzeitig flüsterte die Stimme eines anscheinend Unsichtbaren verheißungsvolle Weinmarken ins Ohr, und eine weiß behandschuhte Hand hob gewandt ein Glas aus der Reihe der blitzenden Kelche. Im gleichen Augenblick klang aus dem fernsten Zimmer verhalten, nicht lauter als leiser Wind in Bäumen, eine zierliche altmodische Musik von Geigen und Flöten.

Kaum hatte man nach dem ersten Weinglas gegriffen, begann sich das Tischgespräch zu beleben. Bald lief es laut und heiter um die breite Tafel. Wie weiße Möwen aus dunklen rauschenden Wogen schwang sich helles Frauenlachen empor, und augenblicks schien eine tiefe dunkle Männerstimme alle Geräusche wie in einem Strudel in sich hinabzuziehen. Aber nur, damit bald alles wieder aufwogte, zusammenfloß und sich zur heiteren Musik einer schmausenden Gesellschaft vereinigte.

"Der Meister hat immer noch Glück", rief Doktor Tobias, ein glattrasierter, hochstirniger Mann, über die Tafel. Er saß Dela Gard gegenüber, deren Schultern er mit unverhüllter Anbetung betrachtete. "Für ihn beleben sich selbst die Madonnen des Perugino."

"Warum nicht Raffael?" fragte die tiefe rauhe Stimmer der Kargina, seiner Nachbarin.

"Nein!" rief Sylvester Keleti an ihrer anderen Seite. "Die Unschuld von Raffaels Jungfrauen ist mir immer verklärt von Zärtlichkeit und Hingebung und Bereitschaft zur Mutterschaft. Aber des Meisters schöne Dame erscheint mir nicht nur unberührt, sondern unberührbar von Herzensgefühlen."

"Darum," sagte Andreas Gambara mit seiner noch immer etwas harten und zögernden Aussprache des Deutschen in die laute und ungenierte Unterhaltung hinein, "darum nähert sich ihr Typus auch mehr dem seelisch ungetrübten der Norditaliener, Francesco Cossa oder noch besser Carlo Crivelli. Sie hat die graziösen Gebärden seiner jungen Heiligen. Und vor allem muß ich an seinen Engel denken, der auf der

Anbetung der Hirten den ältesten herbeiführt und ihm mit der delikatesten Gebärde das Kind weist. – Aber nein," sagte er leise zu Dela, "da peinigen wir Sie mit unseren Reden. Und Sie können sich nicht wehren. – Ich habe Sie hier noch nie getroffen."

Dela hatte zugehört, als handelte es sich um eine ihr Fremde und Gleichgültige. Sie freute sich am stillen Glanz des Tisches, an der fernen Muik, die sich durch das Geräusch der Redenden und das leise Klirren der Teller hindurchstahl und manchmal wie durch einen Spalt in dichter Wand eine liebliche Kadenz hindurchwarf, den Anfang einer kleinen zarten Melodie. Sie trank gern den Duff der roten Nelken, die auf dem weißen Tischtuch lagen und deren starre Stengel fast unter einer leichten Berührung brachen.

"Ich bin noch nie unter fremden Menschen gewesen", sagte sie und lächelte ihn an.

Zum erstenmal sah sie sein fein blasses, ganz farbloses Gesicht, das in einen weichen dunklen Bart sanft und träumerisch hineingebetet schien. Das helle Rot der Lippen glänzte unter dem feinen Haar hervor. Aber es waren die Augen, aus denen dem Mädchen eine feurige Lohe zu schlagen schien. "Zum erstenmal, Andreas Gambara", sagte sie schnell noch einmal. Sie stockte einen Augenblick. "Ich spreche so," flüsterte sie dann hastig weiter, "einfach *Andreas Gambara* – ich dachte nach, aber ich finde keine Form der Anrede, die paßte. So habe ich Sie immer genannt, wenn ich von Ihnen sprach oder an Sie dachte. Ich kenne Sie lange, Andreas Gambara. Seit ich – noch ein Kind – in unserer Galerie Ihre *Unterhaltung* gesehen habe. Ich vergaß nie diese Frau, die voller Schmerz und aller Scham schon entrückt über ihren abgelegten Kleidern steht, während im Grund der dunklen Stube der schöne junge Mann mit dem Greis in der Tür spricht."

Andreas Gambaras Augen gingen über die Tafel fort. "Ja, das ist lange her, da war ich jung. Ich malte es vor zwanzig Jahren. Es war mein erstes Bild in Berlin."

"Sie kamen aus Italien?"

"Ich kam von weiten Reisen her, aus Schottland und Holland. Die Melancholie der niederländischen Ebene und der trostlose Zug ihrer Pappeln an seufzenden Sümpfen entlang hatte mich krank gemacht. Ich suchte nach einer lebendigen Stadt. So kam ich hierher. Aber

geboren bin ich in Venedig. Ehe ich nach Paris ging, wo ich lernte, war ich dort zwölf Jahre lang ein glückliches Kind – "

"Sie sprechen wie ein alter Mann."

"Signorina, ich bin ein alter Mann. Ich brauchte diese Stadt des Lebens hier. Sie ist nicht schön, nein! Paris ist schöner und Rom ist herrlicher und Florenz ist edler und alle anderen Städte haben mehr Reize. Aber Berlin allein ist neu, ist jung. Berlin allein ist noch im Wachsen, im schnellen, überwältigenden Wachsen der Jünglingszeit, Berlin allein ist noch unfertig, roh, entwicklungsfähig, es reckt sich, dehnt sich. Alle anderen großen Städte sind schon fertig, voll alter Kultur, leben nur noch ihre Vergangenheit, sind grau und staubig, erstarrt, wenn auch im schönsten Moment, aber doch erstarrt. Denken Sie an Italiens Städte: Venedig ist bloß ein Traum, Florenz ein mittelalterliches Bild, Rom ein Museum, Verona eine Erinnerung. Das Leben in ihnen ist trügerisch, auch die Menschen leben nur noch von ihrer Vergangenheit. Man sieht nicht sie selbst, man sieht an ihnen nur die Reste schöner Malergedanken, die Spur einer toten Kultur. Wenn ich dahin komme, wo das Leben seit Jahrhunderten still steht, fühle auch ich mich sofort versteinert, meine Hand sinkt, zu schwach für den Pinsel, mein Auge erblindet, ich sinke zurück in den Schlaf des Landes. Hier, ja, hier reißt es mich auf. Neue Häuser wachsen, ihre Farbe leuchtet, die Dächer glänzen. Hier lockt die Sonne neues Leben hervor, in meiner Heimat schminkt sie Leichen die Farbe des Lebens an. Gehen Sie nachts durch Venedig, und Sie werden, nun der Tagbetrug erloschen, das Gerippe der Stadt erkennen. Alle Marmorwände sind nicht mehr als der zerschlissene Mantel über dem Skelett Tod."

"Und, Andreas Gambarà, Sie haben kein Heimweh in Deutschland?"

"Heimweh, Fräulein – ?"

Da sagte die tiefe Stimme der Karagina über den Tisch: "Aber ich sehe, Meister, das Fräulein ist ja Ihre *Europa*! Nach der Sie so lange suchten! Sie haben sie uns oft genug beschrieben. Da lebt sie!"

"Genug!" schrie ihr unvermutet Gambarà zu. "Genug, Natalie Dimitriewna! Sind wir im Studio, daß das Kunstgeschwätz kein Ende hat?"

"So ist es", sagte die Karagina zu Doktor Tobias. "Dieser Mann vermag noch, neben der Kunst andere Gedanken zu haben! Er hat mehr als Menschenkraft. Er ist der größte Künstler und lebt zugleich als Mensch. Er

ist ein Doppelwesen. Und vielleicht ist er ein Unwürdiger, daß er seine Kunst verrät, sobald er den Pinsel hinlegt. Der Künstler darf nicht Mensch sein."

"Meine Liebe," sagte Doktor Tobias herablassend, "Sie nehmen es auch zu schwer. Sie opfern sich dermaßen der Kunst, daß Sie sich jede Leidenschaft, ja, jedes Gefühl versagen, nur damit Ihre Kunst nicht zu kurz kommt. Alles soll ihr gehören. Sie verschwenden ja kaum einen Gedanken an einen Menschen, denn schon der eine Gedanke von hunderttausend wäre wohl Raub an der Kunst. Ihre Kunst ist ein Baal, und eines Tages verschlingt er Sie als Opfer mit Haut und Haaren."

"Das wäre der Triumph meines Lebens", sagte die Karagina stolz, und es war wie ein düsteres Lächeln, was ihr Gesicht bewegte.

"Heimweh", sagte Andreas Gambarà. "Es ist ein schönes Wort. Ist wie der Name von Deutschlands Seele. Ja, ich bin seit zwanzig Jahren hier und rede eure Sprache. Aber oft in der Nacht, Signorina, erwache ich. Was ist? was ruft da? *Premé* hat es geschollen. *Premé!* Wissen Sie, was es ist? So rufen die Gondelführer, wenn sie um die Ecke biegen und Entgegenkommenden ein Signal geben. Tag und Nacht klingt es durch die Kanäle. Das hat mich aufgeweckt. Wie oft habe ich es nicht selbst gerufen! Wir wohnten in San Felice, mein Fenster ging auf die zerfallene Mauer der Abbazia. Und ich setze mich auf im Bett, so geweckt. Wie ist es kalt! wie fröstelt mich! Rauh ist die Luft, Nordwind, und er brach sich an keiner Alpenkette. Ich höre Ruderplätschern und den süßen Laut, mit dem der Gondelschnabel das Wasser teilt, und der Geruch der Kanäle steigt auf, mein Bett hebt sich, und das *ferro* am Schnabel blinkt im Schatten der Brückenwölbung des Rialto, dann öffnet sich der Kanal, und links steigen die Säulen auf und rechts jubeln die Kuppeln der Salute und die Lagune, mit einem Schrei breitet sie die Arme aus, stößt die Inseln beiseite und wirft sich ins Meer ... Jugend, Jugend – *Venezia* – So ist es, Fräulein Gard."

"Diese Jugend aber erwartet Sie unverändert dort unten."

"Unverändert? – Seit meiner Mutter Tod war ich nicht mehr dort. Es sind sieben Jahr. Nein, ich merke es wohl nicht, wo ein Ziegel abgefallen, ein Zierrat abgebrochen, eine Stufe versunken ist. Aber ich merke es wohl, daß ich ein wenig verloren habe. Ich bin ein ausgebrannter Krater, Signorina."

Sie sah dicht vor sich seine flammenden Augen. War es wirklich die letzte Glut ausgebrannter Asche? Ließ wirklich dieses Feuer einen zerstörten Bau zurück? Aber war nicht das Haar jugendlich dunkel und gelockt und der Bart weich und fein wie kaum gesprossen? Dela atmete tief. Zum erstenmal spürte sie, daß die warme Luft in ihren Körper drang, sanft hinabfloß und belebte. Sie erschien sich ein wenig verwandelt. Dela Gard war irgendwo im Hintergrund mit ihrer Gleichgültigkeit und Selbstversunkenheit. Hier saß eine junge Frau und lauschte auf das Herz eines anderen Menschen, dessen Schlag die Worte ihr zutrug. Plötzlich fühlte sie sich der Einsamkeit entrissen und unter Menschen versetzt, deren Dasein nicht mehr fremd an ihrem vorbeifloß, sondern sie traf und mitnahm. Da öffnete sich ein Reigen vor ihr, noch zögernd streckte sie die Hand hin, aber schon ward sie warm ergriffen und mitgezogen, und es war süß, so im Zug der anderen zu sein und ohne eigne Mühe getragen zu werden. Wie einer Welle gibt man sich hin und schließt die Augen und weiß: sie trägt dich – und ist's hinauf zur Helle, hinab ins Dunkle, sie trägt dich und du darfst träumen, brauchst nicht mehr zu wollen ... Das war das Schönste und beglückendste: man entsagte dem Wollen und gab sich der fremden bestimmenden Macht hin.

Herr Keleti wurde von einem Diener gebeten, einen Blick über die Tafel auf das obere Ende zu werfen. Denn dort saß Frau Bibiana Gard und wollte ihm zutrinken. Die weißen Perlen gruben sich in ihren vollen Hals, als wollten sie die Kette sprengen. Am andern Ende saß der Baumeister neben der kleinen Exzellenz und schickte seiner Frau einen eingehüllten Bonbon. Auf der unteren Seite stand in feinsten Schrift: *Liebe Frau Bibi, beherrsche dich, wenn Gäste da sind. Sonst ...*

In Frau Bibis weiß gepudertes Gesicht stieg eine brennende Röte. Ihre Augen erloschen gleichsam, und ihr Mund verzog sich wie der eines Kindes, das weinen möchte. Sie sah zu Rudolf hinüber und schüttelte den Kopf. Er hob den weißgoldenen Römer ihr entgegen. Aber sie blieb verschüchtert für den Rest des Abends.

"Und, mein lieber Herr Munk," sagte sie, während sie sorgfältig die Hülle des Bonbons zerriß, "wo sind und was treiben Ihre Herren Söhne? Michael,

mit dem ich einmal spielte und zur Tanzstunde ging, kommt nie mehr, und der schöne Antonius ist noch immer in der Welt draußen?"

"Draußen", wiederholte der alte Munk. Immer liefen seine kleinen scharfen Augen umher, während das Gesicht sonst unbeweglich in festen Falten und Runzeln lag. "Zurzeit ist er in Sizilien und geht von da nach Rom, um die italienischen Banken kennen zu lernen. Er war zwei Jahre in England, in ganz gewöhnlicher Kondition. Jetzt erlaubte ich ihm eine feinere Stellung."

"Erlauben," sagte Bibi mit versuchter Schalkhaftigkeit, "das klingt nach den schöneren Zeiten unserer Eltern. Wie ehrenvoll für Sie, daß Sie Ihre Söhne in der guten alten Tradition des Gehorsams erhalten konnten. Das zeugt nicht nur für den schönen kindlichen Charakter der Söhne als besondes für die gebieterische Würde des Vaters."

"Mein Sohn Anton", sagte der Alte und legte die Gabel hin, "weiß, daß ich an seiner Zukunft arbeite. Eltern führen ja selten ein eigenes Leben."

Frau Bibi seufzte und sah nachdenklich zu ihrem Mann hinüber. "Aber, Herr Munk, Sie schweigen von meinem einstigen schlanken Tänzer. Ist Michael wohl gar nicht hier?"

"Er ist hier, Frau Gard. Aber über die schöne Tradition des Gehorsams, wie Sie sagen, geht er hinweg. Er hat keinen Sinn fürs Geschäft oder will ihn nicht haben, geht gezwungen ins Büro und malt lieber, malt, malt – sieht niemanden, versteckt sich vor den Menschen, vergißt Essen und Schlafen, malt, malt –!"

"Aber, lieber Herr Munk –", sagte Bibi sanft und faßte beruhigend nach der Hand des fast Schreienden. Die Falten in dem Greisengesicht schienen fast mit Blut gefüllt, so war es in den Kopf gestiegen. Die ruhelosen Augen starrten wie auf ein innerlich geschautes Bild. Und wirklich schien es die Erscheinung des malenden und darüber alles vergessenden Sohnes zu sein, die den alten Mann so erregte. –

Die zarte Suse Himmelreich, das feine Mädchen mit dem goldfädigen Haar und den tiefen blauen, sanften Augen, legte ihre heißen Hände um den kalten Sorbetbecher und wandte sich von dem Kavallerie-Offizier zu ihrer Rechten ihrem Tischherrn zu. "Nach dieser Pause zu urteilen, Graf Lutz, haben wir die erste Hälfte des Soupers hinter uns, und Sie sitzen noch immer da und schweigen und schweigen und sitzen. Sie heften

sich an meine Fersen, Graf, Sie stehen unter meinen Fenstern, holen mich von der Malstunde ab, kennen mein Leben besser als ich und schweigen. – Da, sehen Sie, Sie öffnen den Mund, aber schweigen. Ich weiß, Sie lieben mich. Wahnsinnig – nein, das ist zu temperamentvoll, sagen wir: *inbrünstig*. Aber ich erhöere Sie nicht, mein blasser Graf. Ich werfe mich einem Straßenkehrer an die Bluse und schicke Sie fort, mein blonder Georg. Denn Sie sollen reden, Sie sollen betteln, Sie sollen schreien, Sie sollen – Sie sollen sich vor mir erniedrigen! Erniedrigen Sie sich, und ich werde Sie erhören."

"Sie sollten zu stolz sein, die Liebe eines Erniedrigten anzunehmen."

"Sie sollen meinen schmutzigen Kleidersaum küssen, ich will meinen Fuß auf Ihren Nacken setzen, und Sie sollen vor Glück stöhnen, mit Ihren weißen Händen sollen Sie den Staub von meinen Schuhen wischen und den Weg vor mir säubern, Sie sollen zu meinem Sklaven herabsinken, und ich will sie dann – dann! zu meinem König machen! Aber erst niederwerfen, niederwerfen!"

"Niemals, Susanna!"

"Gut. Auch ich sage: niemals, mein Graf! Aber da ist noch ein Weg: bezahlen Sie mich. Ich bin für fürstliche Geschenke zu haben."

"Ich würde mich verachten, eine Dirne zu lieben."

"Graf, Sie sind für die große Liebe berufen: Sie werden lieben müssen, wo Sie verachten."

"Ich glaube nicht an Ihre Worte. Sie sind rein. Ich weiß, wohin Sie gehen; ich weiß, wer zu Ihnen kommt. Und ich weiß, alle gehen hoffnungsloser von Ihnen, als sie kamen. Sie spielen nur mit Worten."

Suse sah ihn lächelnd an. Ihre blauen Jungfrauenaugen strahlten, und ihr reiner unberührter Mund zitterte vor Vergnügen. "Ich trage, Graf, die Unschuld der Madonna wie einen Mantel um ein verworfenes Herz geschlagen. Ihr Männer glaubt euch mehr als uns. Nie liebt ihr das lebendige Weib, immer nur einen Traum von euch." –

"Wir ließen beide die Bekassinen vorbei", sagte Andreas Gambarà. "Entschädigen wir uns am Süßen. – Ach, was sind Sie entrückt! Vor meiner Hand, die sich Ihnen nur nähert, fliehen Sie zurück. Sie wissen es kaum. Es ist der Instinkt der Flucht vor der Berührung mit Menschen. So sehr sind Sie

in sich versunken! O, es ist rührend, Signorina, ergreifend. Wie lose stehen Sie auf Erden! *Pura e disposta a salire alle stelle.*"¹⁷

"Dante?"

"Ich möchte Dante vor Ihnen sprechen. Sie müssen zu mir kommen. Ich habe ein kleines Haus im Grunewald am See. Meine Schwester dort, Petronilla, betreut es, allein mit zwei jungen Dienerinnen und meiner Skulpturensammlung. In dem Gang zum Atelier stehen alle Niobiden. Die Sterbenden geleiten Sie zu den Zeugen meines einst lebendigen Lebens."

"Einst, Andreas Gambarara? Ich weiß von allen Dingen nichts – aber mir schien es immer, als hielte die Kunst ihre Kinder jung und und stärkte sie ohne Ende."

"Die Kunst hält jung, Signorina? O, *chi sa, quanto sangue costa!*"¹⁸ – Verlassen wir, Fräulein, diese Dinge. Reden wir vielmehr von dieser belebenden Stadt. Ich liebe sie nicht, aber ich brauche sie. Sie erregt mich. Ich habe noch ein Haus, in das Sie kommen müssen, es steht an dem schönsten Platz, es ist ganz neu und weiß, jung und frisch. Alljährlich wird es gereinigt, daß es glänze. Ich wohne im dritten Stock, darüber sind die Ateliers."

"Drei große Fenster", sagte Dela Gard, die erblaßt war. "Davor eine niedrige eiserne Balustrade, und Sie sehen über den Platz und die Brücke des Herkules auf den Tiergarten hinab, und jenseits sind wieder Dächer und Türme ..."

"Sie wissen es? Aber von oben her ist alles schöner, als es sich von unten träumen läßt. Ich werde in der fernsten Ecke sitzen, alle Bilder sind von Dämmerung verhängt, und Sie stehen im offenen Fenster, auf dem reinen Himmel, und die Sterne werden um Sie aufgehen und der Mond wird sich an Ihre Schulter schmiegen. Ich werde Dante sprechen, und Sie flüstern es nach, o, wie süß und zart muß es von Ihnen klingen! Sprechen Sie es mir nach, Fräulein: *L'amor che muove il sole e l'altre stelle.*"¹⁹

"*L'amor che muove il sole e l'altre stelle.*"

¹⁷ Rein und bereit, die Sterne zu erklimmen. (Dante: LA DIVINA COMMEDIA – Del purgatorio)

¹⁸ O wer weiß, wieviel Blut es kostet! (nach Dante: LA DIVINA COMMEDIA – Paradiso)

¹⁹ Die Liebe, die die Sonne und die anderen Sterne bewegt (Paradiso, XXXIII, Vers 145), ist der letzte Vers der GÖTTLICHEN KOMÖDIE von Dante Alighieri.

Frau Bibiana Gard erhob sich. alle Stimmen flogen auf, heiterer Lärm schwang sich jubelnd empor. Andreas Gambara bückte sich auf Delas Handgelenk, das Feuer seiner Lippen lief, eine windschnelle Glut, über ihre Haut, jagte den Körper hinab und hinauf und hüllte sie in einen Flammenmantel. Als Dela einen Augenblick allein stand, tauchte unversehens die Karagina vor ihr auf und starrte sie fiebrig an. "Hüten Sie sich", flüsterte sie rauh. "Er ist ein Unheiliger, er versündigt sich an der Kunst, er entschlägt sich ihrer und läuft zum Weibe. Und Verräter an der einen, bricht er die Treue der andern."

"Fräulein Karagina," sagte Dela freundlich, "ich fühle, Sie meinen es gütig. Aber ich bin dem allen sehr fern und meiner Ruhe sicher."

"Wer glaubt das nicht?" sagte die Karagina und strich sich das schwarze glänzende Haar aus den Augen. "Da steht er! O, Fräulein, er ist groß! Aber leichtsinnig und ungläubig und treulos. Und doch liebt ihn die Kunst. Vielleicht darum? Aber das wäre ungerecht! Das wäre böse! Andere, – " sie hob ihre großen Fäuste auf – "andere opfern sich ihr, schinden sich für sie und sie lächelt über einen hinweg."

"O Kunst," sagte da Doktor Tobias, "Kunst, unwürdig du der Opfer, die du forderst! Gehört das gnädige Fräulein auch dazu und will Natascha Dimitriewna Sie ihren Katechismus lehren?"

"Er spottet", sagte die Karagina. "Warum? Weil er vor den Toren steht, verbannt vom Allerheiligsten."

"Setzen wir uns", sagte der Doktor. "Ich rauche nicht und widme mich den Damen. Dieses mein spöttisches Lächeln, mein gnädiges Fräulein Gard, ist keine Kritik an der Situation, sondern ein unveränderlicher Bestandteil von mir. Natascha Dimitriewna findet aber, daß ich Überflüssiges schwatze, da ich von mir und nicht von der Kunst rede."

"Kunst – ", schrie die Karagina wild.

"– ist, ich weiß," sagte der Doktor, "nicht ein neuer Ausdruck für die Dinge selbst, sondern für den Standpunkt des Künstlers den Dingen gegenüber. Woraus Fräulein Karagina – in bewährter Frauenlogik – einen Zusammenhang zwischen der Güte der Kunst und der Größe des Künstlers als Menschen herzustellen umsonst bemüht ist. In Wahrheit nämlich kann die unheiligste Hand die reinsten Werke schaffen."

"Was?" rief die Karagina, "mit unreinen Händen –"

"Ja, Natascha Dimitriewna! Was haben denn Leben und Kunst miteinander zu tun? Sie wissen selbst: Leben stirbt und Kunst ist ewig. Oder doch, das wollen Sie einwerfen, die Kunstform ist ewig."

"Ja, die Kunst ist die höhere und wahrere Wirklichkeit –"

"– und das Leben, wollen Sie sagen, nur ein unvollkommenes Abbild davon. Also ziehen Sie, meine Freundin, den Schluß, daß die Kunst das Primäre ist und das Leben die unvollkommene Nachahmung. Eine Behauptung, die die Geschichte der Kultur Lügen strafft. Die Kunst begnügt sich vielmehr, dem Leben ein ideales Vorbild aufzustellen, ein Vorbild, in dem bisweilen schon der Künstler selbst – Sie, Natascha, wollen mehr: leben muß! Aber da mengen Sie wieder die Moral ein. Und sofort verderben Sie alles. Trennen Sie säuberlich. In Kunst und Leben ändern ja alle Begriffe ihre Form. Im Leben ist etwa Wahrheit der Inhalt einer Darstellung; in der Kunst ist Wahrheit allein die Form; hier wird das Unmögliche, das heißt die Lüge, in schöner vollkommener Form dargestellt, möglich, das heißt wahr. In der Kunst ist die Wahrheit dort, wo die Form überzeugt. Und Form ist Stil. Naturalismus hat keinen Stil. Sie, Karagina, sind Naturalistin, haben also keinen Stil, infolgedessen keine Form; ohne Form überzeugen Sie nicht, also sind Sie, die fanatische Wahrheit im Leben, eine kunstlose Lügnerin in der Kunst. Aber daß Sie nichts können, wissen Sie selbst. Sie wissen bloß nicht, woran es liegt. Ich sage es Ihnen jetzt: Sie sind ein zu guter Mensch!"

Dela hörte gern und aufmerksam zu. Der Doktor sprach allein. Es war nicht möglich, mit ihm in Unterhaltung zu kommen. Denn er kam seinem Partner meist zuvor und nahm alle seine Gegeneinwände selbst vorweg. So blieb dem andern nichts zu antworten übrig, und schwieg Doktor Tobias endlich, so war das Gespräch erschöpft. Dann saß er stumm und zufrieden neben seinem eingeschüchterten und verlegenen Gegner.

Aber Andreas Gambaro war leise hinzugetreten, feinen Zigarettens- und Likörduft ausströmend. "Ich kann da nicht mitreden", sagte er mit dem offenen und rührenden Lächeln eines Kindes. "Ich kann nicht über Kunst reden, bloß an ihr mitarbeiten. Meine ganze Gelehrsamkeit liegt mir in Augen und Händen, dir, Doktor, im Gehirn. Er führt das Wort und ich den Pinsel, er schwingt die Theorie und ich die Palette."

"Meister!" rief die Karagina begeistert. "Treuloser Geliebter der Kunst! Alles hat er!" Sie sprang auf. "Kunst und Liebe! Wir andern stehen einsam da. Wir haben, ob Deutsche, ob Russen, ob Welsche, kein Vaterland, keinen König, keinen Gott, nirgends einen Himmel. Wir hängen an nichts, lieben nichts und bedürfen nichts. Wir haben nur die Kunst, wir reichen Armen, die heimatlose internationale Kunst. Ein Begriff, sagt der Doktor! Wir armen Reichen! In einem Begriff wurzelt unsere Existenz!"

"O Natascha!" rief Suse Himmelreich mit ihrer hellen kleinen Mädchenstimme. "Du nennst es Kunst, und es heißt doch Liebe!"

"Liebe!" rief die Karagina, die in Erregung war: "Was ist eure Liebe! Begierde ist sie. Nur solange liebt ihr, als eure Begierde nicht gestillt ist."

"Und darum", sagte Doktor Tobias, "lieben Frauen länger als Männer, weil sie durstiger sind als Männer und ihre Begierde mehr Zeit und Stoff zur Sättigung braucht. Ich behaupte, daß je kultivierter der Mensch wird, desto ausschließlicher wird seine Liebe Begierde, das heißt, vorübergehendes Moment. Der Kulturmensch darf sich nicht lange bei der Liebe aufhalten."

"Es gibt Wichtigeres", ergänzte die Karagina feierlich.

Graf Lutz neben Suse hob die Hand, aber schwieg. Er sah nur das schöne Mädchen an, das mit glänzenden Augen zuhörte.

"Ja," rief Suse, "nicht lange bei der Liebe aufhalten, das Leben ist kurz und der Räusche sind viele. *Car celle qui n'aime pas tous les hommes, n'est pas digne d'en aimer un.*"²⁰

Der kleine Tyrol sagte nachdenklich: "Ist es nicht oft so, daß der erste Kuß die Liebe tötet?"

Es hatte sich um Dela, die allein von allen saß, ein großer Kreis gebildet, der für sie zu agieren schien.

"Oh – ", machte Suse lächelnd.

"Die Liebe höret nimmer auf", rief eine Stimme.

"Nein", sagte der Meister, der alle überragte.

Dela, die tief unter ihm saß, sah nun seinen Mund, den sonst der Bart verheimlichte. In dem festen männlichen Gesicht lag ein weicher Frauen-, ein willenloser Träumermund, ein rührender Mund, der des Mädchens Herz um Erbarmen zu bitten schien.

²⁰ Denn wer nicht alle Menschen liebt, ist es nicht wert, einen zu lieben.

"Nein," wiederholte Andreas Gambara und sagte nachdenklich weiter, "denn das ist das Grausame, daß wir über die Leistungsfähigkeit des Körpers hinaus weiterleben müssen und seinen Verfall und Zwang zur Askese überdauern."²¹

Doktor Tobias kniff die Augen zusammen und grinste unverhohlen.

Aber da sagte der bleiche Graf Lutz: "Wer spricht vom Körper! Liebe hat nichts damit zu tun, Liebe macht zum Gott und überwindet schließlich das Fleisch."

"Ah!" rief der Meister – "Wir sind Helden vor, Tiere während, Götter erst nach der Liebe! wenn wir gereinigt sind!"

"Er sagt es!" rief Suse. "Aber wir wollen das Nachher hinter den Tod verschieben. Dieses sei die ideale Frau: Sie lebt und stirbt, und dazwischen ist nichts als Liebe! Seien wir fröhliche Heiden!"

"Wir sind es!" sagte Sylvester Keleti. "Aber wir Armen, in welche Zeit sind wir verstoßen! Neue Götter stehen in den Tempeln, aber die alten sind nicht tot und eben in uns."

"Herrschaften!" rief Suse. "Frage- und Antwortspiel: Was ist Liebe? Meister!"

*"La concreta e perpetua sete!"*²²

"Bravo, Meister! Was ist Liebe, Graf?"

"Land der Tränen, *terra lacrimosa* ..."

"Still, Heidenmasken", sagte Petronilla Gambara und schlug die Augen auf Dela nieder, vor der sie stand. "Laßt nicht soviel das Wort Liebe erklingen; es is so: das Wort tötet das Gefühl."

Aus dem Saal klang ein inbrünstiger Geigenstrich; ein paar Takte sehnsüchtiger Melodie, dann hub langsam der Walzer an, verführerisch und lockend.

Frau Bibi eilte vorbei. "Hinein, Jungvolk!" rief sie. "Reget euch! Morgen sind wir gestorben!"

Dela eilte ihr nach. "Bibi, Liebe, du hast traurige Augen. Warum willst du nicht tanzen?"

Bibi lächelte schmerzlich. "Kleine Dela, tanzen? – Ich bin eine fette Madame, auch am Herzen ist Fett, und das Blut steigt mir in den Kopf,

²¹ O seliger Zeiten gedenk ich, / da alle Glieder gelenkig – / bis auf eins. / Nie mehr kehren sie wieder, / steif sind längst alle Glieder / bis auf eins. (Goethe zugeschrieben; wurde mir 1972 in Heidelberg übermittelt. MvL)

²² Der konkrete und ewige Durst

wenn ich mich drehe. Ich darf mich nicht mehr echauffieren, süße Unschuld. Und dabei erst knappe siebenundzwanzig! Das ist das Friedländersche Erbe, Dela. – Geh du, da wartet Gambarara, den du bezwungen hast."

Dela Gard tanzte in den Armen von Andreas Gambarara. Wieder überkam sie das süße Gefühl, nicht mehr selbst wollen zu müssen. Da war einer, der bestimmte und führte, und das Leben war leicht in den Händen eines Mannes. Wie weit war sie sich und schon dem gestrigen Tag entrückt! Und in wie unerreichbarer Ferne lag das Morgen! ... Sie strauchelte, sie hielt ihren Tänzer fest. Er lächelte auf sie hinab.

"*Non dubbiar, mentr'io ti guido!*"²³ flüsterte er. "Kommen Sie morgen, Signorina? Ich war ein schlechter Gesellschafter heut. Ihre süße Jugend hat mich sentimental gemacht. Ich kann auch anders sein. Das Feuer kann wieder aufbrechen. *Veneziano sono!* Kommen Sie! Wir sitzen unter meinen Bildern, ich sehe Sie, *parlando cose che'l tacere è bello.*"²⁴

Die Musik jagte die tanzenden Paare, der schluchzende Walzer belebte sich von heftiger Leidenschaft. Andreas Gambarara hob Dela Gard auf. Ihr Kopf sank zurück ...

"Antilope", flüsterte er, ließ sie in einen Sessel gleiten und eilte, Tanzeslust in den Beinen, hinüber zu Suse, die soeben den Grafen abwies.

Aber seine Schwester Pentronilla war neben ihm. "Ja, Antilope", sagte sie zischend. "Und du beschleichst sie wie ein Satyr. Fühlst du nicht, wie rein sie ist? Rein wie Diana, die tausend Jahre im Meer lag und in einem Fischernetz an unsere schnöde Sonne gehoben wird?"

"Natürlich eine Statue!" rief Andreas. "Laß mir das warme Leben!" Mit zornbebender Hand stieß er ihren kühlen Arm beiseite. Wie ein schönes Tier stand er vor der Schwester.

"Geh hin", sagt sie. Ihr unbewegtes Gemmengesicht bewegte sich, da ein mitleidiges Lächeln es überflog. "Geh dahin, leidender Lebender. Du erjagst es nie. Ich habe den Frieden gefunden bei den ewig Toten. Dich treiben die Lebenden."

"Bis zu der einen, die der Hafen ist."

²³ "Befürchte nichts, dieweil ich dich geleite!" (Dante, Inferno)

²⁴ Etwa: Über Dinge zu reden, auf daß die Stille schön wird. (Dante, Inferno, canto IV)

Petronillas undeutbares Lächeln blieb hinter ihm zurück.

Sylvester Keleti tanzte allein mitten im Saal einen Czardas; er spielte selbst die Geige dazu, die er einem Musikanten entrissen hatte. Suse Himmelreich saß auf dem Büfett und schrie vor Lust. Andreas Gambara, nicht anders wie ein italienischer Straßenjunge, schlug in die Hände und stampfte auf den Boden; selbst über Petronillas Gesicht ging wie ein Glanz die Erinnerung an heimatliche Lebensfreude.

"Komm, Bruder!" rief Andreas. Sylvester warf Geige und Bogen hoch durch die Luft dem erschreckten Musikanten zu, die beiden Männer umfaßten sich, beide dunkel und bleich, Brüder aus verschiedenen Völkern, und tanzten wie Burschen auf dem Land, in den Vorstädten von Rom und Florenz.

"Und wir!" rief Suse, "und wir!" Sie kniete vor dem Grafen Lutz, legte sich fest in seinen Arm, preßte ihre kleine Brust an ihn und sagte: "Tragen Sie mich! Tanzen wir! Und dann sagen Sie, was ich zu hören wünsche. *Et alors, mais seulement alors je suis une chose à toi.*"²⁵

Er drehte sie langsam herum, steif und ernst, aber seine Hand auf ihrem Rücken bebte und ihre Kälte drang durch das dünne Kleid und das Mieder, daß das Mädchen schauerte. "Nie", sagte er leise. "Sie können mich töten, aber nicht erniedrigen." –

Doktor Tobias saß zwei Schritt von Dela und starrte sie unverwandt an. Der rote Mund, der in seinem nackten Gesicht wie eine breite Wunde herrschte, hatte das spöttische Lächeln verloren. Selbstvergessen, wie bei einem nachdenklichen träumenden Kind, war er ein wenig geöffnet und machte den Mann zu einem kleinen, ganz in Anbetung versunkenen Jungen. Aber Dela Gard war schon so weit aus der seelischen Entrücktheit ihrer Jugend in sich zurückgekehrt, daß sie empfindlich wurde für die Teilnahme der Welt. Sie spürte den Blick des Mannes, stand auf und ging aus dem Saal. In den Salons drang die feine Rauchwolke aus dem Spielzimmer, woher zugleich Geldklang und das Aufklatschen von Karten scholl.

Da war schon wieder Andreas Gambara neben ihr. Sie lächelte ihn an. Er sah jung und zerzaust aus. Sein Kragen war aufgerissen und er hielt ihn mit einer großen, weißen und starken Hand zusammen.

²⁵ Und dann, aber nur dann bin ich ein Ding von dir. "

"Und er klagte um seine Jugend", sagte Dela. "Da steht er wie ein wilder Junge, der vom Spielen kommt."

Seine Augen wurden dunkler noch vor Zärtlichkeit. Er steckte ihr die freie Hand entgegen. "Ich erwarte Sie morgen nachmittag oben am Lützowplatz im Atelier. Sie kommen!"

Wieder war es wie ein Schwindel über Dela. Sie sah das Haus, das sie immer aufgehhalten hatte, das sie nun betreten sollte, dessen oberste Fenster Himmel und Erde beherrschten.

"Nachmittag," sagte sie leise, "da sitze ich in einem Büro und schreibe."

"Nicht wahr?" rief Frau Bibi, die hinzukam, "unsere Madonna an der Schreibmaschine! Aber reden Sie mit ihr, Meister Gambara. Und dann kommen Sie hinüber. Sie müssen sehen, wie Ihr *Kain und Abel* hängt, und vorher noch bittet Sie Herr Thomas Munk, dort drüben neben der kleinen Exzellenz, um fünf Minuten Unterredung."

"Wer ist das? Kenne ich nicht."

"Ein Millionenbankier, der Ihnen aber dennoch kein Bild abkaufen wird – denn er ist mehr für Staatspapiere – sondern wahrscheinlich seinen stillen Gram über einen – statt rechnenden – malenden Sohn in Ihr verständnisvolles Herz ausschütten will."

"Bedaure, Signora, ich gehe ohnehin."

"Ja," sagte Bibi schlaue, "sehen Sie ihn denn nicht, den mageren Greis dort?"

"Wie? Dieses morsche Kalksteingesicht? Mit Augen, die wie Eidechsen durch Steinspalten gleiten? Ich betrachte ihn den ganzen Abend. Es ist eine Geilheit in den Augen, sehen Sie? Aber nicht nach Fleisch, nach Körperlust. Denn zu fest ist dieser Mund geschlossen, der öffnet sich keiner Berührung mehr. Wo sind seine Hände? Ah – er hält sie versteckt. Sicher sind die Finger gekrümmt, aber nicht von Gicht. Die Adern werden blaue Stränge über dem Skelett sein! immer werden die Hände zittern! Er ist ein *avaronaccio, un avarone!* ein Geiziger mit Größe! He?"

"Ein Menschenkenner, Dela! Nichts gefährlicher als ein Porträtmaler! Aber hat Ihnen, Meister, diese Kleine von ihren Zeichnungen gesprochen? Sie malt selbst."

Andreas Gambara öffnete schnell den Mund, aber besann sich. Er lächelte unter seinem Bart, daß Dela errötete.

"Ja," rief Bibi, "Sie wollen spotten. Nichts da! Drehen Sie sich um. Was sehen Sie?"

"Eine *Maréchal-Niel*-Rose auf einer roten Decke – in einem weißen Rähmchen. Pastell. Es hing bisher nicht da, sonst hätte ich es längst gesehen." Andreas Gambaro wandte sich langsam fort, sah Dela an, ließ die Hand vom Kragen sinken und sagte leise: "*Scusi, scusi*, es ist von Ihnen. Diese Rose von den Mauern Firenzes, die sich nie ganz öffnet, die in Knospe steht und eines Tages bei der Berührung abfällt, nie erschlossen, immer ein Geheimnis. Ja! Das ist entweder Genie – oder Zufall. Hoffen wir: Zufall."

"Warum hoffen, Meister? Wenn sie nun eine große Künstlerin wird?"

"Ihrer wartet eine schönere Bestimmung", sagte Andreas, drehte kurz um und ging auf den alten Munk zu, der ihm schon entgegensah.

Rudolf trat zu den Frauen. "Wie vergnügt diese Leutlein sind! Die Wirte könnten ganz verschwinden und Tanz und Geplauder gingen von selbst weiter. Bist du müde, Dela? Sie macht schon ganz kleine Augen."

"Ja, Rudolf, und ich will nun gehen. Aber will keinen Wagen und keine Begleitung. Ich möchte zu Fuß nach Haus. Ich habe so viel zu überdenken."

"Aber allein, Dela, in der Nacht?"

"Gott, Bibi, wir sind doch übereingekommen, all und jedem seinen Willen zu lassen! Alle Wünsche, Dela, sind uns heilig!"

Bibis Augen weiteten sich, ihr Mund zuckte.

"Aber, kleine Schwester, wenn dir deine Tugend lieb ist, laß deine Augen nicht von unserem Malerkönig. Bestien zähmt man mit dem Blick. Schließt man die Augen, liegt man schon unter ihnen. – Gute Nacht, Mädchen. Grüß die Mutter, gute Nacht."

Bibi ging ihr nach, aber Rudolf hielt sie zurück. "Worüber träumt meine Odaliske?"

"Du verdächtigst mich, Rudolf, das tatest du noch nie."

"Aber, Liebste, ich dachte, das wäre dir eine kleine pikante Sensation. Glaubst du denn, ich will störend in deine Freuden eingreifen? Bin ich so ein Barbar? Unser Leben ist kurz, Bibi, und ich will dich um nichts verkürzen. Glaube mir, das sind alles Bagatellen. Im Grunde handelt es sich während unseres in Gnaden gewährten siebzig Jahren um viel

Wichtigeres. Gehe hin, Bibi – und ich sage nicht: sündige. Die Götter lächeln nur über solche Kleinigkeiten. Geh und pflücke dir dein Sträußlein Freuden zusammen, kleine Odaliske." Und schon wieder lächelte er über seine Frau hinweg großen Plänen und Spekulationen zu. Aber waren diese das Wichtigste? ging es ihm durch den Kopf. War das die Aufgabe seiner siebenzig Jahre? Wärmte es denn auch sein Herz? ...

Seine Frau verließ ihn angstvoll, denn noch nie hatte sie sein Gesicht so von Spott und Heiterkeit verlassen und verhangen von Schmerz gesehen. Aber es war nicht, wie sie glaubte, Leid um sie.

Dela Gard, die weiße Schleppe gerafft, ganz versunken in ihren dunklen Mantel, ließ Tanz und Musik lächelnd hinter sich und stieg die erhellte Treppe hinab. Sie hob sich auf den Zehenspitzen, als wollte sie zu einem Flug ansetzen. Nein, sie war nicht müde, leicht war sie, heiter und glücklich. Also dies war das Leben? Es berührte sie wohl kurz, traf sie mit heißen Augen, mit brennenden Lippen, aber kaum vorüber, war es nie gewesen und hinterließ nicht mehr als eine gleichgültige Erinnerung. Blicke und Worte fielen, kaum verklungen und erloschen, wieder von ihr ab, sie fand zurück in den stillen Gleichmut ihrer Seele und fühlte sich glücklich in der friedlicheren Heimat.

Vor der Tür stand Thomas Munk in einem bescheidenen Pelz. Sein Wagen, der ihn nach Mitternacht hatte erwarten sollen, war nicht da. Eine Reihe anderer stand auf der Straße. Durch den grauen Dunst leuchteten die Laternen, das Pferdegeschirr glitzerte, feuchte Pferdeleiber wölbten sich glänzend aus dem Dunkel heraus. Zwischen den kahlen Ästen der Staßenbäume hing der Nebel schon wie ein Tuch, nach wenigen Schritten verhüllte er die Straße. Es war still bis auf die unruhigen Pferde.

"Allein, mein Fräulein?" sagte der alte Munk. "Mein Wagen ist nicht da, es sind nur ein paar Schritte, aber es ist feucht und ich bin unsicher auf den Beinen. Ein alter Mann, Fräulein. Warten Sie mit mir, und ich fahre Sie nach Haus. Ich habe Sie viel angesehen heute abend. So jung, und mir scheint, dabei nicht vergnügt. Ob Sie wohl ganz dabei waren? Wenn man jung ist und nicht den schweren Beruf hat, Mann zu sein – "

Da klang von der Brücke her lautes Hufeklappern.

"Das ist er", sagte der alte Munk und rief in den Nebel hinaus: "Thienemann?"

Schon hielt der Wagen vor dem Haus, ein altmodischer, geschlossener Landauer. Thienemann legte die Hand an den nicht ganz tadellosen Zylinder und murmelte etwas von "junger Herr" und "rumfahren". Da öffnete sich schon der Schlag, hinaus sprang ein junger Mann und sagte mit rauher, des Sprechens gleichsam ungewohnter Stimme: "Verzeih, Papa, ich war noch ein Stück durch den Tiergarten gefahren, ich wußte nicht, wie spät – " Erstaunt sah er auf Dela. Sie wußte nicht, worauf sie wartete. Aus den Fenstern des ersten Stocks fiel Licht in den Nebel hinein und vergoldete ihn. Totenstill war es!

"Ja, das ist ganz Michael", sagte Munk. Zorn und Zärtlichkeit schienen sich in seiner Stimme zu bekämpfen. "Und nun bitte, Fräulein – aber erlauben Sie erst: mein Sohn Michael."

"Sie sind sehr gütig", sagte Dela zu dem Alten. Warum nur war ihr beklommen? Weil ihr das Wageninnere wie eine kalte feuchte Höhle erschien? "Ich bat schon meinen Bruder, seinen Wagen ausschlagen zu dürfen. Ich will die halbe Stunde nach Hause gern gehen."

"Mein Sohn begleitet Sie!" rief der alte Munk und stieg ohne weiteren Gruß in den Wagen. Die Pferde zogen an, und erst als der Hall ihrer Hufe vom Nebel aufgesogen war, sagte Dela: "Also gehen wir."

"Der Kirche zu?"

"Bis hinunter nach Charlottenburg. Ich bedaure für Sie den Weg. Ich hatte die Absicht, allein zu gehen."

"Verzeihung ... Ich soll mich zurückziehen?"

"Nein, Herr Munk. Gehen wir. Der Abend war schon so mannigfaltig, daß er wohl nicht so plötzlich in Alleinsein aufgehen kann. Ist nicht jeder neue Mensch ein Abenteuer?"

"Ich habe nie darauf geachtet", sagte der junge Mann und sah geradeaus in den Nebel. "Ich hatte nie Zeit für Menschen. Außer mir geht mich wenig an. Man muß sich aufheben für etwas Einziges, Großes. Ungeteilt, unberührt im Innern. Wenn das Große, Erwartete kommt und man kann ihm nicht mehr den ganzen Menschen geben, geht es weiter. Wir stehen zerbrochen."

Dela Gard wagte nicht, ihn zu betrachten. Was sagte er da? Er waren ihre eigenen, ewig wiederkehrenden Gedanken ..



Kantstraße, Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche,
rechts das ältere Romanische Haus (1900)

Quelle: wikipedia

Sie erreichten die Kirche. Sie lag wie ein Schattenriß in der Wolke, die auf die Stadt gesunken war und die Straßen ausfüllte. Auf dem Platz ringsum standen, ohne leuchten zu können, die Laternen. Nur den Schatten der Äste, zwischen denen sie hingen, warfen sie auf den Boden; da lagen sie wie träge Schlangen durcheinander, die kein Tritt belebte.

"Und nun, mein Fräulein?"

"Es ist am Ausgang der Kantstraße."

"Ich liebe diese Straße nicht. Sie lauert aus toten hellen Augen. Eine trostlose Öde ist sie nachts. Sie ist nur für einsame Wanderer, die ein Ziel scheuen. Gehen wir den Kurfürstendamm hinunter. Oder Sie mögen nicht?"

"Gehen wir." Dela fühlte ihr Stirnhaar schwer von Nässe werden. Der Nebel drang feucht und kalt in die Lunge. Hinter ihm reckten sich seltsam verwandelte Bäume auf, deren gespenstische Reihen in Rauch zerflossen. Die zwei Menschen gingen gebeugt durch die Wolke. Sie gingen mühsam, als führte es bergauf, über umnebelten Steg, einem unsicheren Ziel entgegen.

Nach langem Schweigen sagte Michael Munk: "Sie verzeihen, daß ich schweige? Ich vergaß – Dieser Nebel ist unsinnig vereinsamend. Möchten Sie mir etwas erzählen? Von heute abend? Ich gehe seit langem nirgends hin. Ich arbeite. Man darf keine Minute verlieren!"

"Wenn ich richtig vermute, wird es Sie interessieren, daß Andreas Gambarara dort war."

"Andreas Gambarara?"

Dela fühlte, wie der Mann an ihrer Seite sich plötzlich belebte. Er blieb stehen, ohne sie anzusehen, hatte mit den Händen in den Manteltaschen gezuckt, als wollte er sie herausreißen zu einer Gebärde, zu einem flammenden Aufheben der Arme. Bisher trotz seiner Worte scheinbar stumm, unbewegt, kalt, fühlte Dela jetzt erst Glut und Leben von ihm ausgehen. Was ihre leibhaftige Wärme nicht vermocht, hatte der Klang eines Namens ihm entrissen.

"Gehen wir", murmelte er. "Nun sahen Sie ihn also. Sieht er aus wie der Glückliche? Denn ist es nicht schön und beglückend, wie er immer und immer wieder sich selbst verschenken zu können und dabei doch stets ungeschmälert sich selbst zu gehören? sich ohne Ende den Menschen hinzugeben und dabei immer allein und ein Ganzes für sich zu bleiben?"

"Er ist nicht glücklich", sagte Dela beklommen.

"Das ist wohl möglich", sagte der Mann weiter, aber fast zu sich selbst. "Ich kenne sein Leben nicht. Aber vielleicht hat er das Schicksal manch anderer: man erkämpft sich seine Bestimmung so schwer, daß man in Erinnerung an seine Kämpfe niemals mehr des Glückes der endlich erfüllten froh werden kann. Die Fähigkeit zum Glückseligsein hält diesem

Kampf nicht stand. Ich glaube wohl: wenn endlich wir das Glück erreichen, sind wir kraftlos, es zu genießen."

"Wünsche nach dem Unmöglichen, glaube ich, bewegen Sie."

"Warum meine Wünsche aufs Mögliche beschränken, da ich nicht auf ihre Erfüllung rechne? Aber die Widerstände liegen nie in uns, immer in anderen, denen wir nach Naturrechten verfallen sind."

"Mir ist, als wären Sie einer Mutter Schmerzenskind."

"Gewesen – – sie starb, als ich ein Kind war. Wir wissen es immer zu spät. – Der Sarg gleitet hinab. Mama, ruft man, Mama! ... so ruft man sie zum letztenmal, nun scheidet das schönste Wort aus unserer Sprache, unsere Rede verarmt um den Anruf der einzig wahren Liebe."

"Der einzig wahren – ?"

"Alle andere ist begehrlisch und eigensüchtig."

"Aber sie hält Tausende im einzig wahren Glück – sagt man – zusammen."

"Nicht Liebe hält uns zusammen, nicht Güte, nicht Freundschaft, keine seelischen Beziehungen. Es ist einfach die Angst vor der Einsamkeit, die rein tierische Sehnsucht nach der Nähe von Genossen, die natürliche niedrige Sehnsucht der lebenden Kreatur, die das Vieh in Herden, das Wild in Rudeln zusammenhält. Aus schmachlichem Unvermögen zur Einsamkeit sucht man das gemeine Glück der Körperwärme eines andern. Gemeinsamkeit heißt es und ist doch nur ein verächtlicher Selbstbetrug über die Einsamkeit."

Dela ging neben ihm, den Kopf gesenkt. Sie träumte wohl, daß ein Mensch neben ihr ging. Denn war nicht sie selbst es, die da sprach, die heute laut redete, was sonst nur wortlos ihre Seele bewegte? Sollte es in Wahrheit einen Menschen geben, dem sie so von Urbeginn an verbunden war, daß sie, von dieser Stunde an seine Seite getrieben, als stets vertraut gewesen mit ihm weiterwandern konnte? Nichts gab es, was sie einander zu gestehen hatten. Sie fühlte sein Leben von je in ihrem, und er sprach ihre Gedanken aus. Es war kein Augenblick ihrer Existenz, da sie getrennt gewesen waren.

"Sie glauben nicht an Freundschaft", sagte sie lächelnd, da sie die Antwort wußte.

"Ich habe keine", sagte er und sprach ihre Worte aus. "Ich habe keine Freunde. Und Frauen? Immer steht das Geschlecht dazwischen."

Entweder ist es die Ursache völliger Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit oder es ist der Trieb zum Kampf Leib an Leib, das heißt: Haß. Liebe sagen die Ängstlichen."

Und das, fuhr Dela in Gedanken fort, das was zwei für einander bestimmte Menschen verbindet, das ist etwas über Begriffe und Worte hinaus. Du guter Freund –

Aber kaum hatte neues und erstes Glück ihr Herz erwärmt, kam der Unglaube und schüttelte sie.

Ich träume so dahin, dachte sie angstvoll. Ist er denn da? Und ohne aus ihrer Kapuze hinüberzusehen, hob sie ein wenig die Hand und tastete hinüber; da fand sie bald einen feuchten Mantel. Ja, da geht einer, dachte sie schnell weiter, aber was sagt er? Vielleicht ist er stumm, und ich habe mich hineingedacht. Dieser Abend, diese Menschen haben mich verstört. Niemand denkt noch an mich, alle haben nur zu sich geredet. Wie ich es ja auch immer tat. Warum sollen sie besser sein? Keiner strebte aus sich zu mir. Jeder war sein eigener Hörer.

Laut rief sie: "Das waren Bekenntnisse, mein Herr, nicht wahr? Aber galten sie mir? Sie wissen nicht einmal, wem Sie vertrauten. Sie sahen den Menschen noch nicht, zu dem Sie sprachen, Sie hörten seinen Namen noch nicht, den Sie zum Freunde Ihres Lebens machten! Nun sagen Sie: haben Sie zu mir geredet? War ich überhaupt da? Sie haben allein zu sich gesprochen. Ich war nicht mehr als die Luft, in die Sie schrien."

"Ist das nicht viel?" fragte er, aber sah sie nicht an. – Immer weiter gingen sie durch die Wolke, eilten nun, wie getrieben, von Scham verfolgt.

"Aber ich war mehr als Luft. Es ist nicht verklungen. Sie haben sich an einen Menschen verraten! Sie sind nicht mehr allein. Ihre Einsamkeit ist zerstört."

Dela Gard fühlte sich verloren, sie kannte sich selbst nicht mehr, sie riet es nicht ... Was schrie aus ihr? was brach da aus? Aber mitten in der grauen Wolke, durch die sie eilten, entrückt der Erde, erfüllte sie ein heiß strömendes Glück, sie fühlte sich Mensch, ein im Innern wild bewegter, zerrissener, widerspruchsvoller Mensch! Ein Mensch, der schrie und flüsterte, schluchzte und höhnte, der liebte und Haß redete, Anbetung in Spott verkehrte, Güte als Härte spendete. Welche Seligkeit, Frieden wie

Dela Gard oder Kunst & Leben in Berlin

einen schweren Mantel abwerfen, Gleichmut wie ein enges Kleid niedergleiten lassen, Unantastbarkeit wie ein rauhes Hemd abstreifen zu können! Nackt, preisgegeben kalten und heißen Winden, allen Berührungen der Welt, allen Vergewaltigungen des Lebens, stand sie da. Alle Wetter sollten um sie niedergehen, alle Stürme sie schütteln, alle Schauer wollte sie erleben! Angst und Grauen mochten sie überfallen, Hoffnung heben und Enttäuschung stürzen, keine Woge sollte an ihr vorüberfluten, jede sie mit sich führen ins Ungewisse und die nächste sie zurücktragen, daß alle Geschicke tausendfach und immer neu sich wiederholten! So war der Rausch des Lebens über ihr.

O brausendes Leben, dachte sie dann, o Gewalt, o strömende Kraft, es ist es Menschen Bestimmung, sich hinzugeben, zu suchen, zu sehnen, nicht zu handeln. Ihm ist nur bestimmt, nach höherer Wahl zu dulden und zu genießen. Seine Tat ist immer nur ein Akt der Verzweiflung, der Auflehnung, der Verneinung. Uns kommt es zu, zu erwarten.



Kurfürstendamm um 1910

<https://www.stadtbild-deutschland.org/forum/index.php?thread/260-berlin-in-alten-bildern-galerie/&pageNo=23>

Sie waren die Allee hinabgegangen. Schon standen die Häuser seltener, zwischen ihnen schienen sich rauchende Fluten zu dehnen. Kein Räderrollen klang in der genauen undurchsichtigen Nacht auf. Wenn ein Mensch vorbeikam, schien nur ein lautloser Schatten vorüberzugleiten. Glanzlose Klumpen Metall, hingen die Laternen an unsichtbaren Schnüren im wallenden Nebel.

Michael Munk war stehengeblieben. "Hierher", sagte er, "sollten Sie in die Dämmerung gehen. Dann sieht man am Rand der aufgewühlten Felder schattenhaft die Reihen der neuen Häuser. Türme, Kuppeln, Gerüste, Schornsteine, blau verschwimmend im abendlichen Rauch. Und dieser Rauch erscheint einem wie der Atem der Stadt, wie giftige Wärme, die aus ihren Poren strömt und in der kalten Luft zum Nebel sich verdichtet. Erst dahinter steht das schmutzige Rot des Himmels. Wenn es dunkler wird, der Himmel hell bleibt, aber die Nacht aus der Erde steigt, verzerrt sich die Silhouette der Stadt. Ein Turm wächst ins Ungemessene, ringelt sich; eine Kuppel schwillt wie ein Riesenleib, Dächer bedecken sich mit Geschwüren und Blasen, Schloten schießen ins Kraut. Das ist die Wahrheit, die aus dem Schlaf der Stadt spricht. Die Nacht zieht die Maske des Tages fort. Diese schwarze, zerrissene Silhouette hat einen Saum kleiner Lichter. Dort beginnen Höhlen, die in Dunkel führen, himmelhohe Gassen, in Felsen geschlagen, sie verbreitern sich, künstliches Licht übergießt sie, schwemmt alle Gespenster fort. Menschen sind wie Nachtgevägel, wälzen sich mit schlaffen Flügeln aneinander vorbei, geraten in Kampf, taumeln in eine Versenkung. Ausschlag überzieht die Häuser, Erker und Balkons sind giftgefüllte Geschwüre, Figuren schwanken und Fratzen reißen die Mäuler auf. Haustore öffnen sich, gefräßig die einen, speiend die andern. Menschen sind der Auswurf. Man gerät in den zähen Strom, man arbeitet mit Händen und Füßen. Zu spät! Man wird mitgerissen, schreiend wehrlos, an treibt in der Nacht. – Aber ist es hier, daß Sie stehenbleiben?"

"Nein, aber wenige Schritte. Hier die Straße hinauf."

Stumm gingen sie den Weg zu Ende. Als sie sich Adieu sagten, sahen sie sich zum erstenmal an. Sie standen, der Zeit entrückt, Hand in Hand und starrten einander ins Gesicht. Der Frau war die Kapuze hinabgeglitten. Ihr nasses Haar, in dem glänzende Tropfen hingen, war

wirr und bedeckte ihre linke Schläfe. Sie erschien dem Mann schlank wie ein Mädchen von Rosetti. Aber eine inbrünstige heimliche Sehnsucht schien ihre feinen Formen heraufstreifen zu wollen. Denn sie hatte den dunklen Mantel schon geöffnet und stand in ihm, tief hineingesenkt wie in den dunklen Hintergrund eines Bildes. Aus ihren Augen brach eine neue Flamme, die Flamme des Verlangens nach Üppigkeit, das auch in ihren Formen nach Schwellung drängte.

"Gute Nacht", sagte er leise und ging, den Hut in der Hand.

Aber in ihren Augen blieb lange sein Bild: ein großer hagerer Mensch mit schmalen weißen Gesicht, darin die Augen, im Schatten der Stirn, wie dunkle grundlose Löcher lagen. Zwischen den eingefallenen Wangen stand ein breiter Mund, voll, weich, seltsam über dem harten gespaltenen Kinn. Wie leer von Anmut, Güte oder Schönheit war dieses Antlitz!

Dela Gard schlief ein wie erschlagen von ihren Gedanken. Aber am Ende der Nacht – das leibhaftige Grauen, stand schon der Morgenehbel im Fenster – erwachte sie gleichsam von einem warmen Wind, der über ihren Leib strich. Sie setzte sich müde auf und lauschte ... Ihr schien, als hätte ein großer, leichter Vogel sich von ihr gehoben, dessen Flügelrauschen nun mit der fliehenden Nacht verklang.

MICHAEL MUNK GING ÜBER DIE KORNELIUSBRÜCKE, sie hing über dem nebelgefüllten Kanalbett leicht und schwebend. Es fiel feucht von den kahlen Bäumen. Aus den Vorgärten stieg Dampf und verbarg die Häuer. Er war in dieser Nachtstunde der einzige Mensch weit und breit, seine eigenen Schritte schienen ihn zu verfolgen. Die Wolke, dicht wie graue Watte, schien sich vor der Wärme seines Körpers zu teilen.

Ihm war's, als dränge oben noch ein Licht aus seinem Haus in den Nebel. Oder es konnte schon der Lichtfunken des Tages sei, der in die Nacht hineinfuhr. Aber als er oben öffnete, saß wirklich noch Edgar, der Diener, bei einer niedergebrannten Kerze im Korridor und sah seinem jungen Herrn mit wachen, glänzenden Augen entgegen.

"Sie schlafen nicht, Edgar?"

"Der gnädige Herr kam auch erst vor einer Stunde oder nicht viel mehr, und ich sollte dem jungen Herrn sagen, daß er noch erwartet werde."

"Von meinem Vater?"

"Der gnädige Herr ist im Arbeitszimmer, und ich hörte den Schlüssel umdrehen. Ich mußte alle Flammen anstecken. Der gnädige Herr hat sich noch nicht umgezogen. Aber der junge Herr ist naß geworden."

"Kaum."

"Darf ich eine Jacke herüberholen?"

"Erst will ich zu meinem Vater. Gehen Sie schlafen, Edgar. Sie stehen früh auf."

"Es lohnt nicht mehr hinzulegen."

"Aber Sie muten sich zuviel zu."

Die Augen des jungen Edgar glänzten, sein gescheiteltes Haar glänzte, sein kleiner Mund unter zwei goldenen Flöckchen Bart glänzte. "Ich habe Kräfte, junger Herr. Ich möchte warten, ob der junge Herr noch etwas brauchen. Ein Glas Tee?"

"Sie haben einen erlesenen Gedanken, Edgar. Nehmen Sie den kleinen Kessel, stellen Sie ihn in meine Stube und zünden Sie an. Ich werde gewiß bald drüben sein." Er trat an den Spiegel, Edgar hob schnell das Licht hinter ihm hoch.

"Ein Asket mit einem Bacchantenmund", murmelte Michael und strich sich das Haar aus der steilen Stirn, die wie ein weißer Felsvorsprung abschüssig über den Augen lag.

Edgar ließ das Licht sinken. Mit einem Schlag wurde es grabdunkel. Michael wandte sich um. Aber der junge Diener ging schon voran und leuchtete. Durch die untere Ritze einer Tür drang Licht. Michael klopfte.

"Michael?"

"Ich bin's, Papa."

"Laß Edgar bei Seite treten, wenn er da ist."

Michael wandte sich, Edgar hatte sich schon abgekehrt. Die Tür wurde knapp geöffnet und Michael hineingezogen. Auf dem Tisch, auf Stühlen und Sofas lagen Papiere, Wertpapiere, Hypothekenbriefe, Kuponabschnitte, standen Kassetten mit offenem Geld und fertigen schmalen Rollen.

Der Geldscharank war weit geöffnet. Nur die großen schwarzen Bücher darin waren unberührt.

"Du siehst mich an", sagte der alte Munk und raffte mit zitternden Händen die Papiere zusammen. Seine immer rastlosen Augen waren starr und stumpf vor Leidenschaft. "Du siehst mich an. Ja, ich habe gerechnet. – Ich rechne! – Du träumst! – Träumer, Träumer, du versäumst das Leben! Aus dem schönen Leben, aus dem lebendigen Leben machst du einen toten Traum, unfruchtbaren Traum. Ja! Ja! statt Geld zu häufen, Geld! mir zu helfen, mitzusammeln! – Laß sie draußen heulen und fluchen! Alle hassen das Geld, aber nur solange es beim andern ist. Wir haben es! – Aber der Arme, Michael, der Arme ist schlimmer dran als der Tote, denn er hat die Augen offen. – Ich kenn's, ich! Ich kenne den Hunger der Heulenden draußen. – Der Satte glaubt dem Hungernden nicht. Aber auch ich bin einmal hungrig gewesen, auch ich, du weißt! Ich hab es dir oft erzählt, Michael. Still – wer ist da?"

Er warf sich über den großen Tisch, seine Papiere mit ausgebreiteten Armen deckend. "Nichts – still – keiner – schläft Edgar? Warum wacht er? Niemand hat's befohlen. Ha, Michael, du siehst mich an. Du verachtetest mich. Nicht wahr? – Hör mal, ich habe dieses Geld zusammengebracht, ja! Erst gescharrt, dann kam's geflossen, ich schöpfte, ich habe es aufgeklaut, wo's daneben fiel. Das Geld! – Ja, ich bin sein Knecht, ich weiß, du weißt, sein Unterworfenner. Aber dir, dem es einmal in den Schoß fallen wird, du könntest sein Herr sein, dich könnte es zum König machen – wenn du willst! Du hast nicht darum kriechen müssen, du nicht! Du empfängst es rein, ein Unbeteiligter, ohne Sünde, aus Gnade der Geburt, höre! aus Gnade der Geburt wie ein Prinz die Krone des Vaters. Aber du stehst da, Michael – " Jetzt schrie der Greis, und wieder schien Blut seine Runzeln auszufüllen: "Du stehst da, schlaff, tatenlos, ein verwirrtes Gehirn, von Träumen zerdrückt, und läßt die Königskrone fallen, entsagst dem Reich und entsagst der Macht, der absoluten Macht. Denn es ist mehr als Krone und Reich. Es ist Geld, Mensch, Sohn: Geld! – und die Welt ist verkäuflich, wenn du sie willst. Du kannst Könige stürzen und Throne mit dem Fuß umwerfen und dich einsetzen – wenn du willst. Soll ich frohlocken? Mein Erbe? – Rede! Soll ich auf meinem Gelde tanzen, weil es dir zufällt, Träumerling, dir?"

"Du hast Antonius."

Der Alt fiel schwer in einen Stuhl, sein Kopf sank tief hinab. Er war stumm, nur der Atem stieß den Körper auf und nieder. Die Hände hingen lang hinab, sie zitterten schrecklich. Das grelle Licht der großen Krone vermochte nicht, die dunklen Wände zu erhellen. Aber es füllte den Raum blendend und gleißend.

Michael erschrak vor der Stille, in der nur die Flammen kochten. Mit unermüdlicher Anstrengung schienen sie Licht zu bereiten und auszugießen.

"Du hast Antonius, Papa."

Der Alte sagte, ohne den Kopf zu heben: "Er ist die Frucht des ersten Monats. Ich hatte eine Fremde geheiratet. Wer war mir deine Mutter? Ein Mensch, der mir Geld zutrug, das ich brauchte. Die Ehe war eine Revanche von mir. Ich hatte deine Mutter vor der Hochzeit zweimal gesehen. – Aber du, Michael, kamst sieben Jahre später. Da liebten wir uns. Du kamst aus einer Reise durch Spanien. Du bist ein Sohn Sevillas oder Córdobas. Vor den Mauern einer spanischen Stadt, in Mittagsglut, im Schatten eines Feigenbaums oder im Blätterbett einer Agave empfing dich deine Mutter von mir. Du bist, Sohn, wie du da stehst – " und der Greis hob den Kopf und umströmte den Sohn mit einem Blick unermesslicher Liebe, "du bist die schönste Stunde meines Lebens, die einzig schöne, Sohn."

"Vater – "

Aber keiner rührte sich, nur Michael war es jetzt, der den Kopf sinken ließ.

"Ich habe dich erwartet, Michael, ich will dir ein Geschenk machen."

Michael sah mit bitterem Lächeln über die Kassetten hinweg. Aber noch bitterer war das Lächeln des Vaters. "Das ist es nicht, Michael." Seine Hände beruhigten sich, das Blut verließ sein Gesicht. "Ich weiß genug von deinem Kummer. Du liebst das Geschäft nicht, ha, du hast einen Haß auf Erwerb! du stielst dir das Leben, um malen zu können. Gut! Ich gebe dir ein Jahr Urlaub, Michael – "

"Vater – "

"Du gehst zu dem Maler Gambaro. Morgen. Ich habe mit ihm gesprochen. Du bringst ihm deine Bilder. – Ein Jahr, Michael. Überzeugt

mich von heut über ein Jahr ein Erfolg von dir, Michael, dann gebe ich dir alle Wege frei."

"Ein Erfolg ... "

"Ja! Es ist klein von ihm, sagst du. Was bedeutet ein Erfolg? denkst du. Alles, Sohn, alles bedeutet er. – Ein Jahr ist lang. Ich habe in einem Jahr die ersten Millionen geschaffen, Sohn, aus nichts, aus der Erde gestampft, aus Gedanken geboren, mit einem Gedanken erzwungen. Das ist Schaffen, Sohn! Nicht Wolken malen, wo ihr nie, nie Gott erreichen könnt. Segeln eure Wolken, verwandeln sie sich? Stümper seid ihr, elende Stümper! Ich kann die Welt bewegen! – Aber ich gebe nach. Ich bin alt und also im Unrecht nach der Theorie der Kinder. Aber wehe euch, wehe! auch ihr werdet einmal alt sein! – Ich wiederhole dir: Ein Jahr bist du nichts als Maler. Es hängt von dir ab, es zu bleiben. – Nach meinem Tod ... aber so lange hättest du nicht warten wollen. Ich bin zäh. Michael."

Er stand auf. Er reckte sich über den Tisch mit den Millionen. Er hob die Hand auf, seine Schwurfinger standen fest, ohne ein Beben, in dem grellen Licht, das an ihnen hinabströmte. Die Hand war weiß wie Knochen. "Ich sterbe nie, Michael! Ich bleibe in diesem Geld zurück. Es ist mehr als Geld. Es ist Ich! Ich bin darin, ich lebe weiter in ihm. Es ist meine Mühe, mein Schweiß, meine Sünde, meine Arbeit, mein Gehirn, mein Herz! Auch mein Herz, Michael! Ich habe es geschaffen, nicht genossen. Ich habe mich zu tief nach ihm gebückt, mein Kreuz ist müde, ich kann nicht mehr wie ein König stehen. Ich laß es euch, ich lasse mich darin zurück. Und mich sollt ihr darin zum Genuß werden lassen, ich will in euren Händen lebendig werden und herrschen. Die Zinsen, die es trägt, sind meine Gedanken; die Güter, die es euch schafft, meine Wohltaten; die Millionen, die es weiterheckt, meine Leibesfrüchte! Lasset es nicht brach liegen: ihr tötet mich denn ein zweites Mal!"

Plötzlich wurde es finster im Raum. Es war der Morgen, der ins Fenster graute und das Licht erschreckte.

"Geh", sagte der Alte. "Es wird Tag. Ich erwarte dich heute nicht mehr im Büro. Es ist der neunundzwanzigste Oktober. Dein Gehalt beziehst du unverändert weiter. Es waren dreihundertfünfzig Mark?"

"Ich brauche nicht die Hälfte, Vater."

"Das ist deine Sache. Laß mich allein."

Am Ende des Korridors stand Edgar. In dem fensterlosen Gang war es noch finster, das Licht in der Hand des Dieners warf einen warmen Schein ins Dunkel. Michael folgte ihm. Die Schritte der beiden klangen dumpf auf dem Teppich der Gänge. Sie durchschritten das Speisezimmer mit den Eichenmöbeln, auf denen das Silber leuchtete, den hinteren Korridor, der am Ende in Kreuzesarme auslief. Links lagen die Wirtschaftsräume, rechts Michaels Zimmer und Edgars Kammer. Deren Tür stand auf. Das schmale eiserne Bett war abgedeckt, aber unberührt. Ihm gegenüber hing, mit Reißnägeln an der Wand befestigt, eine zerrissene und sorgfältig wieder zusammengeklebte Zeichnung Michaels: eine Wiese mit Heuschobern, leicht angetuscht. Michael hatte sie fortgeworfen und Edgar sie aufgehoben. Eine kleine Lampe brannte jetzt darunter und beleuchtete sie. Michael blieb an der Tür stehen. "Sie ist schlecht, Edgar. Kommen Sie hinüber, ich schenke Ihnen eine andere. Was haben Sie gelesen?"

Ein offenes Buch, eine getrocknete Narzisse als Lesezeichen, lag neben der Lampe. Michael bückte sich. "Gedichte, Edgar, Gedichte?"

Er las, gebückt über das Buch:

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
Bei den Wurzeln des verwirrenen Lebens,
Andern sind die Stühle gerichtet,
Bei den Sibyllen, den Königinnen,
Und da sitzen sie wie zu Hause,
Leichten Hauptes und leichter Hände.
Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
In die anderen Leben hinüber –

Edgar – seine Hand, die das Licht hielt, zitterte ein wenig – sagte leise:
"Ich kaufte mir das Buch."

"Aber es liegt ja auf meinem Nachttisch, Edgar."

"Ich weiß – "

"Und eine Narzisse – ?"

"Ich erlaubte mir, als der junge Herr im Februar die ersten Narzissen auf seinen Tisch stellte, eine davon zu nehmen."

"Wie fängt es nur an?" sagte Michael, schon wieder in der Tür, und zögerte dort. "*Manche – manche –*"

Edgar sagte ganz leise:

Manche freilich müssen drunten sterben,
Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
Andre wohnen bei dem Steuer droben,
Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.²⁶

"Wer sind Sie?"

"Edgar, junger Herr."

"Wie lange sind Sie bei uns?"

"Am ersten November sind es dreizehn Monate."

"Wo waren Sie früher?"

"Ich diente bei den Husaren. Vorher war ich zu Haus. Wir hatten eine Baumschule."

"Sind Sie zufrieden, Edgar?"

Edgars Augen glänzten. "Wenn der junge Herr zufrieden ist?" Er sah auf das Licht hinab. Seine Wimpern waren lang und aufwärts gebogen; es brach wie ein goldner Schein aus den geschlossenen Lidern.

"Ja, Edgar, ich bin glücklich von heute an. Kommen Sie, ich gebe Ihnen ein Bild."

Er trat in seine Arbeitstube. Die Lampe brannte. Im Teekessel sprudelte das Wasser. Auf dem Tisch, auf weißer Decke, stand ein Korb mit Backwerk und eine Schale Fruchtfleisch. "Gut, Edgar. Sie verwöhnen mich."

"Ich bin für den jungen Herrn da."

Michael nahm ein kleines Bild auf, das erste, das ihm in die Hände fiel. Es war das einzige, das er aus Verona mitgebracht hatte: die einsame verschlossene *Porta Stuppa*, von der Dämmerung überfallen, flehend, zärtlich berührt von den jüngsten Zweigen der umstehenden Bäume. Ein verblauernder Himmel mit dem ersten hellen Stern, durch die

²⁶ Hugo v. Hofmannsthal: *Manche freilich* (Erstdruck in: BLÄTTER FÜR DIE KUNST (Berlin), Dritte Folge, 2. Band, März 1896; Buchveröffentlichung: GEDICHTE, Leipzig 1922)

Dämmerung schimmernd. Er liebte das Bild, aber er gab es schnell hin. Er lächelte. "Kein Wort, Edgar." Und er schloß die Tür hinter ihm.

Dann hob er die Arme. Kein Mensch, kein Wunsch, keine Hoffnung trat in seine Gedanken. Nur Wille und Kraft, Freude und Zuversicht durchströmten ihn wie der heilige Fluß des höchsten Lebens.

In seiner Kammer saß Edgar, das Bild vor sich auf den Knien haltend. Seine kleine Lampe ging aus. Der Nebel drang durch die Fensterfugen. Die Luft wurde feucht und kalt. Draußen erhoben sich der alte Diener und die Köchin. Er hörte Türen gehen und flüsternde Stimmen. Die glänzenden Augen im Bild, in der blauen Dämmerung über dem verschlossenen Tor, sagte er noch einmal vor sich hin:

Manche freilich müssen drunten sterben,
Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
Andre wohnen bei dem Steuer droben,
Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Die Rose

Andreas Gambarara riß den dunklen Brokatvorhang von der Tür fort und starrte in den Nebensaal; aber das Licht aus dem Schüleratelier, das durch die offene Tür zugleich mit dem verworrenen Stimmengemurmel drang, blendete ihn nach der Dunkelheit seines Zimmers.

Dela Gard lehnte am Käfig der beiden schlafenden Adler. Sie war müde nach dem Nachmittag anstrengender Arbeit. Sie kam, zu diesen Stunden des Abendakts, geradenwegs vom Büro ins Atelier und war so zerschlagen, hatte so schlaffe und entkräftete Finger, daß sie vorerst nie die Kohle zu halten vermochte. Dann fürchtete sie den lärmenden Kreis der jungen Leute und erholte sich erst gern an diesem Käfig, aus dem die Ausdünstung der Vögel wild und herb strömte. Der Himmel, blaß vom aufgehenden Mond, erhellte nur das große Fenster. Die eiserne Balustade stand wie aus Pappe geschnitten auf dem bleichblauen Hintergrund.

Plötzlich flammten knatternd und zuckend die Bogenlampen auf. Die Vögel erschrakten – immer wieder aufs neue. Sie schlugen die Augen auf, gelbe runde Augen; Glanz und Spannung waren darin erloschen; tief gleichgültig empfindungslos, ins Entsagen gefügt, wandten sie den Blick nicht mehr in die begrenzte Ferne. Sie starrten müde und bewegungslos auf das Mädchen am Gitter. *Dante* blieb auf seiner Stange sitzen, aber *Tasso* schob sich schwer an die Stäbe heran, den wohlthuenden Fingern entgegen.

"Da sind Sie, Signorina! Wollen Sie zu mir kommen? Ich will Ihnen etwas zeigen."

Er hob den Vorhang über ihr, als sie die Schwelle überschritt. Sie sah sich um, da er ihr nicht folgte. Noch immer stand er in der Tür, den Arm gehoben, den schweren dunklen Stoff, aus dem blinde goldne Ornamente glänzten, in der Faust.

"Ja", sagte er, ließ den Vorhang fallen und trat in das Atelier. Mit einer großen Gebärde: "Sehen Sie."

Auf Stühlen und Staffeleien, an die Wand gelehnt, standen neue, fremde, seltsame Bilder. Bilder einer Stadt, dämonisch verzerrte, ins Furchtbare gewandelte, grausig erschreckende Bilder. Straßen die sich in die Hölle dehnten; Plätze, unheimlich wie leer gekehrte Friedhöfe; Gassen, über deren stillem Schacht ein entstellter Mond grinste; ein Fluß, in dessen tückisch dunklem Wasser die stillen Uferlichter ihre gräßliche Fratze fanden; halb ausgebaute Wege mit Gerüsten und Waldresten, deren Verlassenheit von allen Lastern schauderte. Und über diesen Offenbarungen eines Stadtgeheimnisses standen Himmel von reinsten Schönheit, standen da oben ohne Zusammenhang mit der Verworfenheit der Erde, Verkünder einer schönsten und klarsten Welt, Übergossen von Farben, die Trost und Glück bedeuteten. – Andere Bilder zeigten die äußeren Ränder der Stadt. Da hatte ihr giftiger Atem Wälder und Wiesen verbrannt, trochener Sand, Schmutz, Abfallhügel, Morastlachen dehnten sich in graue Weite. Schwarze Mauern, grell gefleckte Giebel, triumphierende, rauchende Schlote stiegen sieghaft aus dem unfruchtbaren Boden. Aus einem dunklen Gewölbe hervor schoß ein Schienenstrang, ein schmaler Bahndamm züngelte ins Land hinaus, eine Schlangenzunge, unnatürlich lang, die nach Beute ausfuhr. – Und dort nichts weiter als Geleise, Geleise aus allen Horizonten, die der dunklen Stadt am Rand der Ebene zuschossen, tausend Ströme, die Unrat und Gift aus der Welt in sie hineinführten, ein Riesennetz, in dessen Mitte diese Stadt, die gefräßige Spinne saß und die ewig zuströmende Beute verschlang.

"Berlin!" sagte Andreas Gambara. "Nein, mehr! die Stadt! Es ist die Potsdamer Straße, sehen Sie, aber sie führt nicht auf ihren Platz zu. Nein, sehen Sie: oder ist er es doch? Dahinten glüht er auf wie die Hölle, wie das flammende Fegefeuer. Die Straße der Sünde²⁷ führt in Satans Reich. Aus der Potsdamer Straße ist der Weg des Lebens geworden. – Sehen Sie hier: der Grunewald. Aber ist er nicht mehr? Ein Gitter ist er aus tausend Stäben, undurchbrechbar. Dahinter der Himmel, ein Strömen von roten und grünen, gelben und violetten Flüssen, die Seligkeit, von der der Mensch verbannt ist. Was ist das hier? Der Alexanderplatz? Tausendmal haben wir ihn begangen. Haben wir ihn je so gesehen? Es ist

²⁷ Die Potsdamer Straße war und ist ein Zentrum des Berliner Straßenstrichs.

der Bauch der Stadt, der Behälter allen Unrats, aller Reste, allen Überflusses, das weise verwirrte, immer lösbare Chaos der Gedärme; Würmer sind die Menschen, kämpfende Bazillen. Sehen Sie nicht, wie diese Haufen Krieg bedeuten? Sahen Sie schon einmal Häuser, die so wie hier Gleichgültigkeit symbolisieren, verhehlte Feindseligkeit, bereit, zusammenzustürzen und zu begraben? Sehen Sie nicht, wie Haß alles aufgebaut hat, wie dieses stolze Brandenburger Tor die Menschen höhnt, wie diese Siegestsäule mit dem goldenen Engel sich vor Lachen krümmt, und wie hier diese schönen Bäume mitten in die Straße gestellt sind, den Menschen Herzweh und Sehnsucht zu bereiten? Hier ist Berlin zum Symbol gemacht, zum Symbol der *Stadt!* – Schauen Sie da in den Himmel, der sich über Menschen und Wegen und Bahnen und Häusern öffnet: unten Ratlosigkeit, ewige Jagd, das Treiben der Verzweiflung; und oben! sehen Sie hinein? da liegt Maria lächelnd auf entrückten Wolken, das Kind spielt auf einer Himmelswiese, auf goldenem Teppich steht die lächelnde heilige Anna, und Gott Vater blickt mit Sonnenaugen aus dem höchsten Purpur; sein Mantel ist eine violette Wolke."

Dela kniete vor einem Stuhl. Dort stieg in kleinem Rahmen schattenhaft eine Häuserreihe hinter aufgewühlten Feldern empor. Türme, Kuppeln, Gerüste und Schornstein, blau verschwimmend im abendlichen Rauch. Und dieser Rauch erschien wie der Atem der Stadt, wie ihre giftige Wärme, die ihr aus den Poren strömte und in der kalten Luft zum Nebel sich verdichtete. Erst dahinter stand, allem entrückt, das schmutzige Rot des Himmels ...

Wo hatte sie dieses Bild schon gesehen, dieses ferne Auftauchen der Stadt, wenn man von Westen sich den Türmen und Kuppeln ihrer neuen Häuser näherte? Waren es ihre Augen gewesen, die vermocht hatten, hinter dieses schöne Geheimnis der Erscheinung zu kommen?

Andreas Gambara stand an einem Tisch und hob einzelne Blätter auf, die er schnell, ja fiebrig heftig umwandte, daß Dela keine der Zeichnungen erfassen konnte. Es waren Wiesen und Bäume, Portale, die sich wie Schlünde öffneten, Türme, die von Kirchen wie Schreie ausgestoßen wurden. Gewaltsam, drohend und unheimlich offenbarte sich da die Erde. Wo ein Mensch stand, war er verkümmert zu niedrigstem Lebewesen, war er ein verlorener, jedem Tritt preisgegebener Wurm oder ein aufgeblasener, ins Verzerrte gesteigertes

Geschöpf, ein Ungeheuer mit leeren Idiotenaugen, gefräßigem Maul, blind zupackenden Klauen und schonungslosem Klumpfuß.

"Seit gestern Mittag," sagte Andreas Gambaro und stützte sich auf den Tisch, "wo ein geschwätziger Dienstmann diese Bilder heraufschleppte, stehe ich da und starre sie an und schüttle den Kopf: Wer ist das? Dela Gard, wer ist das? Er kommt mit neuen Idealen über uns und zertritt ohne Schonung die alten. Da steht seine neue Schönheit, eine kräftige männliche, bittere Schönheit. Wie süß sind wir daneben! Diese Susanna, diese Bathseba, was sind es schwammige, gefällige, niedliche Körperchen! Diese beiden Greise – ich glaubte, sie wären die leibhaftige Geilheit und Begierde – was sind sie zahm und schüchtern! Dieser Mensch da, der hätte sie gemalt! O, er hätte keine Furcht gehabt! Da hätten ihnen die roten Augen aus dem Kopf gehangen, da wäre der Speichel von ihren Lippen getroffen, da wären die Kleider gesprungen unter der geilen Glut der Körper. Dort der freundliche Stier – er würde, gesäumt wie ein Hengst, auf Europa stürzen! Dort, Florenz, klein und lieblich an die Berg geschmiegt – bei ihm würde die Kuppel, wahrer als die Wirklichkeit, bis an den Himmel schwellen und die Berg spalten. Wer ist das, Mädchen, wer ist das? Ein kleiner Name, nicht mehr! Ich erwarte ihn seit vier Wochen, erwarte einen Dilettanten; da kommt gestern seine Karte. Er war krank und kommt erst heut abend. Er schickt seine Bilder voraus. Ganz bescheiden und ruhig. Michael Munk, Michael Munk! Die Kunst beginnt ein neues Jahrhundert!"



Ernst Ludwig Kirchner: Berlin, Rotes Elisabethufer (1912)

Dela schloß die Augen. Es waren nicht nur diese alle Geheimnisse des Lebens verratenden Bilder, denen sie entfliehen wollte.

"Und ich", sprach Andreas Gambaro weiter, "stehe mit leeren Händen da, mit erschlafften Händen. Die allein ihnen neues Leben spenden könnte, versagt mir die Gnade –"

Dela wandte sich zur Tür.

"Dela!" schrie er. "Geh nicht! Du bist es, ja! Da steht meine *Europa*, steht seit einem Jahr, sie hat auf dich gewartet, an dir hängt ihr Leben. Und du gönnst es ihr nicht. Hundert andere schöne Schwestern, Dela, warten auf dich. Ginevra, die tot an die Tür des Geliebten klopft, Beatrice, an der Dante vorübergeht, Francesca, die neben Paolo in der Luft hängt, alle sind uneingelöste Schulden deiner Schönheit. Ich kann sie nicht schaffen ohne dich. Da, sieh, graue Flecke in farbigen Bildern, leere Gräber in bunten Wiesen: du sollst heraussteigen, Dela. Was verlange ich

denn? Deine Schultern, deine Brust, deine Hüfte unter einem Schleier, deine Schenkel, deine unbedeckten Arme! Warum nicht, warum nicht?"

"Nein", murmelte Dela. Sie rang die Hände. Nein, sie vermochte es nicht. Schon seine Blicke auf ihrem Antlitz waren quälender und schmerzender als Hände; sie würden ihren Leib vergewaltigen und schänden. Und war ihr der *Mann* nicht fremd, erschreckend fremd nach der ersten schrankenlosen Hingabe ihrer Seele an seine Männlichkeit? Das plötzliche Hineingerissensein ihrer Einsamkeit zu ihm an jenem nun scheinbar schon so fernen Abend war längst erloschen.

Er stand hart vor ihr. Sein keuchender Atem beruhigte sich. "Dela", sagte er leise. "Wenn du es dem Maler versagst, gönne es dem Liebenden. Ich liebe dich, Dela. Weißt du es nicht?"

Dela ging langsam zurück, bis sie an die Lehne eines Stuhles stieß. Daran hielt sie sich fest. "Nein, Andreas Gambara, nicht Ihr Herz ist es, nicht Ihre Seele, die mich liebt. Nur der Maler liebt mich, das Modell."

"Weib! Weib! du bist hochmütig. Ist es nicht genug, daß der Künstler dich liebt? Kannst du einen größeren Stolz haben, als von dem Maler Andreas Gambara geliebt zu werden? Sein Herz? Was ist sein Herz? Seine Kunst bedeutet ihm alles. Kann dich ein anderer Mann ebenso reich machen, ebenso erhöhen, ebenso krönen und verewigen? Michael Munk – vielleicht wird er einmal größer als ich. Aber was würde er aus dir machen? Ein von Leere und Stumpfsinn aufgeblasenes Geschöpf, einen Kessel voll menschlichem Schmutz, oder er würde dich überhaupt nicht sehen vor den Visionen seiner Phantasie. Du würdest auf dem Pflaster seiner Straßen kriechen, ein Würmchen unter tausenden, sinnloses Glied einer schwarzen Kette. Du würdest gar nicht da sein für ihn. Er hätte Größeres und Wichtigeres zu schaffen als ein Menschenweiblein. Und er wird mich rächen, Michael Munk, wenn du dich mir versagst. Einmal sollst du zu seinen Füßen kriechen, Weib, und ihn um Erhöhung anflehen. Und er wird über dich lachen und den Pinsel nehmen und unter seinen selig offenen Himmel ein welches Blatt malen und sagen: *Da bist du! was mehr? Ich sehe dich nicht. Kleine Vergänglichkeit, ich trachte nach Ewigem.* – Aber ich, ich, Dela, will dich so erhöhen, daß noch in tausend Jahren die Museen der Welt seine Schönheit bewachen. Wo andere deiner spotten, will ich deinen Körper unsterblich machen, unsterblich wie die Venus von Knidos, wie einen Traum von Praxiteles."

Sie starrte ihn aus aufgerissenen Augen an. Was wußte er von Michael Munk, und was ahnte er von den Geheimnissen der Zukunft!

"Ich gehe", sagte sie mit gebrochener hilfloser Stimme. "Ich komme nicht mehr her. Nein, ich bin stolz, Andreas Gambara. Modell und dann fortgeworfen! Denn Sie haben die Kunst und die Kunst hat Sie. Was soll ich Ihnen da sein?"

"Alles, Dela, ach, mehr, als mir je ein Mensch neben der Kunst gewesen ist. Vielleicht ist es nicht viel, Dela, nein. Ich bin wahr zu dir. Aber ich will dich mit meiner Kunst verschmelzen, ich will dich zu meiner Kunst machen, ich will aus meiner Kunst dich mache, nur noch dich. Alles und du sollen eines werden, du selbst ein Kunstwerk, nicht mehr denkbar und möglich ohne mich, du Venus, du Helena, du Heilige, Madonna, du Frühling und Sturm, du Feuer und Blut, du die Welt, die Erde, der Himmel, die Welt, Dela, meine Welt!"

Sie stieß ihn fort, da er ihr nahe kam. Seine Augen flammten, er schrie einen Fluch und packte sie an ihren schmalen Armen. Sie wich mit dem Oberkörper zurück, ihr Mund preßte sich zusammen, sie stöhnte laut. Er tat ihr weh.

Er ließ sie los, daß sie taumelte. Mit geschlossenen Augen legte sie ihre Hände auf die schmerzenden Arme.

"Wie fängt man dich?" sagte er knirschend. Er stand da wie ein schönes wildes Tier, ein von einem Blick gebannter Tiger. "Zärtlichkeit verschlägt nicht, der Brutalität erliegst du seufzend, aber unzerbrochen. Nicht Zucker und nicht Peitsche! Ist's vielleicht Gleichgültigkeit, die dich überwältigt? Ja, aber ich habe Blut, Frau, Blut und Wünsche und Begierde. Ich brauche dich. Ich bin leer, ach so leer, so schrecklich leer, ausgebrannt. Du könntest das Feuer wieder wecken und die Kraft. Du mordest mich!" schrie er, "du mordest Gott in mir! Du verbietest mir zu schaffen. Ich brauche dich dazu. Ich bin fertig ohne dich."

Er warf ein Bild von einem Stuhl und setzte sich hinein. Die hohe Lehne überragte ihn, er saß da, klein und zusammengeduckt, ein alter morscher König, den Kopf auf die Brust gefallen. "Ruf die Karagina!" sagte er und rief dann laut: "Karagina! Die Karagina soll kommen! Sie weiß alles, sie ist eine heilige Arbeiterin, sie soll dir sagen, was du tun mußt. Sie ist eine Priesterin. Du mußt ihr gehorchen."

Durch den Vorhang trat die Karagina in der Malschürze, das Gesicht schmerzlich verzogen, wie in einem Krampf zugespitzt, alles Belebende in die Augen gedrängt, die, den Blick in der Ferne vereinend, angespannt und leidenschaftlich starrten. "Ja," murmelte sie abwesend, "was ist? was soll ich?"

Sie kam, schien es, von weit her. Aber es war nur das Modell gewesen, auf dem der verzweifelt forschende Blick ihrer Augen gelegen hatte. Noch erfüllt von zitternder Inbrunst sah sie leidenschaftlos von einem zum andern, brennend vor Begier, an ihren Karton zurückzukehren und den Umriß und die Formen des Modells zu packen.

Andreas Gambara streckte den Arm nach ihr aus und rief: "Die Karagina soll ihr sagen – sagen, daß sie eine Sünderin ist. Sie soll den Schleier der Europa um ihre Hüften binden, sie soll das Totenhemd der Ginevra anziehen, sie soll den nackten Rücken über der Muschel krümmen, sie soll als Venus aus dem Wasser steigen, bekleidet mit der keuschen Gebärde der Hand. Aber sie will meine Kunst ersticken, sie weigert sich, zu stehen. Sage ihr, sie soll es tun!"

"Bitte, Dela", sagte die Karagina mit rauher Stimme, mühsam, als fiele es ihr schwer zu sprechen. All ihr Lebendiges erlosch vor der Leidenschaft ihres Schauens.

"Sie schämt sich", rief Gambara in den großen Saal hinein, in dem die zwei Modelle klein und bedeutungslos unter leuchtenden Bildern standen. "Sie ist prüde wie eine Philistermadame. Ehe sie das Hemd abstreift, lieber mordet sie mich, Karagina, sie mordet mich!"

"Dela – "

"Sage ihr, daß man kein Mann ist, wenn man eine Frau malt! Sage ihr, daß ich sie nicht sehe, wenn ich sie anschau. Sage ihr, daß der große Künstler keine andere Begierde kennt als die zur Kunst, keine zum Modell. Sage ihr!"

Die Karagina sah ihn an und senkte die Augen vor seinem wilden Blick. Sie antwortete nicht.

"Sage ihr!" schrie er.

"Der große Künstler," rief die Karagina laut, "der große Künstler sieht nur sein Werk, nie das Weib. Dem großen Künstler darf sich keine Frau vesagen, wenn er ihren Leib braucht. Der große Künstler ist kein Mensch

mehr, er hat sich getötet, um seiner Kunst leben zu können. Er ist ein Leichnam unter Wandelnden. Er hat die Triebe aus seinem Fleisch gerottet, damit alle Kraft in seinen Geist steigt. Ein schöpferischer Gott, ein ohnmächtiger Mensch!"

"Sage ihr, daß ich es bin! Daß ich sie nicht berühren werde! Daß mein Sinn nach Arbeit steht, nicht nach Lust! Sage ihr – "

Aber die Karagina hatte den Vorhang aufgehoben und war verschwunden. Statt dessen erklang die Stimme des Dieners Giacomo unten am Fuß der eisernen Wendeltreppe, die in die Wohnung des Meisters hinabführte. "*Signore! Signore!*"

"*Que cè!*" schrie Gambarà.

"*Ecco!*" sagte Giacomo, kam die steile Treppe heraufgesprungen und reichte eine Karte durch das Geländer: MICHAEL MUNK.

Dela, bleich, mit verzogenem Lächeln um den Mund, hob den Vorhang.

"Signorina", sagte Andreas' bittende, weiche, schmeichelnde Stimme. "Gehen Sie an Ihr Reißbrett, Dela. Versuchen Sie's nochmal. Es wird werden. Verzeihen Sie mir. Verzeihen Sie?"

Dela Gard hätte nein gesagt – aber Michael Munk kam die Treppe herauf...

Sie ging nicht in den Aktsaal hinüber. Sie drehte im Mittelraum das Licht wieder aus und kauerte sich auf dem Teppich vor dem Adlerkäfig zusammen. Sie hörte, wie sich die Federn der Vögel aneinander rieben, hörte das Knirschen der Schnäbel, spürte den warmen Dunst wie eine Zärtlichkeit über ihr Gesicht gehen, das vor Erregung kalt war. Was sollte sie tun? Nun war sie ins Leben gerissen, in den Zwiespalt, in die Rastlosigkeit, alles, was sie einmal in einer Stunde des Rausches ersehnt und geliebt hatte. Menschen agierten um sie alle Leidenschaften und Maskeraden des Lebens, aber nicht mehr bloß um sie – sie selbst fühlte sich schon von ringenden Mächten erfüllt, in Masken gesteckt, in den Wirbel gezogen. Wo liebte sie und wo haßte sie? und wie konnte sie diese Gefühle unterscheiden? Was wollte sie und was floh sie? Oder war es nicht vielleicht so, daß sie dem in die Arme lief, wovor sie flüchtete, und von dort weggerissen wurde, wohin sie mit Sehnsucht strebte?

Von nebenan klang das Gelächter der jungen Leute, hochaufspringende Stimmen, unbeschwerte, von nichts gebrochene Stimmen, so schien es ihr. Und ein helles Lachen, das hellste, näherte sich, der Vorhang schien sich vor ihm zu heben, die ausgelassene Suse Himmelreich schob sich in den Saal. Kaum war der Vorhang hinter ihr gefallen, verstummte ihr Lachen jäh. Grenzenloses Schweigen schoß wie Sturmflut rungsam von ihr aus. Dann klang in die Stille hinein ein tief herausgeholt, weit schwingender Seufzer.

"Wer ist da?" schrie Suse und hielt sich die Lippen zu, von Scham überflutet, es könnte sie jemand belauscht haben.

"Ich, Dela – hier, Suse."

"Du?" flüsterte Suse. "Du? Ach, hast du mich gehört? Nun ist's zu spät. Ich mußte seufzen, Dela, so sehr, ich mußte. Alle sind lustig, zu lustig. Ich mußte hinausgehen. Könnte ich einmal weinen, das Herz mir vollweinen."

"Aber warum, Suse?"

Suse kauerte sich neben Dela hin, sie schmiegte sich an sie, machte sich klein und zitterte. "Halt mich ein bißchen warm, Dela – – Ach, du weißt gewiß nicht, wie einsam wir sind .. und wie unglücklich – Wir sind ja alle ratlos, Dela. Was sollen wir tun? Es gibt tausend Fragen und keine Antwort. Wir lieben vieles – oder hassen wir es? Wir tun viel und erreichen wenig. Die Erde ist so groß. Es gibt Bücher, die quälen; Menschen, die man anbetet und verachtet zugleich; Taten, die man tut und verabscheut. Wir sind ein ratloses Geschlecht. Gott ist tot und kein neuer da. Götter leben und offenbaren sich nicht. Wir wissen nicht, was wir lieben. Und wir wissen auch nicht, was wir tun. Ach, Dela, wir müssen uns betäuben. Die eine hängt sich an einen Haken und die andere an einen Mann. Tod ist wohl beides. Und beides eine Tat der Verzweiflung. Der Ratlosigkeit, Dela. Ach, Dela, ich hab solche Angst, solche wahnsinnige Angst – vor dem Leben – ich weiß nicht – Sieh mal, der Himmel da! Der Mond geht auf. Er ist weißblau, wie bläuliche Milch. So muß man ihn malen, den Himmel. Und das schwarze Gitter am Fenster. Wenn wir so an der Erde sitzen, sieht es nicht aus, als begänne nun dort das Nichts? Da stürzt es sich ins Leere hinab, ins Bodenlose. Man braucht sich nur hinüberzuschwingen und fliegt, Dela, fliegt! fliegt! in den Tod geht der Flug. Denke dir – Tod! ... nichts wissen, nicht mehr hilflos sein, nicht mehr ratlos, verlassen, ach, so namenlos verlassen!"

Sie starrte voll Inbrunst auf die niedrige Balustrade vor dem Fenster, daß Dela den Arm um sie schlang und ihre Hand auf die verführten Augen legte. "Sieh nicht hin, kleines dummes Mädchen. Komm, ich halte dich. du brauchst dich nicht zu fürchten."

"Nein, nein, du bist auch schwach. Warum solltest du stärker sein? Dich wird's auch schon mal überkommen wie mich, wie alle. Die Karagina malt, damit sie nichts außer dem Modell und der Leinwand sieht und hört. Ich liebe, damit die Küsse meine Schreie ersticken und fremde Hände meine Ohren zuhalten, denn ich will die Welt nicht hören! und ich schließe die Augen vor Lust, um sie nicht vor Grauen schließen zu müssen. Wir müssen uns mit Gewalt blind und taub machen. Wenn wir sehen und hören, werden wir wahnsinnig. Es reißt uns hin und her, alles ist gleich stark, wir unterliegen keinem und triumphieren irgends," Sie machte sich los und lehnte sich an den Käfig. Es wurde immer heller im Saal vom aufgehenden Mond.

"Sieh mal, unsere Eltern, die sind doch noch friedlich und im Innern zufrieden. Wir, das neue Geschlecht, sind furchtbar zerrissen. Ist unser Jahrhundert denn so viel seltsamer als alle früheren? War denn noch keine Zeit so von neuen Fragen und neuen Wünschen voll wie diese? Ich weiß es nicht, und du weißt es auch nicht. Niemand weiß es. Niemand überhaupt weiß etwas. Alle sind ratlos und suchen einen Rausch. Und niemand – ", schrie sie mit ihrer kleinen Stimme, die schnell verhallte, "niemand darf mich verachten, weil ich den Rausch suche. Daß es die Liebe ist, ist nicht schlechter als Trunk oder die Malleidenschaft der Karagina oder das Mitleid von Regine Verschwender. Denn alle tun alles nicht aus Leidenschaft, oder weil sie müssen oder bloß wollen, sondern alle tun es aus Verzweiflung, um sich zu betäuben, um die Fragen ihres Herzens zu ersticken. – So! Das sind wir! so sieht es in uns aus! Ein Chaos, ach, ein Chaos und kein Stern!"²⁸

Sie fiel erschöpft an Delas Schulter.

"Vielleicht," flüsterte Dela, "vielleicht. Man darf nicht nachdenken, Suse."

²⁸ "Man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können." (Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra, Vorrede)

"Nein, jeden Gedanken ertränken – mit Schnaps oder Männerküssen oder verzweifelter Arbeit. Glaube mir, alles Genie ist heute Verzweiflung. Wenn wir glücklich wären, würden wir es nicht schaffen. Bloß die Verzweifelten suchen Schmerzen und Wehen auf." Sie erhob sich schwer. "Ach, Dela, wenn einmal die Nacht kommt, in der du dich fürchten wirst! Du weißt noch nicht, was Angst ist. Wenn ich damals nicht zum ersten besten Mann gelaufen wäre, ich hätte ins Wasser springen müssen. Was würdest du tun, Dela? Ich glaube, du gingest ins Wasser –"

Es kam keine Antwort aus der Dunkelheit am Käffig. Nur ein Adler stieß einen seltsam klagenden Ruf aus.

Suse stand am Febster und sah hinab. "O komm", flüsterte sie und streckte die Hände nach hinten aus. "Da steht er wieder. Er lauert auf mich. Ich kann ihm nicht entgehen. Er ist immer da. Er liebt mich ja, Dela, er, der Einzige, der mich liebt. Muß ich mich ihm nicht versagen? Ich verspottete ihn, Dela, ich lache ihn aus, ich spiele eine feile Dirne, um ihn vor seiner Liebe zu retten. Aber er – ach, ich müßte vor Scham vergehen, wenn er mich berührte! Er ist so rein, daß er an meine Reinheit glaubt. Er war im Kadettenhaus, Dela, ein Kind von zehn Jahren, und man mußte ihn fortnehmen, weil er zu keusch für ein Zusammenleben war. Er ertrug keinen Scherz, der dem Leib nahe kam. Und mit seiner ganzen Keuschheit liebt er mich, Freundin, mich, die nie mehr Einsame!"

Unten vor dem Haus stand Graf Lutz in der kalten Nacht und startete nach den hellen Fenstern hinauf.

"Suse!" riefen von nebenan die heiteren Stimmen, "Suse!"

"Ja," flüsterte sie, "als ob sie glücklich wären! Alle betrügen sich gegenseitig und spielen sich die Freude vor." Sie ging zum Vorhang, hob ihn auf und schlüpfte hinein. Sofort klang ihr Lachen auf und antwortete am hellsten dem der Freunde. Ihre junge feine Stimme klang, glücklich und leicht wie Vogelsang, über allen andern.

Jetzt erst, als es wieder still um sie wurde, hörte Dela die Stimmen aus Gambaras Atelier.

"Ich liebe keinen Meister völlig," sagte jene Stimme die von allen bisher vernommenen allein Delas Herz zu rühren vermochte, "aber ich liebe an jedem, was er besonders kann."

"Darum sind Sie in keines Manier verfallen, und ich wiederhole: ich weiß nicht, was Sie bei mir für sich lernen können, es sei denn Farbenbehandlung und Aktzeichnen und technische Handfertigkeiten. Und dann sollten Sie Anatomie belegen. Denn Ihre Figuren, wo Sie eine geben, haben wenig oder mangelhaftes Knochengerüst, und was Sie nicht zeichnen könnten, wäre, glaube ich, eine Hand. Aber bedenken Sie noch einmal, ehe Sie zu mir kommen: Sie sind bei allem Können noch jung, ein Samenkorn in meiner Hand. Ein guter Gärtner sät es verständig aus und hegt sein Wachstum. Ein böser, neidisch vielleicht auf die Blüte, steckt es in falschen Boden und es verfault. Haben Sie keine Angst?"

"Nein, Meister! Andreas Gambara ist größer als alles, was nach ihm blühen wird. Er darf auf keinen neidisch sein. Er ist groß. Und wer nicht von seiner Kunst lernt, wird an seinem Menschentum wachsen."

"Menschentum, mein Freund?"

"Es fällt immer zusammen. Wer solchen keuschen Rücken einer Bathseba malt – ", und er wies auf das Bild, wo das Weib des Uria sich in ihrem dämmrigen Garten unter den fallenden Strahl ihres Brunnens beugt – "ist ein edler und großer Mensch."

Die Stille darauf – Dela sah es schier – war ausgefüllt von dem spöttischen Lächeln des Meisters. "Und wenn Sie sich täuschen, mein Herr Munk?"

"So wird es mich nicht enttäuschen, Meister. Denn es genügt, solche Kunst zu schaffen. Das andere ist hinfällig dagegen."

"Bravo, Signore! Wissen Sie, daß ich seit gestern beschämt bin? Sie loben mich, aber ich sehe – ein wenig schmerzlich – von den Krafftausbrüchen Ihres Talents auf meine glatte und beruhigte Schönheit."

"Das allein ist die vollkommene, mein Meister. Sie ist mir noch unendlich fern. Ich wünschte mir nur, sie zu erreichen, wenn auch auf anderem Weg als Sie."

"Dann gilt es, junger Freund und Bruder, vor allem eins. Hören Sie, hier beginnt der Lehrer: Dämmen Sie das Feuer Ihres Wollens. Es gilt, ruhiger zu werden. Malen Sie vorerst nichts mehr, was ein Bild vorstellen soll. Wir werden statt dessen Studien malen, tausend Studien und dann ein Bild. Sie werden mir hundert Straßensilhouetten skizzieren, ehe ich Ihnen erlauben werde, eine davon als Bild auszuführen. Sie werden die großen

Objekte beiseite lassen und das Bescheidenste aufsuchen. Im Bescheidensten steckt schon mehr, als wir bewältigen können. Sie werden mir ein Stückchen Wasserfläche malen, eine Kartoffel, immer wieder eine Kartoffel; wenn es Ihnen lieber ist: Pferdeäpfel. Sie werden hundert Asten zeichnen und noch nicht den Mut finden, die nächste als vollendet und fertig gelten zu lassen. Wenn Sie sich so beruhigt haben, dann werden Sie, von keinem Fieber, von keinem allzufrühen Wollen mehr geschüttelt, zeigen, was Sie in Wahrheit können. Jetzt leidet noch Ihr Strich unter dem arbeitswütigen Zittern Ihrer Hand."

"Vielleicht ist dieses Zittern die Angst, die mich bis jetzt verfolgte. Ich habe heimlich malen müssen, wider den Willen meines Vaters, in einer Bodenkammer versteckt, neben einem Tagesberuf im Bankgeschäft des Vaters. Ich stand um vier Uhr auf und malte bis sieben, um Licht zu haben. Abends zeichnete ich. Ich kam nie in die Welt hinaus, was man so nennt. Zwischen zwei Kohlestrichen lief ich hinab, tat einen Atemzug Luft und Lust und stürzte ans Reißbrett zurück. War ich gezwungen, unter Menschen zu gehen, dann schwindelte mir. Wie wunderbar spricht die Welt zu einem, wenn man so abgetrennt in Kunst und Traum lebt! Wieviel bedarf es nicht, um uns der Wirklichkeit wieder bewußt werden zu lassen!"

"Ich freue mich Ihrer. – Aber das Sie ist mir unbequem, ich pflege meine Schüler *Du* zu nennen – geschweige denn meine Brüder. Dir steht jeder Name und Anruf frei."

"Ich danke", sagte Michael laut.

Nicht leise, dachte die lauschende Dela, und demütig und dankbar, sondern wie einer, dem alles zu Recht gehört, der ein Geschenk empfängt und allein durch die Annahme dankt.

"Komm hinüber, Michael," sagte Andreas Gambarara, "ich will dich zu meinen Schülern führen." –

Dela flog hinüber und senkte den Kopf auf das Reißbrett, als die beiden Männer eintraten.

Auf einer kleinen Estrade, die ein roter Teppich deckte, lag ein dickes aufgetriebenes nacktes Weib, gestützt auf den linken Ellbogen, den rechten Arm auf der gewaltig hinausgetriebenen rechten Hüfte. ein aufgespanntes stumpfschwarzes Tuch ließ den fetten wulstigen Leib

blutlos erscheinen, nur in den Fleischfalten war gelbe und dem roten Teppich antwortende grüne Farbe, rote Falten liefen wie dünne farbige Schnüre um den Hals. An den Knien war das Fleisch bunt, und grell stand dagegen das Fettweiß der dicken Waden.

Die Augen der Karagina fraßen das Modell fast auf und kehrten dann hoffnungslos zum Karton zurück, der vor ihr stand. Sylvester Keleti zeichnete überlegen und leise pfeifend. Suse saß vor ihrem Zeichentisch und schraffierte einen Schatten. Neben Dela stand die schwächliche Regine Verschwender, sie handhabte Öl und Terpentin mit einer Unzahl Pinsel nebst einer verschmierten Palette.

"Nein," sagte sie seufzend, "das übersteigt meine Kräfte. Ich bleibe eben bei meinen Schmetterlingen und Vögeln. Das ist zu kolossal."

Das Modell grunzte befriedigt über dieses Lob. Es lag in der ermüdenden Pose auf dem Ellbogen ruhig wie erstarrt, mit unerschütterter Kraft, ohne in sich zusammenzusinken. Nur die Augen in dem häßlichen roten Gesicht hielt sie geschlossen.

Rechts von Dela stand Bogdan von Rastow. Ihn kostete es jedesmal Überwindung, seinen Blick zu dem auseinandergequollenen Weib aufzuheben.

In seiner Ecke, dicht an den Heizungsrohren, saß ein alter blinder Mann, Friede Janssen, der Marinemaler, seit zwanzig Jahren aus der Welt der Sehenden verbannt. Aber er konnte ohne Terpentingeruch nicht leben. Er saß den ganzen Tag hier, wo von den Malkästen eines halben Dutzends junger Leute die geliebten und berausenden Gerüche ausgingen. Heute saß Doktor Tobias neben ihm, eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen, ohne einen Blick für das Modell.

Friede Janssen war der letzte, vor den Andreas Gambaro den neue Schüler führte.

"Hat er schon gemalt?" fragte der Blinde.

"Ja, viel."

"Gut, Andreas?"

"Besser als wir, Friede."

"Er hat eine wenig gebrauchte Stimme, aber stark und keusch. Sie ist rau, als wehrte sie sich. Wie sieht er aus?"

"Bitte", sagte Michael und bückte sich zu dem Alten hinunter.

Der riß unter dem weißen Gebüsch seiner Brauen die beiden erloschenen Augen auf und sah über den Gebückten hinweg. Aber seine Hände tasteten langsam das Gesicht ab, die abschüssige Stirn, die hageren Wangen, das feste harte Kinn, – wie ein Bildhauer noch einmal liebevoll und mit zitterndem Herzen sein fertiges Gebilde abtastet.

"Stark," sagte der Greis, "stärker als ihr alle. Er hat den großen Willen, dem alles gehorcht. An dieser Stirn bricht sich das Leben und ergibt sich. In diese tiefen Augen geht die ganze Welt hinein. Die weiche Lippe ist die notwendige Menschlichkeit in ihm; mehr braucht es nicht zum Künstler. Sein Kinn trotzt Gott. Er ist häßlich für euch, dieser Mensch! Kinder," rief der Alte und hob die Hand, "Kinder, der Meister ist unter euch!"

Michael Munk sah sich offen lächelnd nach den andern um.

"Bravo!" schrie Keleti "Aber unserer zypressenschlanken Paolina schläft die große Zeh ein. Hüllen wir sie in das Gewand der Tugend." Und er warf der Dame eine weiße Decke zu.

"Olles Schwein", murmelte Frau Pauline Schnapphahn und plumpete weich auf ihren fetten Rücken zurück, deckte sich sorglich zu und wälzte sich dann langsam auf den Bauch, eine Stellung, die sie liebte.

"Nun, zeig es mir nur, mein Kind", sagte Andreas freundlich und zog die Karagina von ihrem Karton fort. "Aber! Kind! was hast du da gemacht! Das war ja schon ganz gut, und nun hast du wieder daran rumgearbeitet und alles verdorben. Was hast du aus dem Arm gemacht!"

"Nein," murmelte die Karagina dumpf, "es war längst nicht gut. Es wird nichts, nichts, nichts!" Und sie schleuderte die Kohle auf den Boden und zertrat sie.

Andreas nahm ruhig von Suses Tisch ein neues Stück und sagte entschieden: "Also wisch mal das fort. Oder gib mal Kreide. So. Schau her, Natascha Dimitriewna. – Natascha, wann wird sie mit Liebe malen statt mit Wut?"

"Darum", rief der Doktor herüber, "sind alle ihre Figuren von Wut und Verzweiflung verzerrt. Denn man malt ja nicht die Natur, wie man sie sieht, sondern wie man sie empfindet."

"Ja," sagte die stille Regine Verschwender, "dann müßte meine Kontur wohl immer etwas Sanftes und Weiches haben, und sie – "

"Kontur!" schrie der blinde Janssen. "Wer redet von Kontur? Wo gibt's die? Die Farben müssen die Form bilden, der Schatten soll die Form ausdrücken, das Licht soll sie zeichnen, nicht die Linie. Wo gibt's Linien?"

"Stimmt!" rief Andreas. "Schon eure Zeichnungen sollen gemalt sein, nicht in Strichen gezogen. Wir zeichnen mit Farben. Und hütet euch vor dem Fehler der Karagina. Sie zeichnet immer mehr als sie sieht. Zutaten verkleinern das Leben. Wie kleinlich, Natascha, ist dieses Bein! Weglassen erhöht! – Ich wird euch Arbeit lehren! Ich werde hinter Paolina ein weißes Tuch aufspannen, dann sollt ihr mir mit Linien kommen! Soll das Fleisch sein, Natascha? Es ist Papier geblieben. Wissen diese Kinder nicht, daß es Licht und Schatten gibt, daß erst und nur diese beiden Mächte Fleisch zu Fleisch, Seide zu Seide, Fell zu Fell machen? – Und, Suse, man beginnt nicht mit dem Kopf, ehe man nicht die Verhältnisse des ganzen Körpers wiedergegeben hat." Der Meister sah auf Suses Zeichnung hinunter. Suse stand auf. Über allen lag angstvolles Schweigen.

"Glaubst du, daß du jetzt auch noch Platz nur für die Kniee hast? Und Angst hat sie! Zeichne doch die Hälfte falsch, wenn sie nur wirkt! Kunst ist Wirkung, Suse. – Dela Gard komme her und sehe zu. Ich mache da mit Kohle etwas wie Spinnweb. Seht ihr? So kommt eine Hüfte hervor und wölbt sich! Suse geht ins Kuperstichkabinett und zeichnet dort mal Dürers *Großes Glück*. Das wird ihr gut tun, wenn's auch unser Ziel nicht ist."

"Delacroix," sagte Bogdan von Rastow hinüber, "Delacroix sagte: Die Kontur ist die Hauptsache in der Malerei. Wenn alle Farben fehlen, ein Bild ist fertig durch Kontur!"

"Willst du Delacroix werden oder Rastow!" schrie Gambaro mit blitzenden Augen. "Was gehen dich die Toten an? Halte dich ans Leben! – Enthülle dich, Paolina! Zeige, wie schön du bist! Ich scherze nicht, Sylvester. Das ist schön!"

Er riß der Frau das Tuch weg. "Es ist Fleisch, das lebt. Es ist Haut, die leuchtet. Seht dieses Grün da, dieses Gelb in der Bauchfalte. Was quillt da an Farben aus der Achselhöhle! Stell dich auf, Paolina. Da ist ein lebender Mensch, ihr Schläfer! Da, seht, alles ist Bewegung, alles ist Licht! Ihr seid Jacken, Hosen und Schürzen. Hier sind Beine, Arme, Brüste! – Lege dich hin, *grossa mia*", sagte er zärtlich und schlug klatschend auf den feisten Leib der Frau. "Du allein lebst hier. Lieg brav. Sieh doch, wieviel

heilige Begier du weckst. Das ist dir noch nicht passiert, ehe ich dich entdeckte."

Frau Pauline bastelte an ihrer bescheidenen Scheitelfrisur, grunzte stolz und nahm ihre Stellung ein.

Andreas Gambaro ging still an Dela Gard vorbei, schüttelte den Kopf bei Regine Verschwender und sagte: "Unsere gute Regine ahnt nicht, daß die Aufgabe der Maleri ist, auf einer ebenen Fläche Plastik darzustellen. Ihre Palette ist wie das entartete und verwischte Gefieder eines Kolibris, oder gibt es noch was Bunteres? Die Farbe, mein Liebling, ist da, um den Stoff wiederzugeben, nicht um ihn bunt zu überziehen. – Aber da ist Bogdan. *Brava!* Ich bitte Fräulein Gard hierher, die überhaupt nichts auf ihrem Papier hat als eine Linie, die auch ein Hügelzug sein kann – aber Bogdan – *brava!* Er benutzt das Modell nur als Idee, die er dann frei gestaltet. Man muß zu stolz sein, sich ganz abhängig von der Natur zu machen. Das Modell kann auch die Vollkommenheit niemals geben, die müßt ihr in euch haben! Wenn ihr euch ans Modell klammert, zieht es euch hinab. Ihr werdet noch acht Tage unsere Paolina zeichnen, dann wird sie nebenan eingesperrt und ihr malt sie aus euren Erinnerungen an sie. Also füllt euch, Freunde, füllt euch! Ich habe ein Modell noch nie anders als hinter meinem Rücken aufgestellt. Nur nicht sich zum Sklaven und Photographen einer fehlerhaften Natur machen. Denn nicht die Kunst, Freunde, die Natur ist das Unvollkommene! Man wirft ihr einen Blick zu, holt sich Anregung, frischt eine Erinnerung auf, sieht an der Vorlage, wie man es nicht machen muß, und malt als Beherrscher aller Dinge und Geschöpfe. In uns sei die Welt, nicht um uns!"

Er setzte sich, jung und heiß, mit großen Gebärden, heiter und frei, auf die Estrade neben das Modell. "Da ist das Weib, ihr jungen Leute. Da habt ihr sie, Eva, die Ewige. Aber kaum ist sie Modell, Dela Gard, so ist das Weib ein abstrakter Begriff und nichts anderes als ein Studienobjekt für Haut und Form. Im Atelier hört der Zwiespalt Mensch – Künstler auf."

"Ein Zwiespalt," warf Michael Munk ein, "über den der ganze Künstler leicht hinwegkommt. Der Vollkünstler leidet kaum unter der Bestimmung und der Askese seines Berufs. Nur der halbe Künstler fühlt seine Seele zum Bürgerlichen hingerissen, zur Simplizität. In der Hochkunst gibt es keine verirrtten Bürger. Und diese kleinen Künstler mögen nur alles Menschenglück auskosten und sich keine Freude versagen! Sie tun es

doch nur der Pose wegen – und ist es auch bloß Märtyrer-Pose vor sich selbst. Nur die einzig großen Künstler haben die Pflicht und das Schicksal, ihr Glück des Einzelnen dem Glück der Menschheit hinzuopfern."

"Und doch", sagte Doktor Tobias, die ausgerauchte Pfeife lässig im Mund, undeutlich von seiner warmen Ecke her, "doch ist für den großen Künstler, den *Vollkünstler*, wie Herr Munk sagt, nichts drückender, hinderlicher und beschämender, als daß er neben seiner Künstlerschaft noch alle Niedrigkeiten des gemeinen Menschen, will sagen des Bürgers, besitzt, alle Begierden des Mannes, diesen irdischen Hunger nach Fleischsättigung. Hunger, der ihn von der Arbeit fort auf die Straße treibt, irgendein Weib aufklauben läßt, an das er seine mit dem Gehirn nicht zu verarbeitende Kraft verschwendet. Nichts ist begreiflicher, als daß ein Künstler die Erstbesten aufliest und mitnimmt, jedes Laster angreift, mit der ekelsten Dirne sich begnügt. Es kommt ihm nur darauf an, seine Ruhe wiederzugewinnen, die Ruhe des Geistes, in die sein Fleisch hineinschreit. Er nimmt sich keine Zeit zu wählen. Nur den Aufruhr stillen! Er tut diese niedrigen Dinge gleichgültig ab, als das unumgänglich Notwendige, als eine weitere schmutzige Verrichtung des Leibes. Er verschwendet keinen Gedanken darauf, keinen Blick, keinen Geschmack, keinen Wunsch. Also begreifet, meine Lieben, daß der reinste Künstler die Stunden der tiefsten fleischlichen Erniedrigung hat!"

"Ja, begreifet!" rief Andreas Gambara begeistert. "Tobias, das ist die Ethik des Künstlers!"

"Pfui!" sagte Bogdan von Rastow, das feine Gesicht gerötet. "Das sind Verwandlungen von zu großen Distanzen. Künstler und Schwein! Niemals geht das zusammen! Aber wozu redet ihr überhaupt? Warum um jeden Preis erklären wollen und entschuldigen und vereinfachen? Müssen es durchaus Formeln sein, Doktor Tobias? Seid Ihr denn so einfach, daß Ihr glaubt, Euer Wesen in eine Formel fassen und darin erschöpfen zu können? Spotten nicht vielmehr der Reichtum und die Komplikationen des Menschen aller Gesetze und Definitionen? Überraschen nicht immer neue Verwandlung unsere innerlichsten Wünsche, immer neue Widersprüche unseres Handelns unsere ganze vortreffliche Menschenkenntnis, unser stolzes Wissen um uns selbst? Es gibt nur ein Gesetz über euch: lebet!"

Sylvester Keleti turnte auf seinem Stuhl und sang:

"Ich kenne einen Mann, der ehelicht
Nur solche Frauen, die er selbst verbricht
Mit Leinwand, mit Schatten und mit Licht."

Da trat die Karagina vor und sagte: "Er ist der einzige von euch, der die Gnade der Kunst verdient. Er liebt nur, was er schafft, was in ihm ist, nichts außer sich. Er verschwendet keinen Gedanken an Liebe, an die überflüssige Welt. Er ist mein Bruder Bogdan." Sie hatte Tränen in den Augen; sie rief: "Er verunreinigt seine Hände nicht am Leben, er sitzt – ein heiliger Einseidel – im Tempel seiner Kunst. Er schafft von innen heraus. Verspottet ihn nicht."

Regine Verschwender hatte sich neben Doktor Tobias gestellt, um auf die Karagina hinüberzusehen. "Ja, nicht wahr," sagte sie, "er hat einen heiligen Schein um die Augen! Es ist wie ein Geheimnis um ihn ..."

"Steh auf, Paolina", rief Andreas. "Sie ist ganz zusammengebrochen, die Arme. Zieh dich an, du bist ja ganz violett. Sieh nicht so unglücklich drein."

"Mein Gott," sagte Doktor Tobias, "es steht den Frauen gut, unglücklich zu sein. Und hat unsere Paolina nicht Ursache? Der Leib ist bei ihr ebenso das Beste wie bei allen anderen, und nun soll sie ihn verstecken."

"Das sind", sagte Suse, "Aphorismen aus seinem neuen Buch."

"Buch?" rief Sylvester. "Seit wann schreibt er auch Bücher?"

"Sie kennen sie nicht?" rief Suse. "Nun ja, es sind heilige, schwer zugängliche Werke. Wie sagt mein Freund Voltaire: *Ces poésies sont bien sacrées, car personne n'y touche!*"

"Kröte!" lachte der Doktor. "Ich muß mich rächen, daß es Momente gibt, in denen ihr stärker seid als ich."

Als man hinabging, drückte sich Suse eng an Dela. "Ich gehe nicht nach Haus", sagte sie aufgeregt. "Wenn er dort wartet oder hier unten? Sylvester muß mich ins Café führen. Ach, Dela, immer ist man allein und am einsamsten, wenn man einem andern am nächsten ist. Nie ist man verlassener als im Kuß. Wenn mich die Liebe schüttelt, denk ich immer: Nein, auch das ist es nicht; weiter geht meine Sehnsucht, weiter ... Es muß noch mehr Liebe geben, andere Liebe –"

Dela konnte den Blick Andreas Gambaras nicht loswerden, der flehend, jungenhaft unglücklich ihr gefolgt war. "Morgen früh", hatte sie gesagt.

Ja, sie würde also wie gewohnt hingehen und ihre Blumen malen. Hätte sie es auch getan, wenn Michael Munk nicht gekommen wäre? Ging sie nur hin, weil seine Staffelei neben der ihren stehen würde? Da schritt er vor ihr die Treppe hinab. Oben klappte die Tür, Andreas Gambarara betrat seine einsame große Wohnung. Und sie ging heim zur schlafenden Mutter. Wie vielfältig war das Leben!

Nach wenigen Schritten auf der Straße war Michael Munk neben ihr. Die andern schwatzten vor ihnen. Gelächter scholl über den stillen, schon leeren Platz. Ein kleiner gleißender Mond sah vom Himmel. Kalt, windig war diese letzte Novembernacht. Niemand sah zurück und hinauf, wo Andreas Gambarara aus einem Fenster ihnen nachsah – mit einem höhnischen oder neidischen Lächeln ...

Nur Bogdan von Rastow war mit Friede Janssen abgebogen. Der Blinde wohnte bei ihm oben im neuen Bayrischen Viertel, wo der Junge, ein bis vor einem Jahr ganz Fremder, für ihn mit Güte und ewiger Geduld sorgte.

"Musik!" rief Suse und blieb stehen, sah angestrengt forschend über den Platz, in die finsternen Gebüsche hinein, entdeckte aber niemanden. Die nackten Äste der jungen Bäume schnellten wie Schlangen eines Medusenhauptes durch die Luft; ihre Schatten jagten sich auf dem Boden. Die Rasenfläche zum Brunnen hin lag im Mondlicht wie ein bleicher Wasserspiegel, auf dem die schwarzen Inseln der Beete und die schwärzeren Hügel der Bosketts schwammen.

"Ich hungere nach Musik, nach einem geschminkten Vorgeiger, nach reißenden Violinsaiten!"

"Ja, mein Gott," sagte Regine Verschwender, die allein und zufrieden voranging, "ja, gibt's denn das? Ein geschminkter Vorgeiger? Warum muß er denn geschminkt sein, Suse?"

Andreas sah hoch oben von seinem Fenster die jungen Leute um die Ecke biegen. Die Stimmen verklangen. Wieder stieg die große Stille vom Platz hinauf und schauerte ihn mit Winterkälte an. Erst als er das Fenster schloß, löste sich Graf Lutz, groß und schlank in seinem schwarzen Pelz,

aus der Finsternis eines Gebüsches, sah den davongehenden Menschen nach, wartete, bis Suses Lachen hinstarb, und ging dann über die Brücke in den leergefegten Tiergarten hinüber. Vor ihm lief der Wind, seine unsichtbare Schleppe fegte die letzten welken Blätter raschelnd mit.

Im Café spielten die Ungarn, während ein junger Mensch mit verhaltenden Tränen auf einer leeren Bank unter leeren Bäumen saß, ein schwarzes Wässerlein, den Grund blaß erleuchtet, zu seinen Füßen und erschreckt von jedem Schatten eines Nachttiers und jedem Laut eines bewegten Blattes. Die Ungarn spielten, der geschminkte Vorgeiger warf über seine schluchzende Geige glänzende Blicke nach Frauen aus, die Saiten sprangen mit leisem Knall, die Musik schrie und flehte und rang und raunte, und Suse schrieb, das Herz in Tränen über den geliebten Ungeliebten, ein Zettelchen, legte es unter ein Glas Malaga und schickte beides durch den Kellner an den geschminkten Vorgeiger. "Ich habe die *Arie der Violetta* bestellt", sagte sie.

Der Vorgeiger trank ihr zu, seine Augen glänzten über das Glas.

Geigen und Celli und Hammerklavier begannen schon wieder, eine kurze, selig-angstvolle Pause – dann schrie die erste Geige unter den glänzenden Augen die Melodie in den Saal:

"Jeder Abend soll mich finden,
Wo die Lust sich frei ergießt..."²⁹

²⁹ Giuseppe Verdi: *La Traviata* <https://youtu.be/m7yKFQJEavU>



Bayrischer Platz (W. Titzenthaler, 1909)

TANNENDUFT ZOG DURCH DIE STRASSEN, und leise fallender Schnee beruhigte Hast und Lärm in der Stadt. Die Tage erhellten sich mühsam, zogen verhüllt und hoffungslos schnell vorüber, und erst nachmittags zeigte sich eine rote Sonne, schon tief am Himmel hängend und im Begriff zu verschwinden. Sie ging und hinterließ einen flammenden Schein; über nackte Baumwipfel und Häuserfirste schoß Glut auf und beleuchtete phantastische Wolken. Sie sank in sich zusammen und Gold blieb zurück, ein Rest von Purpur, ein grüner, heiterer Glanz, unter dem der Schnee erbleichte. Wie Leichenfarbe lag er in der lichtlosen Stunde der Dämmerung, wo das Himmelslicht erloschen und die Laternen noch ohne Kraft brannten, lag auf allen Dingen und teilte Angst und Gefühle von Verlassenheit aus.

Aber ein Sonntagmorgen kam, da der Himmel das unwahrscheinliche Blau italienischer Seen trug und wolkenlosen Glanz über die Erde

spannte. Die bereiften Bäume begannen zu funkeln, das Eis auf den Flüssen glitzerte, die Menschen atmeten auf.

Dela Gard, die Wangen rot vom Frost, trat ins Atelier. Nur Suse war da, stand – wie ein junges frisches Kraut in ihrem grünen Kleid – mitten im Blau des Fensters und hatte ihre Staffelei nicht einmal aufgedeckt.

"Nein, ich tue auch nichts", sagte Dela und setzte sich an die Heizung. "Warum kam ich erst? Aber meine Füße gehen schon allein den Weg. Wie schön ist diese Luft, Suse! Farben, Öl, Terpentin, Paolinas Moschusseife, die sie sich neuerdings zugelegt hat, und dein Kirschblütenröchlein, Suse."

"Wie froh du aussiehst, Dela!"

"Die lang entbehrte Sonne, Suse –" Sie sprang auf und trat an den Tisch, auf dem ihre Rosen standen. Tag für Tag hingen da in dem erdfarbenen Krug ein paar *Maréchal-Niel*-Rosen. Sie malte sie längst nicht mehr, aber immer stellte Andreas Gambara sie, täglich erneut, neben ihre Staffelei. Sie nahm sie auf und steckte zwei der großen Blüten in den Gürtel. Ein feiner Duft zog sich zu ihr hinauf; sie nahm die Rosen in ihre Hand, da lagen sie wie kühle, weiche, tote Vögel, schön und traurig.

"Wie er dich liebt, Dela!"

"Liebe?"

"Ja, Dela, Liebe! Er gehört zu den wenigen Männern, für die Hindernisse kein Stachel sind, sondern vielmehr ein Grund, den Kampf nach dem ersten vergeblichen Sturm aufzugeben. Als ich damals seinen ersten Angriff zurückwies, versuchte er – zu stolz und zu gleichgültig – keinen zweiten. So sind die Männer wohl da unten: ein heftiger Sturm! wird er zurückgeschlagen, gehen sie weiter, überdrüssig und an der Eroberung nicht mehr interessiert. Sie verausgaben sich so schnell. Aber daß er bei dir hartnäckig bleibt, daß keine Niederlage ihn abschreckt oder ungeduldig macht, das ist Liebe, Dela."

"Was geht's mich schließlich an! Ist er da, Suse?"

"Michael Munk ist bei ihm. Wie schön, daß er *Micael* sagt, Es paßt besser, es klingt härter und trutziger. Und beides ist Michael. Warum sprecht ihr zwei nie miteinander, Dela?"

"Wozu?"

"Du weichst ihm aus."

"Er merkt es ja nicht."

"Nein, Dela, er merkt es nicht. Es ist ihm wohl alles gleichgültig. Wenn er einen liebt, so ist es der Meister. Aber wir alle bedeuten ihm weniger als diese Staffelei. Denn die Staffelei dient ihm, hilft ihm zur Kunst. Aber wir? Wäre er wenigstens Figurenmaler! Er scheint undurchdringlich abgeschlossen. Könntest du dich in seinen Armen denken?"

Da traten die beiden Männer herein. "Allein, Mädchen?" rief Andreas. "Kommt! Der Himmel ist zu schön! Wir wollen hinaus, im Wald laufen und und dann bei Petronilla wärmen." Er telephonierte in die Garage um sein Automobil, zehn Minuten später fuhren sie dem Kurfürstendamm zu. Es war sonntagsstill, leer auf den Straßen und klar die Luft. Der Wagen hob und senkte sich unter ihnen, sein leidenschaftliches Leben teilte sich den Nerven mit, bei den Kurven faßte sie der Luftdruck, und Suse stieß kleine helle, vergnügte Schreie aus.

"Bald wird unsere Dela aufleben", sagte Andreas. "Ich bestehe darauf, daß sie am ersten Januar ihrem Herrn Weinmeister Adieu sagt und ihrer mörderischen Maschine ein ewig Lebewohl. Es ist ohnehin nur Trotz."

"Und eben darum wird die eigensinnige Dela Gard am Ersten glückstrahlend ihre fünf Mark Zulage in Empfang nehmen und weiterarbeiten doppelt, eifrig. Ich muß, Meister Andreas! Glauben Sie, Mutter und Tanten und beinahe noch der Bruder Baumeister sind sehr glücklich über meine *malende Tätigkeit*, wie Tante Fritze sagt? Mein Leben hängt nun einmal, ein wehrloses Stück Zeug, zwischen diesen Menschen. Wenn ich da das Büro ums Atelier aufgebe – ?!"

"Ich werde mit der Mama Bürgermeiserin sprechen!"

"Bravo!" rief Suse. "Ihre Bestimmung ist, träumerisch und melancholisch zwischen Pinienstämmen zu wandeln."

Michael Munk betrachtete Delas Mund. Blaß, zart und blumenhaft weich, erschien er ihm rührend hilflos und leicht zerstörbar wie eine seltene kostbare Treibhausblüte. Der Frost rötete das Gesicht des Mädchens, aber die Lippen behielten die zarte kränkliche Blässe.

Das Automobil donnerte über die Eisenbahnbrücke von Halensee. Ein verwirrendes Gefunkel und Glänzen, dehnten sich in Sonne und Schnee die Geleise unten ins helle Land hinaus. Weiße Bäumchen flogen vorüber, geschlossene Häuser in verschneiten Vorgärten, rote Dächer schossen wie kleine Flamme vorbei, Fensterglas blitzte, ein kleiner

Seespiegel lag glatt verewigt zwischen kahlen Ufern, Leere Zweige trauerten an den Böschungen, zur erstarrten Flut hinabgebogen.

"Halt!" rief Andreas.

Sie stiegen aus und traten in den Wald, die breite Chaussee führte in verzauberte weiße Welten. Der Schnee knirschte unter den Füßen, flimmerte von schwankenden Zweigen herab, ein Ast krachte. Kein Vogel war laut.

Suse hängt sich an des Meisters Arm. "Wer wagt sich an Michael Munk?" rief sie. "Ich nicht!"



Bahnhof Halensee, Kurfürstendamm mit Eisenbahnüberführung (1900)

So gingen die beiden mit den großen Schritten junger erwartungsvoller Menschen voran. Langsam folgten Michel und Dela.

"Wissen Sie wohl noch, Herr Munk, daß wir eines nachts lange miteinander gegangen sind?"

"O, ich weiß. Es war viel Nebel, grauer weicher Nebel. Ich erinnere mich, wie die Bogenlampen darin hingen – ein Stück stumpfer Glanz."

"Sonst haben Sie nichts behalten, nein? Sie wissen nicht mehr, daß Sie Ihre Seele mir entdeckten?"

"Ich erinnere mich: ich machte Konfessionen. Ich weiß nicht mehr, welcher Art. Ich floß über damals. Ich hatte so lange geschwiegen. Seit dem Sommer. Da hatte ich meinen Bruder Antonius in Florenz besucht. Ich fuhr über Verona und Venedig. Venedig – man spricht es hier im deutschen Wald aus – nein, da ist es weniger als ein Traum. Unmöglich scheint es. Es hat keine Farbe des Lebens. Es spiegelt sich in seinen Fluten wie ein Traum unserer Sehnsucht. Gambarra malt es anders; er sieht überall Leben."

"Um diese Stunde gleiten Gondeln dort – "

"Ja, Gondeln. Am Tag sehen sie recht banal aus. Wirklich! Sie sind ebenso notwendig und charakteristisch für Venedig, wie sie für den nicht sentimental Betrachten banal sind."

"Und in Florenz waren Sie – "

"Sie tragen da im Gürtel die Rose von Florenz – O, sehen Sie, der See! Er ist gefroren. Aber die Fläche ist zu groß und leer. Man dürfte nur einen Streifen davon malen und müßte sofort das Ufer ansteigen lassen. – Wie schwarzblau der Himmel zwischen diesen Stämmen ist – " Er war stehengeblieben, sein langer hagerer Arm mit der knochigen Hand beschrieb einen Rahmen um das Bild. "Sehen Sie den Schnee, Fräulein Gard? Ist er nur gelb? Und die Schatten der Bäume?"

"Sie sehen immer nur Bilder, Herr Munk, nie die Dinge selbst."

"Nein, ich sehe keine Landschaft mehr unbefangen an und die Menschen immer nur auf die Staffage hin: wie verwerte ich es? was läßt sich daraus machen? Diese Fragen sind immer das Primäre und ersticken ein gedankenloses Entzücken und verhindern alle Hingabe. Immer reißt es mich über die Dinge hinweg ... ich weiß das. Ich kenne keinen reinen und rückhaltlosen Genuß mehr. Ich bin ein fühlloses Instrument der Kunst, das mit allen seinen Fähigkeiten ihr allein dient, keine eigene Freude, ja fast keine eigene Existenz mehr kennt. Gelöst von der Kunst, wäre ich verloren, ratlos, hätte keinen Sinn mehr auf der Welt. Ich habe keine eigene Bedeutung mehr, ich bedeute nur noch etwas für die Kunst. O, ich wünsche, ich strebe, ihr etwas zu bedeuten! – Gehen wir weiter."

"Das ist das Leben nicht, Herr Munk."

"Ein künstlerisches Leben, mein Fräulein, ist notwendig auch immer ein künstliches Leben."

"Armer Mensch – "

"Arm!"

"Eure gemalte Sonne wärmt euch nie. Eure gemalten Menschen reichen euch nie eine lebendige Hand. Eure gemalten Blumen duften euch niemals an. Kein Haus auf euren Bildern empfängt euch, aus keinem Fenster folgt euch ein Blick der Liebe. Tot ist alles und tot ihr."

"Nicht tot, Fräulein, nur dem banalen Leben entrückt. Das Werk, an dem wir arbeiten, steht wie eine schützende Mauer um uns. Im Bannkreis dieser Mauer habe nur ich Platz mit meiner Welt, die mir nie wehe tut. Nichts dringt zu ihr, – vielleicht Liebe und Freundschaft, wenn sie sehr stark wären. Sind sie je so stark? Und ist das Werk fertig, dann erst bin ich wehrlos und hilflos, dann friere ich unter eurer Sonne und entbehre die lebendige Hand und den Liebesblick aus dem Fenster. Die Mauer ist geschleift, das Übel der Welt dringt auf mich ein. Die Zeit des Schaffens fällt mir ab wie Siegfrieds Hornhaut, und ich bin verwundbar. Bis ich mich wieder in das Drachenblutbad eines neuen Werkes werfe. Deshalb eile ich von Arbeit zu Arbeit. Nur nichts, was mich hinausreißt! Kein Gefühl, kein Anteil an Liebe oder Jammer, nichts wissen außer mir selbst!"

"Eigensüchtig und grausam."

"Ja, beides."

Aber ihre Stimme hatte es nicht im Zorn gesagt. Er sah auf und fand ihren Blick in heißer Liebe auf sich gerichtet, so groß und voll, daß Wärme und Güte wie eine Woge von neuem Glück über ihn flossen. Sie deckte ihren verräterischen Blick nicht zu. Auch Bewunderung war darin, Stolz und Eitelkeit auf diesen Mann als den Gegenstand ihrer Liebe, namenlose Hingabe ...

Er war es, der fort sah. Er verstand, ganz in sich versunken, das Gefühl eines anderen Menschen nicht. Zu tief strebten seine Empfindungen in ihn selbst zurück, als daß eine Berührung von außen sie so schnell erreichen konnte. Dela aber wußte nicht, daß sie schon voll von Liebe war, daß sie aus ihren Blicken floß, wenn sie ihn trafen.

Sie gingen zwischen den dunklen Wänden des Waldes, über dem der Himmelsstrom floß. Aus Schnee und Eis strömten Kraft und Reinheit. Weit vor ihnen an den Bahngeleisen standen Andreas und Suse. Suse flossen Tränen über das Gesicht. Sie sah in ihr Taschentuch hinein, das sie in zitternder Hand hielt.

"Dela", flüsterte sie, als das Mädchen bei ihr war. "Da, sieh, schon wieder Blut."

Aber Andreas lachte sie aus. "Ihr heißes Blut hat ein Äderchen gesprengt. Nichts weiter. – Wollt ihr denn schon umkehren?"

Er stand, der Älteste, zwischen den jungen bedrückten Menschen wie der Jüngste und Erwartungsvollste. Nur Michael noch sah den Schienenstrang hinab. Ein Brausen zog näher, es schwirrte in allen gespannten Drähten, am geschlossenen Schlagbaum vorbei jagte ein Zug, rasselnd, dröhnend, keuchend, donnernd.

"Nach Berlin!" sagte Andreas. "Alles kehrt wieder zurück. Berlin zieht alles in sich hinein."

Suse sah ihn fast haßerfüllt ab. Unter ihrem heißen Zorn trockneten die Tränen in ihren Augen. "Wie er nach dem Leben ausstarrt", sagte sie und zeigte auf ihn. "Was geht es ihn an, daß ich sterbe! Er kennt Schwäche nicht. Ach, ich will leben, Andreas. Ich muß mich auf dich stützen. Nein, Dela, geh du. Dich weht ja selbst eine Schneeflocke um."

"Nun spielt sie die *Traviata*", sagte Andreas lachend. "Kleines Susekind." Und Suse lächelte auch schon.

Jetzt waren es Michael und Dela, die vorangingen, denselben Weg zurück. Das Blau des Himmels wurde gegen Mittag zu immer inbrünstiger und glänzender. Der Schnee, in allen Farben spielend, stieß funkelnde Tröpfchen aus, überzog sich mit feuchtem Glanz und erhellte sich noch in den letzten Tiefen des Waldes. Über den Weg hinüber und herüber zog die kalte Luft, ein ferner Schlitten klingelte auf.

"Ich glaube," sagte Michael, "ich rede stets nur von mir. Aber verwunderlich, wo ich sonst nichts kenne? Nun will ich von Ihnen hören."

"Wie schlecht steht Ihnen Höflichkeit. Es ist Ihnen so gleichgültig, was ich erlebe. Sie können es ja nicht verwerten, nicht wahr! Und was gibt es wohl von mir zu erzählen? *Sie wurde geboren, kam in die große Stadt und wartete –*"

"Wie töricht! *Wartete* – wir können doch nur auf eigene Taten warten. Was wir nicht schaffen – das andere ist gleichgültig."

"Mann und Weib müssen da wohl anders denken."

Er sah beinahe erstaunt zu ihr hinüber. So erstaunt, daß sie lächeln mußte, so schwer ihr das Herz auch war. "Ja, Herr Munk hat eben noch nie über sich hinaus- und sich in die Seele der Frau hineingedacht."

"Es kam sonst noch nicht für mich in Betracht", sagte er ein wenig verlegen. "Mir war eigentlich die Frau immer nur ... ein körperliches Bedürfnis. Aber es gibt schon über die Frau zu denken, daß ich einer Frau das sagen kann."

"Wissen Sie wirklich, mit wem Sie sprechen?" fragte Dela bitter. "Im Grunde sprechen Sie doch wohl nur zu sich."

"Tun das nicht alle in Wahrheit? Man redet mit Leidenschaft auf einen andern ein, flüstert ihm das Inbrünstigste zu, dabei hört jeder nur sich selbst, und kein Wort erreicht die andere Seele. Wo denn sind zwei sich so nahe, daß ein Weg vom einen zum andern geht?"

"Vielleicht ist der Mann der Frau verschlossen. Aber die Frau empfängt ihn unverlierbar, auch wenn er sie verläßt."

"Unfruchtbare Worte."

"Ja, sie definieren keine Farbenwerte und Schattentöne. – Erzählen Sie mir weiter von Italien. Meine Rosen erinnerten Sie an Florenz?"

"Ja, dort ertrinkt das Land in den grauen Wellen der Oliven, und der Lorbeer duftet bis in die Stadt hinein. Im Mai beginnen die Rosen über die Mauern zu hängen. Diese schweren gelben sind dabei, sie hängen an den Mauern wie sehnsüchtige Mädchen und melancholische Prinzen; sie liegen auf ihren grünen Blättern, zu müde, den Kopf zu heben, oder zu schwer von Leidenschaft und Verlangen. Sie entblättern nicht. Aber will man sie eines Tages aufrichten, löst sich die unerschlossene Blüte vom Kelch und fällt, unverändert schön im Tod wie im Leben, in die bestürzte Hand. Es gibt kein Dasein auf dieser Welt, das schöner und trauriger und keuscher ist. Immer neigen sie sich der Erde, dem Schatten zu, fliehen vor dem Licht. Immer blaß, öffnen sie sich nie. Und ein neugieriger Finger erschließt sie nur, um sie zugleich zu töten. Am schönsten sah ich sie blühen an den Gartenmauern von Böcklins Villa unterhalb Fiesoles und am Kirchhofstor von San Miniato über Florenz. Also sah ich sie also gleichermaßen am Höhepunkt und am Ende des Lebens trauern und dürsten."

"Werden Sie dort einmal ein Haus mit Rosen an den Mauern haben?"

"Nein. – Ich wanderte durch die Berge, ehe ich nach Verona hinabstieg. Ich weiß, man kann Italiens satt werde, aber nie der Berge. Denn sie weiten mit ihrem Ausblick das Herz gleichfalls ins Unendliche. Je mehr sie die Seele füllen, desto größer machen sie sie. Denn das Erhabene macht nicht satt, sondern leidenschaftlicher. – Aber Italien stillt alle Gelüste und erschlaft dann den Satten."

"Lebt darum Andreas Gambara hier?"

"Ja! Die Stadt belebt ihn."

"Auch Sie?"

"Nein. Ich werde sie eines Tages verlassen."

"Wann?"

"Wenn ich sie besiegt habe."

"Besiegt?"

"Ich hasse sie mit grenzenloser Liebe. Ich muß sie bewältigen. Dann – "

"Links hinunter!" rief hinter ihnen Andreas.

"Sehen Sie doch diese reinen Farben! Wäre es möglich, daß der Anblick einer Geliebten mich jemals so entzücken kann wie dieser blaue Himmel über jenem roten Dach, das ein weißes Haus krönt?"

Es war das Haus Andreas Gambaras. Das Automobil wartete schon vor dem Gartentor.

In der Halle, am Fuß der breiten Treppe stand die bronzene *Gefangene*. Ein junges Weib mit gefesselten Füßen am Boden liegend, die gerungenen und zusammengeschnürten Hände der entrissenen Freiheit nachgestreckt, in dem entstellten Gesicht alle Leiden des Menschen.

Dort blieb Dela stehen.

"Petronillas einziges Werk", sagte Andreas. "Sie bildete sie, ließ sie gießen, zerschlug die Form und verbannte ihren Meißel. Sie rührt keinen Ton mehr an. – Sie wäre groß geworden."

Sie fanden Petronilla in einem ebenerdigen Saal, wo sie in einem antiken Sessel, selbst wie eine farbige Statue, zwischen steinernen Menschen saß. Über ihr hob sich der *Psychetorso* empor, gezeugt von Tränen über seine Verstümmelung. Auf dem Postament stand eine Schale mit rosa Primeln. Zwischen den Fenstern entblößte eine *Amazone*

ihre Wunde auf der Brust und lächelte vielwissend über sie hinweg. Ein armloser *Apollo* zeigte mit demselben Gleichmut seine starrenden Armstümpfe; nur dem *Eros von Centocelle* fiel von der vorgeneigten Stirn Schwermut und Sehnsucht über das Antlitz. Aber das Lächeln der anderen erfüllte den Raum mit dem unlösbaren Geheimnis eines ausgestorbenen und immer stumm gebliebenen Geschlechts. Einer schien es zu wissen: der eiserne *Wagenlenker von Delphi*, der zwischen den Türen stand. Die Hand, der die Zügel entglitten waren, schien auf die Lösung zu deuten, die Lösung, die sein Gesicht entsündigte. Der reine Schnitt des Mundes war nicht mehr irdisch, die groß geöffneten Augen, schon erlöst von der Starre des Blicks und alles unlauter Geschauten entsühnt, sahen das Letzte. Aber auch er war verstummt, versteinert als letzte Steigerung des Geheimnisses im Augenblick der Offenbarung. Er sah über Petronilla hinweg. Über sie hinaus deutete sein Finger.

Petronilla rief ihre Dienerinnen. Zwei junge Mädchen in glatten braunen, über den Hüften gegürteten und antikisch anmutenden Gewändern kamen mit Platten und Gläsern. Man ging in das kleine Zimmer mit dem Relief des *Mädchens mit den Tauben*. Der Wein belebte Suse. Dela verschmähte ihn, aber Petronilla sog ihn langsam auf. Sie senkte die Lider über den dunklen Augen. Nun war ihr blasser Gemmenkopf leblos. Er lehnte an der terrakottafarbenen Tapete. Herabgelassene gelbliche Vorhänge dämpften das Winterlicht.

Andreas führte Michael durch das ihm noch unbekanntes Haus. Sie durchschritten die Galerie der Niobiden und erreichten das Atelier, in dem Andreas zu porträtieren pflegte. Das Bild der Königin Mutter von Italien beherrschte eine Wand. In schwarzem Samtkleid stand die Frau, den Kopf dem Himmel entgegengehoben, an der Säule einer Loggia und sah auf Venedigs Lagune hinaus. Ein entglittener und aufgegangener weißer Federfächer lag auf der Schleppe. Andreas ließ die blauen Vorhänge herab. Das grelle Licht verwischte oder entzündete die Farben. Nun leuchteten aus dem Dämmer nur noch blasse Wangen und weiße Nacken, hochgedrückte Brüste, runde Schultern, eine bleiche Stirn, ein glänzender Arm. Und das war Dela Gard, die in langer Reihe unten an der Wand lehnte. Gesehn von allen Seiten, die Augen geschlossen und offen, den Kopf gehoben und tief gesenkt.

"Ich will dich malen, Micael", sagte Andreas nach langem Schweigen. "Ich will es versuchen."

Michael lächelte zu ihm hinüber. "Versuchen – ?"

"Du siehst mich an, Micael", sagte Andreas leise und kam durch den Raum zu dem jungen Mann hinüber. "Du wunderst dich? Aber wisse, nur mein Körper ist stark und jung; meine Kraft innen ist erloschen. Mein Schöpferwille ist verrauchet. Ich stehe da wie ein ausgebrannter Vulkan, unverändert von außen, unverrückt. Aber dennoch – das innere Feuer ist erloschen. Die ganze Majestät ist nur noch ein Mantel. Außen Hermelin, innen Leere, Nichts, das Bodenlose. Ich bin ein königlich angezogenes Rohrgestelle, eine Maske des Lebens, die der Tod sich vorgebunden hat. Reiß sie weg: das Unvermögen grinst dich an!"

"Mein Meister – "

"Der deine nicht, Micael! Du wirst einmal der Größere sein, wie du der Stärkere bist. Dich, dich friert nie!"

Michael umschlang ihn. "Dich friert, Meister?" sagte er innig. "Komm wärme dich. Nimm meine Jugend."

"Du kennst den Ruhm nicht, Micael. Tausend Frauen warf er mir in die Arme, er tat es, nicht die Liebe. Von tausend nicht eine hat mich geliebt. Stolz, der Rausch des Namens, Eitelkeit trieb sie mir zu. Keiner nimmt mich als Menschen. Maler bin ich, Maler, Maler. Wer weiß, daß ich Blut habe wie irgendeiner, das Blut eines ach! so irdischen Volks, Sie tragen mir Anbetung zu, mich verlangt nach Gleichstellung. Ich will einer sein wie alle, nicht anders! Sie sollen mir nicht die Hand küssen, ihren Mund will ich haben. Micael, Micael wir sind so allein!"

"Nichts schöner, Meister."

"Ja, du bist stark. Du bist ganz ausgefüllt. Nichts anderes hat in deinem Herzen Platz. Dich trägt deine Bestimmung,. Aber ich male ja nur aus Zufall, Micael. Es kommt mir von irgendwo. Ich denke nicht darüber nach, ich arbeite nicht; ich nehme den Pinsel, und meine Hand tut alles, fast noch ehe ich es sehe. Mir bleiben viele Gedanken übrig, Micael, viel Zeit die nicht der Kunst gehört. Und was da machen? Was jetzt machen, wo der Zufall der Kunst mich verläßt, wo er sich Jüngeren zuwendet? Nun sollte ich zeigen, was ich kann. Was kann ich aber, wenn Gott nicht will? Ich war doch selbst bloß das Werkzeug irgendeines; er wirft mich weg, keiner hebt mich auf, und ich muß liegen bleiben, Micael!"

Er umarmte den Jungen heftig. Sein ganzer Körper stand in Glut. "Komm, kleiner Bruder, ich will dir etwas sagen. Du bist mein lieber Bruder. Nicht wahr? Nein, auch du liebst mich nicht. Ja, soweit du es vermagst. Ich glaube schon. Ist es wohl viel, Micael? Ach, nein! Aber ich habe dich lieb. Ihr alle kennt Liebe nicht. Unter diesem Himmel gibt es keine. *Amor, ch'a nullo amato amar perdona*³⁰ ... Ich beneide dich nicht, ich bin nicht mißgünstig, Micael – auf dich nicht, Micael. Ich will dich berühmt machen, o, berühmt! *Qui può esser tormento, ma non morte*.³¹ Heut nennst du es noch Wonne, einmal wird dir der Name Qual dafür zu wenig sein. Komm dahin, Micael."

Er zog ihn auf den Teppich hinab. Michael saß steif und fast angstvoll auf dem Boden, Andreas legte den Kopf in seinen Schoß. "Da sieh, Micael, was neben dir steht. Dela Gard, Dela Gard, Dela Gard – – noch nie war einer so jung wie sie. Ach, keiner kennt sie. Feuer schläft in ihr, Leidenschaft, alle Lüste, alle Schmerzen. Wie ist sie Mensch! – Nun muß du zuhören, Micael ... Hörst du?"

"Ja, Andreas." Michael legte seine kalten festen Hände um den Kopf des starken, großen Mannes, der in seinem Schoß lag, und beugte sich zu ihm hinab. "Dich höre ich, Andreas, lieber Bruder. Ich will dir helfen."

"Ich bin leer von Bildern, Micael, entkräftet und erkaltet. Ich brauche die Wärme und die Kraft und den Reichtum eines anderen Wesens. Das Leben ist tief und geheimnisvoll, Micael, und wunderbare Verbindungen und Vereinigungen sind möglich. Ein Geschöpf, das voll und stark ist, muß sich mir opfern, daß ich wieder Vermögen und Wärme gewinne. Kennst du die Geschichte König Davids, der von Kräften gekommen war und nicht warm werden konnte?"

Michael bückte sich noch tiefer und hob den schweren Kopf des Meisters auf. Im blauen Dämmerlicht sahen ihn funkelnde Augen erwartungsvoll an. Er fühlte, wie der große starke Leib bebte. Da glitt er zu ihm hinab, nun kauerten sie zusammen wie Kinder in der Wolke ihrer Wärme und starteten in eine dunkle Ecke, schwer atmend, als löste sich dort das Geheimnis auf. "*Und sie führten ihm Abisag von Sunam zu*", flüsterte Michael.

³⁰ Amor, der keinem Geliebten das Lieben erläßt. (Dante)

³¹ Hier kann es Qual sein, aber nicht der Tod. (Dante)

"So ist es", flüsterte Andreas. Sie beugten sich aneinander, und Andreas flüsterte weiter, nur mit den Lippen sprechend: *"Und wie König David alt und betagt war, konnten alle Kleider und Decken ihn nicht wärmen. Da sprachen seine Knechte, laßt uns dem König eine Jungfrau suchen, die seiner warte und in seinen Armen schlafe und ihn wärme, unsern König. Und sie suchten eine schöne Jungfrau in ganz Israel und fanden sie und brachten sie dem König. Und es war Abisag von Sunam. Und sie war schön und wartete des Königs und diente ihm."*

"Aber der König erkannte sie nicht",³² flüsterte Michael und drückte den Kopf des Meisters zärtlich an sich.

Aber der starke Körper zitterte nicht mehr. Und Andreas sagte: "Und blieb kalt und starb, da er sie nicht mehr erkannte. Aber ich bin stark, Micael, und werde sie erkennen und gewärmt werden." Er stand langsam auf und zog den jungen Freund mit empor. "Micael, wird Abisag gehorchen?"

"Es ist ihre Pflicht! Was gilt ihr Leben, wenn es das deine erhalten kann! Sie geht hin, und hundert andere Gestalten kommen dafür, unvergängliche und schönere. Ihr Glück wiegt deine Kunst nicht auf. Sie ist ein einzelner Mensch, du bist der Besitz aller. – Weißt du, wer sie ist?" Michael wandte sich um und zeigte auf die Köpfe Dela Gards. Aus einem sahen ihn ihre Augen an. War es der Blick, der ihn heute im Wald heiß überflutet hatte?

"Ich liebe sie, Micael. Sie ist so rein, daß alle meine Begierden an ihr zerschellen. Siehst du ihre Schönheit?"

"Nein", murmelte Michael. "Sie rührt mich nicht." Aber es war etwas in ihm, was an den Wörtern zerrte und sie nicht hinauslassen wollte. Nachdenklich lauschte er dem Sinn der Worte nach. Nun hätte er allein sein mögen und abwarten, was Dunkles und Verwirrenes in ihm da aufstieg und ihn erfüllte. Er mußte die Augen schließen und gehorchen. Aber es war nur ein dumpfes Brausen in seinen Ohren.

"Sie wird sich nie freiwillig geben", sagte Andreas leise.

So muß man sie an eine Platte schmieden, hätte Michael sagen wollen. Aber er senkte nur den Kopf und lauschte vergeblich weiter.

³² Bis hierhin nach AT, 1. Könige, 1

"Ich zittere nach ihr", fuhr Andreas fort. "Mich verlangt schon nicht mehr nur nach ihren Bildern, auch schon nach ihrer Liebe. Sie soll mich nicht mehr bloß beleben, ich will auch beglückt sein."

Michael stand vor ihren Bildern. Wie rein war diese Stirn, wie verletzbar der blasse Mund!

"Komm", sagte Andreas.

Drüben saß Dela bei Petronilla.

"Andrea," sagte Petronilla, "ich habe ihr den Skarabäus geschenkt. Er macht den Besitzer unverletzlich, nicht wahr?"

"Du machst dich wehrlos, Petronilla?"

Das Mädchen sah zu den Statuen hinauf, über die das gedämpfte Licht einen Schein trügerischen Lebens warf. "Meine Statuen steigen nicht hinab."

"Träume können sie erwecken", rief Suse. "Träume sind allmächtig."

Sie lag, schon wieder heiter und lächelnd, in einem Sessel und hielt ein Glas roten Weines über sich. Wie Blut lief der Widerschein über ihr Gesicht. "Michael," sagte sie leise, "Sie wollte ich einmal erglühen sehen!"

Alle im Zimmer schwiegen in diesen Augenblick.

Suse flüsterte: "Warum starren Sie Dela Gard an?"

Drüben nahm Andreas eine Laute auf und begann zu klimpern.

"Dieser Wein ist heiß und rot, Michael. Ebenso kalt und weiß sind Sie. Ich möchte dich einmal erglühen sehen!" Ihre Augen loderten von Haß. Sie hielt den Wein über sich wie eine im *Evoë*³³ erstarrte Bacchantin.

Michael sagte, ohne sich ihr zuzuwenden: "Nach einer Stunde Glücks würde ich Sie allein lassen müssen, um meinem Beruf nachzugehen. Mehr Zeit habe ich nicht. Mit dieser Stunde, vielleicht schon in dieser Stunde, würden Sie mich, kaum empfangen, schon wieder und für immer und ganz verlieren. Haben Sie auch den Mut für eine Stunde?"

Noch immer sah er Dela an. Andreas stand vor ihr und sang eine Serenata mit halber Stimme. Petronilla flocht mit einem blauen Faden einen Kranz aus den Primeln der Psyche. "Das sind Ihre Blumen," sagte sie in des Bruders Gesang hinein, "diese zarten, frühlingshaften,

³³ *Evoë Bacchus!* Jubelruf beim antiken Bacchus-Kult

zerbrechlichen Gschöpfe. Ist sie nicht eine weiße Tanagrafigur, Andrea? Sie zerbricht, Andrea, wenn eine rohe Hand sie berührt."

Andreas kokettierte mit seiner schönen Hand auf den Saiten der Mandoline. Dela, belebt unter der Güte der Petronilla, ließ sich das Kränzlein ins Haar drücken.

Plötzlich klirrte es. Aus Suses Händen war das Glas auf den steinernen Boden gefallen und zerschellt. Der Wein lag, wie eine blutige Lache, zu des Mädchens Füßen. "Wie Blut", flüsterte sie. "Mein Blut, das mich verläßt." Sie stand auf, reckte sich und rief laut: "Ich habe den Mut!"

"Wozu?" rief Andreas lachend.

"Zu einer einzigen Stunde Seligkeit!" – –

"Hier", sagte Dela zu Michael, als sie Abschied nahmen. "Nehmen Sie, eine Rose von Florenz." Sie löste sie aus dem Gürtel und reichte sie ihm.

"Danke", murmelte er und sah sie an, wie er sie seit einer Stunde ansah. Mit einem dunklen, forschenden Blick. Die Zerbrechlichkeit ihres Mundes begann ihn zu erschüttern.

MITTEN IN DER NACHT ERWACHTE SUSE VON DER KÄLTE, die ihren Leib anschauerte.

Michael hatte sich aufgerichtet, die Decke war von ihrer Brust geglitten. Er saß da, die Hände um die Knie gefaltet, beleuchtet vom Schneelicht, das aus dem Garten vor den Fenstern drang.

"Woran denkst du, Michael?"

"Ein violetter Morgenhimmel über nassen Wiesen ... Ein violetter Morgenhimmel – – du weinst?"

"Ein Bildgedanke weckt dich in meinen Armen auf, Michael, treibt dich aus meinen Armen – "

"Ich habe es dir gesagt."

"Du verachtetest mich wohl – "

Alles schwieg, nur vom Dach löste sich Schnee und rieselte am Fenster hinab.

"Leg noch einmal deine Hand auf mein Herz. Michael. Hörst du es? Ach, du fühlst es nur, du legst deinen Kopf nicht mehr an meine Brust. Es schlägt wild und laut, Michael. Weil ich, weil ich morgen vielleicht schon

tot bin. Ich habe nicht mehr so lange zu leben wie die anderen, Michael.
Ich habe keine Zeit mehr, auf Liebe zu warten, Michael. Micael – "

"Leb wohl, Suse. Ich gehe nun."

"Ja, ein violetter Morgenhimmel – "

"Gute Nacht."

"Ich liebe dich, Micael."

Aber die Antwort war Schweigen, Schweigen.

Er hatte etwas vergessen. Auf dem Tisch lag die gelbe Rose von
Florenz ...

Andreas

Am Tag vor den drei Königen – in diesem Jahr war es ein Sonntag – fand regelmäßig bei der Frau Bürgermeister Gard eine Trauerversammlung zum Gedächtnis ihres nunmehr vor achtzehn Jahren verstorbenen Mannes statt.

In der fünften Stunde, es war schon dunkel, die Gaskronen brannten im Speisezimmer und Salon, fuhren die Tanten Fritze und Sardine, Malchen mit Lieschen und Lenchen und Harmonia die vier Treppen hinauf. Herr Rotholz wurde von Portier Hasemann wegen drohender Überlastung nicht mitgenommen und stieg die neunundachtzig Stufen hinauf.

"Ja, Ida," sagte Tante Fritze, das Taschentuch halb erhoben in Bereitschaft, "da sind wir. Nu ist wieder ein Jahr um –"

"Ach Gott," schluchzte die Bürgermeisterin auf, "heut sind es achtzehn Jahre –"

Tante Fritze fiel schwer in die Arme der Bürgermeisterin, und beider Tränen flossen zusammen. Tante Sardine beherrschte sich. Lieschen und Lenchen, zur Feier des Tages schwarze Schleifen am Zopfende, grienten. Harmonia nahm würdevoll Cousine Dela in die Arme und Malchen stand noch immer in der Tür und rief: "Emil! Emil!" die Treppe hinab. Es war merkwürdig, wie langsam Herr Rotholz immer diese neunundachtzig Stufen hinaufstieg!

Der Kaffee beruhigte bald alle Gemüter, und die Bürgermeisterin mit ihren Schwägerinnen ließ es dabei bewenden, von Zeit zu Zeit über die Kaffeetassen hinweg einen Blick in den Salon zu werfen, wo eine neue Vergrößerung nach einem alten Bildchen des Verstorbenen hing, von einem grellgelben Immortellenkranz umrahmt.

"Ja, ja," sagte Tante Fritze behaglich während der dritten Tasse, "nu wird's ja hier auch langsam städtisch. Aber – der Moritzplatz ist es man noch lange nicht."

"Aber!" rief Harmonia, die Tante Sardine nachkam und immer hagerer und spitzer wurde, ebenso wie Malchen der Mutter nachgeriet und Fett ansetzte. "Aber! sie haben hier den Grunewald vor der Tür."

"Was, Grunewald!" sagte Tant Sardine. "Wir haben dafür am Moritzplatz Buggenhagen³⁴ mit dem Garten und Mosolf."³⁵

"Und überhaupt Mosolf!" rief Tante Fritze. "Was, Emil? Da geht man den langen Gang lang und dann die Treppe runter und hat Gelegenheit, gleich so'nen Blick in andere Räumlichkeiten zu werfen, und riecht schon die Küche und ob sie Butter nehmen oder Palmin, und plötzlich steht man dann mitten im Grünen und ist bekannt und sagt *guten Abend*, und der Kellner hat schon den Tisch reserviert und sagt: *Drei Dunkle und ein Helles und eine Limonade natürell* – aber die Limonade ist für meine Harmonia, denn Bier ist ihr nicht bekömmlich bis auf Grätzer³⁶, was ihr der Doktor verordnet hat, aber sie mag's nicht, weil es ja so merkwürdig nach Rauch schmeckt –"

"Gott, Emil", reif Malchen. "Was hat er denn? Warum trinkst du denn nicht?"

Herr Rotholz saß mit erstauntem höflichen Lächeln noch immer vor seiner ersten Tasse. Aber nun ermannte er sich und sagte sanft: "O, es ist nichts. Ein bißchen Abspannung, es war die ganze Woche so viel zu tun."

Harmonia fühlte sich verpflichtet, einzugreifen und das Gespräch einem höheren Niveau zuzuführen. "Nun, Dela," fragte sie mit geistreichem Lächeln, "was macht die Kunst?"

"Sie war schon fünf Tage nicht im Atelier", sagte die Bürgermeisterin schnell. "Sie will auch nicht mehr hin."

"Also endlich schickt ihr euch in Anstand", sagte Tante Fritze und sank befriedigt in ihre Fettwogen zurück. "Wie konntet ihr nur! Ein junges Mädchen von zwanzig und geht zu einem Herrn ins Haus und malt."

"Und ich weiß!" rief Tante Sardine aufgeregt, "man malt dort nackte Menschen, Männer und Frauen."

"Akt sagt man", bemerkte Malchen nachlässig. "Es soll dazu gehören, aber ich finde es einfach entsittlichend!"

³⁴ Auf einem ca. 4000 qm großen Gartenhof befanden sich diverse Pavillons und ein Festsaal, in dem neben populären Bockbierfesten und Militärmusik-Konzerten auch Versammlungen der Berliner Arbeiterschaft stattfanden. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Etablissement aufgeteilt ins Kino TAM (Theater am Moritzplatz) und dem Tanzpalast Zillertal. Heutzutage ist auf dem Gelände ein Gebäude des Aufbau-Verlages in Kooperation mit dem MODULOR-Kaufhaus. (Dieter Kramer: KREUZBERG 1968-2013; berlin 2013, s. 178f.)

³⁵ Das Gartenrestaurant Mosolf (Oranienstraße 150) ist bereits im Berliner Baedeker von 1878 gelistet.

³⁶ Grätzer (Grodzisz / Grodziskie) ist eine Weizen-Biersorte, die im Unterschied zu den meisten anderen Weizen- und Weißbieren zu 100 % mit Weizenmalz gebraut wird. Zur Besonderheit dieser Biersorte gehört, daß das Malz mit Eichenholz geräuchert wird, das Bier aber trotzdem eine goldgelbe Farbe hat. (Wikipedia)

Ehe die Bürgermeisterin den Mund aufmachen konnte, rief Harmonia und stand mit verschränkten Armen auf: "Was versteht ihr von Kunst! Der Kunst ist alles heilig. Ich weiß es. Ich bin nicht umsonst selbst Künstlerin. Redet von Fettgänsen, aber lasset Dela und mir die Kunst!" Sie sah sich um und setzte sich majestätisch, legte ihre Hand auf Delas Schulter und schwieg bedeutend.

Tante Fritze, in schrecklichem Zwiespalt, sagte zweifelnd: "Ja, allerdings meine Harmonia –"

Aber Herr Rotholz, ohne aufzusehen, sprach: "Harmonia hat recht. Wir verstehen nichts davon. Das geht euch nichts an. Dela weiß, was sie tut. Lieschen, Lenchen, stopft nicht soviel Kuchen!"

"Gott, meine Kinder!" schrie Malchen. "Du Rabenvater! Gönnt du ihnen nicht, ihren Hunger zu stillen?"

Frau Bibis Eintritt unterbrach die Aufregung. Ihr folgte Onkel Jeremias. "Vor der Tür fange ich die schöne Frau auf", rief er. Sein kahler Kopf funktelte im Gaslicht. Er ging in einer Wolke von beißendem Tabaks- und Biergeruch. "Nun, Schwesterchen, so wehleidig? Und die schönen Tanten und Kusinen! Fräulein Sardine, Ihre Augen haben noch immer jenes rätselhafte *je ne sais quoi*."

Tante Sardine zog ihren kohlrabenschwarzen Scheitel hinab, lächelte mild und flüsterte, vor Glück lispelnd: "Gott, Herr Brausewein, iß bin doch wohl eigentliß über die erste Jugend hinaus. Sie sind so ein Sßäker –"

"Rudolf, Mama?" sagte Bibi, "der ist jetzt nicht einmal Sonntags zu haben. Seit er nun auch noch Kirchenbaumeister gewordn ist und Ihre Majestät schon zweimal in seinem Atelier waren, die Modelle besichtigen –"

"Die Kaiserin persönlich?" fragte Tante Fritze, in Ehrfurcht ersterbend.

"Höchstpersöhnlich, Tante Fritze. Und ich, Bürgermeisterin, komme eigentlich Adieu sagen. Ich fahre morgen nach Nizza."

"Mit Rudolf, Bibi, und so plötzlich?"

"Nein, Mama, nicht mit Rudolf. Er ist etwas nervös, und Alleinsein wird ihm gut tun. Nein, mit den Eltern. Jack und Mademoiselle kommen mit und die Zofe."

"Also reiset ihr mit Dienerschaft", sagte Malchen spitz.

"Gewiß, Liebe", sagte Bibi mit entzückender Gleichgültigkeit.

Das ist das Posensche! dachte Tante Fritze, aber mit unzureichender Genugtuung, da sie es aus verschiedenen Rücksichten nicht laut sagen konnte.

"Wie überraschend", sagte die Bürgermeisterin. "Aber gehen wir doch hinüber."

"Bitte!" rief Onkel Jeremias. "Fräulein Sardine meinen rechten Arm, Fräulein Harmonia meinen linken! Ein dürrer Stock, der noch zwei Rosen trägt."

"Nun", sagte Harmonia und ging groß und hager an des kleinen Herrn Jeremias' Seite in den Salon hinüber. "Was dürr angeht – solange das Herz nicht verdorrt ist ... "

"Nein", rief Onkel Jeremias feurig. "Mein Herz schlägt immer jung für Frauenreize!" Und er warf verzehrende Blicke von links nach rechts. Aber da war nicht viel, was sein Blick vezehren konnte.

"Harmonia", sagte Tante Fritze und sah mütterlich beobachtend hinüber. Denn man konnte nicht wissen, ob nicht Onkel Jeremias endlich ausgetobt hatte und sich nach einer gemütlichen Häuslichkeit sehnte. Wenn es nur nicht Sardine wurde, die unter ihrem unpassend schwarzen Scheitel zärtlich mit den Augen rollte!

"Harmonia, mein Kind, geh, spiele uns etwas vor und singe dann *Ich schnitt es gern* von Schumann. Oder Schubert. Ich weiß nicht, die verwechsle ich immer. Es klingt auch zu ähnlich."

Fräulein Harmonia suchte bereits nach ihrem Zwicker, ohne den sie die Noten nicht mehr erkennen konnte, da gellte die Klingel durch das Haus.

Alle schnellten auf, Tante Sardine stieß einen Schrei aus und griff nach der Hand des allein ruhigen Onkel Jeremias.

"Wer ist da?" sagte die Bürgermeisterin. "Ein Telegramm!" Sie hatte noch nie eins gekommen, aber sie stellte sich vor, daß es als Unglücksbotschaft mit gellendem Läuten ins Haus kam.

"Macht denn Serafine nicht auf? Gewiß ist sie wieder unten bei Elise."

Dela war schon draußen. Sie öffnete, und mit raschem heftigen Schritt trat Andreas Gambaro hinein, verummt in einen hellgrauen Automobilpelz, die Mütze im Nacken, nicht schimmernd blaß wie sonst, sondern weiß wie Kreide und mit flackernden Augen.

"Dela", rief er und ergriff die Hände des Mädchens, das vor ihm zurückwich.

Stille rauschte um sie.

"Das Jahr hat schon fünf Tage, Dela, und du warst noch nicht im Atelier. Willst du nicht mehr kommen? Aber ich kann dich nicht entbehren, weißt du! Komm, Dela, komm – "

Noch immer sprach sie nicht. Da fiel Licht in den Korridor. Malchen spähte durch die Tür, Lieschen und Lenchen drängten nach.

"Gott, – Tante, Mama!" rief Malchen. "Was ist das? Dela! – Besuch?"

Lieschen und Lenchen erschrakten vor dem silberhellen Pelzungefüm und begannen zu heulen. Aber ehe eine Panik entstehen konnte, hatte Andreas seine Mütze zur Erde geworfen, stieß an Malchen vorbei die Tür vollends auf, zog Dela hinter sich her und trat in den Salon. Lieschen und Lenchen verstummten in übergroßer Angst.

"Meister!" rief Bibi entsetzt.

"Gnädige Frau", sagte er und sah sich suchend um. "Haben Sie die Freundlichkeit, mich Ihrer Frau Schwiegermutter vorzustellen?"

"Mama, das ist Andreas Gambara, Delas Lehrer und sonst der weitberühmte Maler. – Aber, Meister, was soll das?"

"Pardon", rief Andreas, riß den Pelz auf und ließ ihn hinter sich niederfallen.

Lieschen und Lenchen, entsetzt über das sich häutende Untier, begannen aufs neue loszubrüllen. Herr Rotholz vergriff sich tätlich an ihnen, Malchen mußte einspringen und ihr Fleisch und Blut vor dem eigenen Vater ins Speisezimmer retten.

Indessen sagte Andreas Gambara, und sein Gesicht wurde langsam wieder weich und warm in aller Blässe: "Eine seltsame Einführung, gnädigste Frau. Halten Sie es einem südlichen Temperament zu gut. Und mehr: einer unwiderstehlichen Leidenschaft. Meine verehrte Frau, ich bin hier, um Ihnen zu sagen, daß ich Dela liebe. Ich bitte Sie, vertrauen Sie mir Ihre Tochter an. Mein Leben ist unvollkommen ohne sie."

Man hörte nicht einmal einen Atemzug. Malchen, um nichts zu versäumen, hielt auf der Schwelle des Speisezimmers ihren Kindern die Mäuler zu.

"Sie kennen mich nicht, werden Sie sagen, gnädige Frau. Ich bin vielleicht kein guter Mensch, aber Dela wird mich dazu machen. Keine Frau wird so geliebt werden wie sie. Genügt Ihnen das? Meine Verhältnisse – " Er zuckte lächelnd die Achseln. "Mein in Papieren

angelegtes Vermögen, das ich in fünfzehn Jahren zurückgelegt habe, bringt mir jährlich gegen dreißigtausend Mark Zinsen. Ungefähr die gleiche Summe, oft aber mehr, verdiene ich im Jahr durch meine Arbeiten. Ich besitze drei hypotheckenfreie Häuser: ein großes Wohnhaus am Lützowplatz, eine Villa am Herthasee im Grunewald und ein Haus von geringem Wert im Quartier San Felice in Venedig, mein Geburtshaus. Es genügt zu mehr als sorgenfreiem Leben. Das ist es, was ich zu sagen habe. Nun warte ich."

Aber die Bürgermeisterin lag mit geschlossenen Augen im Sofa.

"Meister", flüsterte Bibi als Erste. "Ist das alles überlegt? Oder improvisieren Sie es?"

Er sah sie an und legte die Hand aufs Herz. Da er nicht lächelte, hatte die Gebärde etwas Ernstes und Großartiges. Noch immer hielt er Delas Hand. Tante Sardine hatte Onkel Jeremias noch nicht losgelassen und schüttelte den Kopf. Tante Fritze war blaß vor chaotischen Empfindungen. Harmonia stand wie eine Vestalin am Klavier, den Deckel in der Hand. Nun ließ sie ihn fallen. Der Knall erneuerte Lieschens und Lenchens Brüllduett, erweckte aber gleichzeitig die Bürgermeisterin. Sie hob die Hand.

"Mein lieber Herr", sagte sie kaum hörbar, so leise, daß sich Andreas Gambara zu ihr hinabbeugte. "Ich kenne Sie nicht. Aber Dela kennt Sie, und um Dela handelt es sich hier. Ich weiß nicht, wie Sie bereits mit ihr stehen. Ihr Schicksal liegt in ihrer eigenen Hand. Falls Dela Ihre Frau werden will, werde ich Sie gern meinen Sohn nennen. Sie werden aber nur noch eine Mutter finden. – Mein geliebter Mann starb heute vor achtzehn Jahren."

Hier brach sie in Tränen aus. Tante Fritze, die neben ihr auf dem Sofa saß, enthielt sich gleichfalls des Schluchzens nicht. Und ebenso hielt es Tante Sardine mit Rücksicht auf Onkel Jeremias für angebracht, ihre Augen zu bedecken. Nichts macht besseren Eindruck als ein weiches Herz.

Andreas Gambara wandte sich zu Dela herum. Sie war, ihre Hand noch immer in seiner Umklammerung, zurückgewichen und stand mitten auf seinem Pelz.

"Madonna auf der Welle", flüsterte er und trank ihr Bild mit großen glänzenden Augen.

"Das ist es", sagte sie leise. "Immer nur ein Bild. Nie Dela Gard, die Seele."

"Der Weg zu ihr geht durch die Erscheinung, Dela. Laß mich den Weg zu dir betreten, Dela."

Dela fühlte kein Auge auf sich, obschon alle sie anstarrten. Plötzlich lächelte sie. Mit einem Schlag sah sie alles und und wußte sie alles. Es galt nicht, zu sehnen und zu warten und zu hoffen; auf die eigene Tat kam es an. Jetzt stand sie vor ihrem Schicksal.

Laut sagte sie: "Ich werde Ihnen morgen antworten, Andreas Gambara."

"Soll ich mir die Antwort holen, Dela?"

"Ja. – Gute Nacht."

"Begleite mich", flüsterte er. Er raffte seinen Pelz auf, küßte der Bürgermeisterin die beiden eiskalten Hände, lächelte Feu Bibi zu, hob den Arm gegen die andern und zog Dela hinaus. Er schloß die Tür.

"Was wirst du sagen, Dela? Ja? ja? Warum überlegst du noch? Liebe ich dich nicht genug?" Er sah ihre Augen glänzen. Sie sah an ihm vorbei.

"Ich möchte selber lieben wollen ..."

Er ließ ihre Hand los. Durch die Scheiben über der Flurtür kam das wenige Licht. Aus dem Zimmer klangen erregte Stimmen, Er hob seine Mütze auf. "Glaubst du nicht, daß ich es in dir wecken könnte? Du meine Schöpferkraft, ich deine Sinnlichkeit?"

"Gott gnade mir," sagte Dela und sah ihn groß an, "daß ich begehren sollte, wo ich nicht liebe."

"Süße, reine Törrin", flüsterte er ihr ins Ohr.

Zum erstenmal spürte sie seinen heißen Atem über ihr kühles Gesicht streichen. Noch war ihr kein Mann je so bedrückend nahe gewesen. Aber nichts in ihr hob sich ihm entgegen oder drängte sie ihm zu. Sie lächelte ihn an. Seine Augen drohten, sie senkten sich über sie.

"Küsse mich nicht", rief sie erstickt und glitt aus seinen Armen.

"Ich habe dich gefühlt, Dela. Antilope, Europa, Prinzessin von Urbino. Morgen sagst du Ja."

Einen Augenblick lang war es ihr, als müßte sie Ja sagen, wider ihren Willen, Sklavin seines Wunsches.

"Gute Nacht, Dela, jetzt gehörst du mir!"

Der Pelz schleifte hinter ihm die Treppe hinab.

Dela ging zurück, aber in ihre Stube hinein. Morgen – – das war noch weit. Dazwischen lag Nacht und Traum und vielleicht Tod und neues Leben ... Sie sah aus dem Fenster. Wie ging es doch tief hinab! Zum erstenmal schwindelte es ihr. *Was ist das? dachte sie. Verliere ich Festigkeit und Gleichmut? Mir schwindelt vor einer Tiefe, die mich bis heute nie geschreckt hat?* Erschrocken hielt sie sich am Fensterbrett. Unten lag schimmernder frischer Schnee, auf den Gerüsten der Neubauten, auf Dächern. Fern schwamm eine helle Wolke in der Nacht und bedeckte die Stadt dort hinten. Ein roter Hauch lag wie Flaum auf ihr. Und dann sah sie ihre geliebten Sterne, die im Frost zitterten.

Was es auch für Umwege sind, dachte sie, alle führen doch zu euch, und es ist nichts, was nicht in Seiligkeit bei euch oben endet. Mag kommen, was will, es ist in meiner Macht, zu euch aufzusteigen. Dann liegen Glück und Unglück unter mir.

Aber mußte es nicht schön sein, beides erst durchzuleben? Kann nicht auch vielleicht Unglück Wonne in sich tragen?

Dort vom Tisch her dufteten noch die Rosen, die Andreas Gambaro zum Neujahrmorgen geschickt hatte. Ihr Duft quoll aus dem Zimmer wie die Stimme einer dort verborgenen Seele. Dela dachte an eine Rose, die auf einem anderen Tisch verwelken mochte. Die Blume, die sie Michael Munk gegeben und die er bei Suse Himmelreich vergessen hatte. Er hatte nie mehr daran gedacht.

Sie ging hinüber und hörte schon im Speisezimmer die heftigen Stimmen.

"Nein!" rief Tante Ida, "so ein Glück, Ida! Na, ich neide es ihr nicht. Sie wird ja wohl mal meine Harmonica nach Venedig einladen. Da können sie dann vierhändig spielen. Es soll wohl etwas feucht dort sein, aber schließlich geht ja alles mal hin."

Tante Sardine sagte bedeutungsvoll: "Aber er hat sowas Drohendes. Wie alle Italiener. Wenn sie's nur gut bei ihm hat! Weißt du noch, Fritze, wie ich das erstemal den Oberst von Sabo sah und sagte: Du, Fritze, der hat den tückischen Blick! Und acht Tage drauf erzählt die Lina Kruber, die damals bei ihnen wusch, du weißt doch, Ida, die alte Waschfrau, die trägt's nun rum, daß er die Frau geschlagen hat!"

"Ja!" rief Malchen triumphierend. "Und dieser Herr Gambaro – schon allein der Name! – hat auch so einen Tückischen!"

Herr Rotholz, der noch immer abgespannt schien, sah nach, wem denn eigentlich seine beiden Sprößlinge mit solcher Ausdauer und Innigkeit die Zunge durch die Tür hinausstreckten. Er fand Dela an den Ofen gelehnt.

"Dela", sagte er leise. "Hörst du? Laß dich's nicht anfechten. wenn du ihn nur liebst."

"Gewiß, Emil."

Er sah sie unsicher an. "Ich wünsche dir Glück, Dela." Und er streckte seine Hand aus.

Dela rührte sich nicht. "Ich habe noch nicht Ja gesagt. Vielleicht –"

"Vielleicht, Dela – – du liebst einen anderen?" Ein zitternder Schrei war es, ein hoffnungsvoll hoffnungsloser Blick.

"Vielleicht", sagte sie gleichgültig. "Aber möchtest du nicht Lenchen die Nase putzen?"

Sie fühlte sich versucht, zu spielen – mit Herzen, mit Leidenschaften, ein wenig leichtsinnig und selbst unbeteiligt.

Onkel Jeremias sagte drinnen zu Tante Sardine: "Ja, so ein kurzes Hochzeitsnächtchen! So ein dummer Mann geht hin und heiratet eine. Ich bin für ewige Hochzeiten mit wechselnden Partnerinnen."

Sardine, deren sämtliche Hoffnungen mit einem Schlag zusammenfielen, hielt es nun unter ihrer Mädchenwürde, auf die zweideutigen Scherze Onkel Jeremiassens einzugehen. Also sagte, sie, gepanzert mit Unnahbarkeit und der Würde der Tugend: "Mein Herr, Sie vergessen sich. Sie sprechen zu einem Mädchen und sind nicht am Biertisch."

Onkel Jeremias, perplex von dieser plötzlichen Verwandlung, stand auf und sagte: "Ich gehe."

"Onkel!" rief Bibi, "ich komme mit."

Sie machte den Abschied schnell und während Onkel Jeremias nach Hasemann und dem Fahrstuhl schellte, sagte sie, in Delas Armen, draußen auf dem Korridor: "Leb wohl, Kind. Werde glücklich, blasse Prinzessin. Aber wenn du ihn nicht liebst – – prüfe dein Herz, Dela. Es muß so sein, daß es von ihm voll ist. Sonst – – Ja, siehst du, ich reise nun. Ich komme wahrscheinlich nicht wieder, Dela ... Wie das Kind erschrickt!"

Rudolf – ich verstehe ihn – will weiter Karriere machen. Die geborene Friedländer geniert ihn. Und schlimmer als mein Name ist mein Typ. Die Nase, Dela, die Augen, die Fülle. Da hilft kein Goldblond und Tizianrot. Und um mich loszuwerden, beschuldigt er mich all der Dinge, mit denen zu spielen er mir einmal selbst erlaubte. Ob er damals schon diesen Plan hatte? Ich traue's ihm zu. Er ist ein resoluter Mann. Erst brauchte er uns, unser Geld; jetzt hat er's erreicht und läßt uns fallen. Jetzt kommt er allein besser und schneller weiter. Ja, Dela, es ist dein Bruder, verzeih, daß ich so von ihm spreche. Aber vielleicht liebe ich ihn doch noch mehr als du. Ja, Dela – "

Der Fahrstuhl erschien über dem Podest.

"Leb wohl, Dela. So sind wir die Sklavinnen der Männer. Nun werde ich in Nizza Karneval feiern. Du kommst schon noch einmal hin, aber anders als ich, als Glückliche. Wende dich dann nicht ab, wenn du auf der *Promenade des Anglais* einem Wagen begegnest, in dem eine üppige Jüdin mit rotem Haar neben einem exotischen Kavalier sitzt und nicht ganz einwandfrei aussieht. Auf dem Rücksitz wirst du vielleicht einen blassen Jungen sehen. Es ist Jack oder Jakob, wie's eigentlich heißt. Rudolf gibt ihn mir mit, weil er meine Nase hat und den gewölbten Rücken vom Großpapa. Ja, ja, Dela. So rächt sich unsere Schuldlosigkeit." Ihr Gesicht war von Tränen überströmt. Die schönen großen braunen Tieraugen glänzten durch die rinnende Flut.

"Wo bleibt die schöne Frau Nichte?" rief Onkel Jeremias und streckte seinen Kopf aus dem fahrstuhl.

Dela sah ihnen nach. Da fuhr ein Menschenleid der fühllosen Erde zu. War keiner da, dessen Herz frei und leicht in Nacht und Tag schlug? Michael Munk, der Befreite ...

ALLES LEUCHTETE! DIE FRISCH BESCHNEITEN DÄCHER, der Schnee in den Straßen, auf den Bäumen, sonnenbeschienenen Häusermauern. Im Osten war der Himmel silberhell, er vertiefte sich im Zenit zu samtweichem, innigem Hellblau und spannte sich über den Westen der Stadt wie Seide. Der reine Morgen entsühnte die Stadt. In die vergangene Nacht waren alle ihre Laster und Ausschweifungen versunken, alle Unreinheit war

aufgezehrt von der Finsternis; nun erhob sie sich, in hellstes Licht gebadet, festlich und heiter in die klare blaue Luft.

Dela Gard ging nach traumlosem Schlaf durch die ruhigen Straßen. Licht und Klarheit drang auch in sie. Wie körperlichen Widerstand empfand sie die reine Schneeluft und zerschnitt sie mit hoch erhobenem Kopf.

"Giacomo", sagte sie zu dem Diener, der ihr öffnete, "*il maestro, é a casa?*"

Sie wußte, daß er nicht da war, nickte dem jungen Menschen freundlich zu und ging geradenwegs in Andreas' Atelier. Dort stand Michael Munk und kopiert die *Tote Nereide* des Meisters.

Auf einer Klippe mitten im blauen unbewegten Meer war der tote Leib einer Meerfrau angeschwemmt. Der knochenlose Körper hing weich, schlaff, wie nasser Tang am Felsen. Das rote Haar war wie von Schimmel angegraut, die durchsichtig grüne Farbe der Körperhaut, sonst fest und glänzend, war schon schleimig und stumpf wie eine abgestorbene Qualle; der Fischeschwanz schillerte nicht mehr; ohne Kraft, lappig und faul hing er im Wasser. In dem hinabhängenden Kopf standen gebrochene schwarze Augen, die ins Wasser hinabstarrten, in die Heimat zurück, gebrochen mitten in der Qual unendlicher Sehnsucht nach dem Leben. Dieses verwesende Geschöpf lag unter blaustem Himmel im blauesten Meer, einsam und unbetrauert.

Dela Gard stand hinter Michael Munk. Sie stand lange, er fühlte es nicht. Und er erschrak nicht, als sie vortrat. Er warf einen schnellen Blick hinüber, einen Blick, in dem sich das Mädchen nicht wiedergefunden hätte, und tauchte aufs Neue seinen Pinsel in das Blau der Palette.

"Guten Morgen, Herr Munk. Sie sehen mich nicht?"

"In der Tat. Niemand ahnt, wie reich dieses Blau des Himmels ist. Es hat hundert Nuancen. Man lernt diesen Mann erst kennen, wenn man ihn kopiert. Was steckt darin!"

"Ich war lange nicht hier."

"So?"

"In diesem Jahr noch nicht."

"Hat es nicht eben erst begonnen?"

"Es ist der sechste Tag. – – – Ja, wissen Sie es wohl schon?"

Michael Munk trat ein paar Schritte von der Staffelei zurück. "Wie meinen Sie? Ich hörte eben nicht."

Dela Gard sah ihn an, der weiterpinselte. Ja, nun konnte sie wohl gehen – – Was eigentlich hatte sie gewollt? Wozu kam sie? Welche wahnsinnige Hoffnung hatte sie getrieben?

"Herr Munk, gestern abend hat Andreas Gambara um mich geworben."

Michael warf den Pinsel zur Erde; er hatte in das Zinnoberrot getunkt und doch Weiß gesucht. "Ich gratuliere, Fräulein Gard."

"Es wundert Sie nicht?"

"Nein, ich nahm an, Sie weigerten sich, seine Geliebte zu werden oder sein Modell. Also muß er Sie heiraten."

Jetzt hörte er den lauten Atem des Mädchens; aber er sah sich nicht um.

"Ich habe noch nicht Ja gesagt."

Michael warf sich herum. Er stand mit ausgebreiteten Armen, Pinsel und Palette in den Händen.

Delas Herz hob sich wie ein heißer Schmerz in ihr. Sie sah die leuchtenden Augen des Mannes, den geöffneten Mund. Er erhob sich groß vor ihr, wuchs empor. Sie fühlte ihn mit Gewalt über sich kommen. Da war das Glück ...

Aber Michael rief: "Sie dürfen sich ihm nicht versagen! Er bedarf Ihrer! Sie müssen ihm gehören!"

"Handelt es sich denn nur um ihn?"

"Nur! nur um ihn! Wollen Sie hier mit Weibergeschwätz kommen und von Glück reden und von Liebe, und daß Sie vielleicht einen anderen vorziehen, eine kleinen Kommis, einen schönen Leutnant? Nein, es handelt sich nicht um Sie, es handelt sich um Andreas Gambara! Er braucht Sie! Und das genügt."

"Das genügt?"

"Das genügt. Auch für Sie! O, wie sind Sie zu beneiden, wie glücklich sind Sie: Sie können ihm helfen und dienen! Wir anderen können bloß bewundern. Und das sollte Ihnen nicht genügen? Ist das nicht mehr wert als diese Schwäche, die ihr Liebe nennt? Sie denken an sich, wo es sich um den Meister handelt? Wenn er meine rechte Hand braucht, glauben Sie, ich risse sie mir für ihn nicht ab? Und ist er weniger wert als ein

Frauenleib? Dela Gard, ist meine Rechte weniger wert als eine Frauenehre?"

"Wie Sie ihn lieben – !"

"Ja! Denn er ist der Meister. Er hat ein Recht auf Opfer und wir haben die Pflicht dazu. Uns ihm zu opfern, ist die einzige Möglichkeit, an seinem Leben Teil zu haben. Ich frage nicht, ob Sie ihn lieben oder nicht. Darum geht es nicht. Er ruft Sie, folgen Sie ihm. Danken Sie ihm, daß er Sie zu seiner Frau macht. Er hätte ein Recht, Sie ungetraut zu besitzen."

"Wir sind keine Freunde, Michael Munk, daß Sie so zu mir reden dürfen."

"Nein, wir sind keine Freunde. Ich bin nicht zur Treue geschaffen. Ich bin's, der immer weiter geht. Ich spreche als Mensch, der allen fern ist und die Dinge übersieht. Ich erkenne eure Pflicht."

"Sie sprechen als Freund Andreas Gambaras."

"Dela Gard, wer ist nicht sein Freund? Nur Sie sind es nicht, wenn Sie sich ihm versagen! Sehen Sie auf seine Bilder hier, sehen Sie, und hören Sie, daß er neue aus Ihnen holen wird, schönere und reinere, und haben Sie dann den Mut zum Nein!"

"Ich gehe nun. Es war ja alles wohl schon längst entschieden, auch ohne daß Sie ein Wort sagten. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie es waren, der mich jetzt wie ein seelenloses Ding vor die Füße des Mannes geworfen hat, damit er mich benutzt. Vielleicht werde ich Sie einmal daran erinnern."

Langsam wendete er den Blick ab. Er sah vor dem Fenster die blaue Himmelseide ausgespannt. Ein glänzendes Wölkchen schwebte da hinüber, ein selig leichtes, himmlisches Geschöpf.

"Adieu, Michael Munk. Wollen Sie mir einen Wunsch erfüllen, den ersten und einzigen an Sie? Nicht mir, Dela Gard, sondern der – Braut des Meisters. Vielleicht fällt auf diese ein wenig Güte von Ihrer einzigen Liebe zum Meister her."

Michael Munk hob den Pinsel und ließ ihn langsam wieder sinken. Seine Hand zitterte. "Ich weiß wohl kaum, was Güte ist", murmelte er.

"Weil Sie so weit ab vom Leben sind."

"Der Unsterblichkeit zugewandt, ja, Fräulein."

"Und was ist eure Unsterblichkeit? Ein langsames irdisches Absterben. Sie betrügen sich. Ich weiß Ihre Worte, die Sie drüben einmal sagten. Es war der erste Abend. *Der Vollkünstler leider nicht unter der Askese und*

Bestimmung seines Berufes, sagten Sie. Und der ganze Künstler kommt über den Zwiespalt Kunst und Leben leicht hinweg. Aber Sie belügen sich. Sie sind, wenn Sie sich bewußt werden, ein Unglücklicher. Wenn eines Tages die Täuschung, der Selbstbetrug von Ihnen fällt, dann stehen Sie da, ein verlassener Mensch, und haben niemanden. Jetzt umfängt Sie der erste Rausch der Kunst. Kann er ewig sein? Eines Morgens erwachen Sie und haben den Weg zu den Menschen verloren. Denn Sie vergessen nur, aber Sie verzichten nicht! Unser aller Wunsch ist doch immer das Leben!"

"Der Künstler zahlt damit. Und die Kunst hat den einzigen Trost für diesen hohen Preis. Werden wir nicht satt schon durch unseren Triumph? Die andern genießen die Welt, aber wir erschließen sie ihnen. Was ist das Größere?"

"Größe wärmt das Herz nicht."

"Nein", rief er verächtlich. "Warm macht einen nur die Ofenbank und die Hausfrau daneben und die Kinder auf dem Schoß. Und eine Hängelampe und der Haussegel an der Wand und die Zeitung neben der Postille. Und Bratäpfel im Röhr und Kuckucksuhr und um zehn ins Bett! Wir vermögen, mein Fräulein, in reinerer und in kälterer Luft zu leben. Einsam ist's schon hier oben, aber in uns nehmen wir die schönste Welt mit hinauf."

Da erst sah er den jammervollen Blick des Mädchens. Sie lehnte am Rahmen des Europabildes. Ihre Gespielinnen waren es, die dort am Strand scherzten, und sie war es, der sich der Stier aus blauer Ferne näherte, siegesgewiß, da sie ihm vom Schicksal bestimmt war zum Genuß. Sie lehnte sich schwer an. Sie wußte nicht, woher sie die Kraft nahm, zu stehen und zu reden, Gedanken herbeizuholen und Michaels rauhe, harte Stimme anzuhören. Vor dem Fenster hing nun wieder wolkenlos der strahlende Himmel, ein See, in den hinabzusteigen Wonne bedeuten müßte. Vor dem Fenster war die Seligkeit, ein leises Hinabgleiten von der Balustrade ...

Michael kam herüber. Er sagte, ohne sie anzusehen: "Es ist, als wollten Sie mich zum Leben bekehren, zur Liebe. Ich will Ihnen etwas sagen: Ich habe viele Frauen gekannt, sie kamen ohne Zögern in meine kaum geöffneten Arme. Ich glaubte, manche zu lieben. Und hielt ich sie dann in meinen Armen, so schwankte ich, ob sie es waren, die ich begehrt

hatte, ob es nicht vielleicht nur ihre Bilder, ihre Traurigkeiten, ihre Sehnsucht waren, nach denen ich geschmachtet hatte. Und das war mir dann gewiß: würden sie heiter und wunschlos werden, würde ich ihr Wesen erschöpft haben, dann müßten sie mir wieder in Gleichgültigkeit und Fremdheit entgleiten. Und so kam es stets. Nie war es die Frau, die ich begehrte. Mein Verlangen geht immer über das Weib hinaus. Also raten Sie mir nicht zur Rückkehr ins Leben. Ich bin dort ein Fremdling und immer erst zu Haus, wenn ich mich aus der Welt entfernen kann. Hier lebe ich!" Mit einem Schwung seiner Arme umfaßte er den ganzen Raum.

"Es sind wieder Bekenntnisse", sagte Dela Gard. "So war es auch in jener ersten Nacht. Damals standen wir in einer Wolke. Heut ist alles klar und hell, ganz hell und geheimnislos. Die Träume sind ausgeträumt, ehe sie beendet waren, die Wünsche erloschen, ehe sie erfüllt; die Zukunft ist Gegenwart geworden und keine andere tröstet. – Adieu, Michael Munk. Damals gaben wir uns zum erstenmal die Hand, in der weißen Wolke – heut zum letztenmal ... Denn das ist die Bitte der Braut – "

"Das letztmal?"

Dela sah an ihm vorbei. sie riß ihre Augen auf, die brannten. "Dela Gard bittet Michael Munk, ihm nicht mehr begegnen zu müssen."

Michael Munk wandte sich um und ging an seine Staffelei zurück. Wie schleimig war der Leib des Meergeschöpfes! Wie tot, wie verlassen lag es da in der Unendlichkeit! Wer wußte um seinen kläglichen Tod? Wer betrauerte es? Wer entbehrte es? War es immer ein Sonderling unter seinen Geschwistern gewesen, hatte es immer fern von allen gelebt? Mußte sie darum allein sterben, lebend schon eine Tote, und unbeerdigt in der Sonne verfaulen? Und war er es nicht, der solchem gleichen Schicksal entgegentrieb?

"Wir haben zueinander gesprochen, Michael Munk, nun wollen wir schweigen. Vielleicht haben wir alles gesagt, was zu sagen war. Ich weiß viel von Ihnen und Sie raten mich. Nun verbiete ich ihnen, den Mund zu mir zu öffnen. Es sei, da Ihnen Not einen Ruf entreißt. Vor aller Not sind Sie sicher, Michael, aber nicht vor Herzensnot. Denn auch Sie sind ein Mensch. Sie malen einen unverrückbaren Himmel, aber einmal wird der lebendige über Ihnen einstürzen. Sie bauen sich eine Stadt auf, die nicht wankt; aber die wirkliche wird sich einmal unter Ihnen spalten. Einmal wird die Frau kommen, die keine Staffage mehr ist, die Ihr Bild beherrscht

und Himmel und Stadt und Erde in den Hintergrund drängt und die nach Ihrem Herzen greifen wird. Da werden Sie fühlen, daß es lebt und schmerzt. Dann dürfen Sie kommen, Michael Munk, und sprechen. Ich werde dann eine alte Frau sein. Heute sind wir noch gleichaltrig, aber in zehn Jahren sind Sie ein reifer Mann, bin ich eine gebrochene Frau. Heute sind wir beide noch Kinder. Heut sind wir's vielleicht zum letztenmal!"

Sie ging auf ihn zu. Sie vermochte die Hand nicht zu heben. "Nehmen Sie meine Hand", bat sie. "Sie ist lahm. Dennoch ist mir, als wäre ich die Stärkere. – Nun wissen Sie alles, Michael, auch das, was ich nicht gesagt habe und was ich nie hätte sagen können. Es ist kein Geheimnis mehr zwischen uns. Und Sie wissen jetzt, daß Sie es sind, der mich Andreas Gambaro zur Gattin gibt, Sie kennen, Sie und ich allein, das Schicksal, dem Sie mich bestimmen. Leben Sie wohl, ich möchte Ihnen ein letztes Wort sagen, es sollte so schön und innig sein, daß Sie es nie vergessen, daß es immer über Ihnen ist und Sie beschützt. Aber ich finde keins."

"Auf Wiedersehen", flüsterte Michael. Er war weiß wie der Schnee vor dem Fenster. Ihre kalte Hand lag in seiner kälteren. Als er sie losließ, fiel sie hinab. Beide hörten ihr Herz und nichts weiter. Unerschütterliche Stille zog immer größere Kreise um sie beide ...

An der Tür bewegte Dela noch einmal die Lippen zu einem stummen Wort. Er hob die Hand; winkte, als trüge ein schon von aller Erde losgerissenes Schiff sie in nie erreichbare Welten. Schon lag die nicht mehr zu durchmessende Tiefe zwischen ihnen. Als der Vorhang über ihr zusammenfiel, war es der Nebel der ewigen Ferne, der sie entrückte.

Er blieb allein zurück, Fremdling unter Geschwistern, auf einsamer Klippe im Meer. Da starb er unbetrübt, nicht entbehrt, lebend schon ein Toter. – Und wie er dieses Leben im abgestorbenen Leib empfand, entfiel ihm alles, Pinsel und Stafette, und aus seinen Augen floh das Bild vor ihm und machte Platz einer grenzenlosen Leere und Verlassenheit.

Vor Angst, zum erstenmal von heißer Menschenangst geschüttelt, ward er sich seines Widerspruchs bewußt: ein Toter, in dessen Herzen sich die Liebe regte ...



Landwehrkanal, in Schöneberg (W. Titzenthaler 1910)

Kunst

Durch die verschneite Stadt zog unvermutet warmer Wind. Ein verirrter Föhn reinigte den wolkigen Himmel, schmolz den Schnee, und vorzeitige Frühlingsahnung verklärte das offene Land und die dunklen Wälder. Laue, fruchtbarfeuchte Nächte kamen früh über die Stadt, ungeduldig auf die neuen Regungen des Lebens. Verschlossene Fenster öffneten sich, Menschen lehnten sich hinaus. Von der Straße stieg die Nässe des schmelzenden Schnees auf, von den Sternen kam schon frühlingshaftes Dämmerlicht, ein lauer Hauch und die Lockung ins Freie. Seit Tagen ohne Arbeit und also zerrissen, ungeduldig, fieberhaft erregt, strich Michael Munk durch den späten Abend. Er verließ die Kanalufer, wo die nassen Bäume im Laternenschein glänzten und es leise und träumerisch von den Ästen tropfte; die feuchten Bänke standen leer und erwartungsvoll, auf dem finsternen Wasser lagen stumpf leuchtende Eisstücke und rieben sich leise aneinander. Helle Fenster und Laternen spiegelten sich im Asphalt.

Michael ging planlos und ohne Gedanken in die Nebenstraßen hinein. Am Wittenbergplatz überfiel ihn der Anblick des hohen weichen ausgesternteten Himmels. Drüben über den Häusern schwamm die schmale Mondsichel, in Glanz zerfließend, wie von Nässe überströmt. Aus dem Café im Eckhaus kam Musik von Geigen und Celli weit hinaus auf den schon leeren und stillen Platz. Aber verzweifelt fast starteten Bäume und Büsche, kahl und schwarz auf den dunklen Rasenflächen. Der laue Wind raschelte in ihnen. Neben dem Dahinschreitenden fingerten und geisterten die Äste.

Michael ging, mit dem Näherklingen und Fernerwerden der Geigenmusik spielend, langsam um den Platz herum. Er wußte nicht, wie oft schon. Dort drinnen spielten sie *Mignons Romanze*. Im zweiten Vers setzte das Cello mit der Melodie ein; es klang süß und schmerzlich.

"Ahasver auf dem Wittenbergplatz", sagte da lächelnd Doktor Tobias und ging plötzlich neben Michael Munk. "Da treffen sich zwei Ruhelose."

Ich wette, aus ähnlichen Gründen. Sie laufen der Arbeit nach und ich fliehe vor ihr. Wenn so ein Maler keine Leinwand auf der Staffelei hat, kann er nicht stille stehen. Und der Schriftsteller wird flüchtig vor dem weißen Papier auf dem Schreibtisch. Es starrt uns fast drohend an, verheißt uns so viele Wochen, Monate Askese, Gefängnis, Nervenspannung, daß uns keine Ausrede zu schimpflich ist, das erste Eintauchen der Feder hinauszuschieben. Sie glauben nicht, Lieber, wie widerwärtig es ist, sich immer mit den Geschöpfen der eignen Phantasie herumzuschlagen, mit Gespenstern statt mit Lebendigen. Es ist ein unfruchtbarer Kampf. Es ist wie Selbstbefleckung. Wie ein Mönch lebt man in seiner Zelle, dichtet Liebe, statt sie zu leben, tötet, anstatt selbst zu sterben, läßt Menschen aufwachsen und verkrüppelt selbst. Wie charakterlos wird man! Man wälzt alle Laster und Verbrechen in sich, erlebt tausend romantische Schicksale, Abenteuer, Gefahren und zeigt sich nach außen als korrekter junger Mann, redet gedämpft, während die Seele heult und brüllt, lächelt, während alle Gedanken grimassieren, und küßt der Dame ehrfürchtig die Hand, nachdem man sie kurz zuvor am Schreibtisch ausgezogen, vergewaltigt, schamlos erniedrigt hat. Wir kennen alles und alle, sind in den tiefsten Regionen der Menschen zu Haus und tun dennoch harmlos und sind gut Freund da, wo wir verachten."

Doktor Tobias hatte seinen Tag und ließ seinen Partner nicht zu Wort kommen. "Ich schreibe oder vielmehr denke noch an einem Buch, das auch für das *kältere Deutschland*³⁷ die freie, allein sittliche Geschlechtsliebe predigt. Sie ist gesünder und fruchtbarer als Flirt, ewige Verlobung und die halben Ehen unserer jungen Mädchen. Man wird dieses Buch wohl verbrennen, sicherlich! Denn man wird den üblichen Fehlschluß machen und nicht den Stoff, sondern das Werk unsittlich nennen. Gewiß, der Stoff ist unsittlich, aber ich habe ihn sittlich behandelt. Denn das Buch wird ein Schrei der Empörung sein über die sittlichen Zustände unserer Gesellschaft. Aber bei der ästhetischen Beurteilung kommt es auf die Absicht des Schaffenden allein an. Mein Gott – es ist nicht der allgemeine! – weiß, wie rein sie ist. Schon Wagner sagt ja – o Wagner! welcher blondbärtige Philister wirft sich da nicht in

³⁷ Im Original in " ". Möglicherweise ein Zitat aus einer KUNSTNACHRICHT Christian Friedrich Daniel Schubarts (GESAMMELTE SCHRIFTEN UND SCHICKSALE, Stuttgart 1840, Bd. 8, S.255)

die Brust! – Wagner sagt: *Ein Kunstwerk muß sittlich sein, aber deshalb braucht es nicht gesittet zu sein!* ³⁸ Dazu als Anmerkung. ich hasse Wagner! ich hasse diesen Rattenfänger! – Nun sagen Sie, Lieber, ist es nicht eine sittliche Handlungsweise, Abkehr vom Schmutz zu predigen? Und Schmutz sind die Sitten von heut. Was, glauben Sie, wird hinter diesen stummen, aber für mich geschwätzigten Mauern getrieben? Was, glauben Sie, geschieht hinter diesen blinden, aber für mich durchsichtigen Fensterscheiben? Vertrauen Sie sich mir an, und ich lasse Sie einen Blick in die Geheimnisse dieser Stadt werfen. Es tut gut, das kennen zu lernen. Grade Sie, der nie die dunklen Seiten des Lebens sah, sollten einmal in diesen finstern Schlund sehen. Dieses Gewürm da unten kennen Sie noch nicht. Sie malen wohl schon die Stadt wie ein höllisches Labyrinth; aber das ist bei Ihnen reine Intuition. Nun sollten Sie einmal die Verlebendigung Ihrer Ahnungen sich ansehen!"

Sie waren in die hohen und engeren Straßen des Bayrischen Viertels geraten. Erker und Balkone, gewundener und massiger Stuck, Giebeldächer und Galerien sprangen an den weißen Mauern vor, steinerne Auswüchse, grottenhafte Gebilde. Im Mondlicht gleißten helle Gipskörper, schien ein erhabenes Ornament aus tiefem Schatten. Schaukelnde Bogenlampen inmitten der Straße beleuchteten wie Riesenlaternen in trunkenen Händen die aufgetriebenen Mauer und dunklen oder funkelnden Fensterlöcher.

"Hier wohnt der kleine Rastow", sagte Doktor Tobias. "Sehen wir einmal nach, wie er sich sein Mimosendasein eingerichtet hat."

Aber es war nicht viel zu sehen. In dem Dachatelier im fünften Stock brannte nur eine Petroleumlampe unter einem blauen Schirm. So war nur die Tischplatte erhellt. Bedeckt war sie mit den feinen Instrumenten des Kupferstechers und Radierers. An den mit dunkelblauem Rupfen bespannten Wänden hingen wenige, nicht kenntliche Bilder in schmalen hellen Rahmen. Nur vor einem brannte ein rotes Kapellenlämpchen an silbernen Ketten. Es beleuchtete warm und verhalten einen Waldrand, eine Linde zwischen Buchen; unter ihr lag, mit offenen Augen in den Himmel starrend, den Lämmerwölkchen bedeckten, ein Jüngling in

³⁸ "Sittlich muss das Kunstwerk immer sein, gesittet kann es nicht immer sein." Gefunden in einer Rezension Max Dessoirs zu dem Buch RICHARD WAGNER ALS ÄSTHETIKER (Paul Moor); siehe Max Dessoir: RICHARD WAGNER ALS ÄSTHETIKER, Bayreuther Blätter, 9/1891, S. 132ff, hier: 135) – Bei dem mir zugänglichen frühen Digitalisat im Netz ist allerdings kein Hinweis auf die Quelle des angeblichen Wagnerzitats zu finden.

Wandertracht, aber lässig und fein gekleidet, als wären Wanderstab und Ränzel nur Spiel. Aus dem Baum hinab, die blühenden Zweige leise teilend, spähte die junge, glücklich lächelnde Dyade auf den Träumer. – Sonst war der Raum fast leer bis auf ein Büchergestell, eine Staffelei, ein schmales Ruhebett und Stühle. Den Boden bedeckte ein leuchtend weißes, langhaariges Fell.

Friede Janssen saß in der Ecke am runden eisernen Ofen, auf dem ein summender Wasserkessel stand, in einem alten hohen Lehnstuhl, den Kopf an die eine Ohrenklappe gesunken, auf dem Schoß einen goldbraunen Kater. Auf dem Sofa lag Suse Himmelreich, die von Regine Verschwender sorgfältig in Decken eingepackt war. Regine saß ihr zu Füßen, den Kopf gesenkt. An einem Tischchen bereitete die Karagina Tassen zum Tee vor, neben dem Stuhl von Alexander Tyrol, der schweigsam, schwächling und erwartungsvoll in den Lampenschirm stierte.

Die Tür zu dieser Wohnung, die außer dem Atelier noch zwei Kammern umfaßte, stand Tag und Nacht offen. Bodgan von Rastow, der auf einer Mandoline klimperte, liebte keine verschlossenen Türen. Furcht kannte er nicht, er traute keinem Dieb zu, bei ihm einbrechen zu wollen, und zu sprechen war er immer. War er nicht daheim, so sollten seine Freunde dennoch offene Türen, einen warmen Ofen und eine Schüssel Obst finden.

"Gelobt sei der heilige Lukas", rief Doktor Tobias aus und brachte sofort Lärm und Leben in den stillen Raum. "Es riecht in dieser asketischen Zeichenwerkstatt zu wenig nach Öl und Terpentin. Terpentin geruch ist es, der die Bestie im Maler weckt. – Macht Natascha Dimitriewna Tee? Sehr gut. Und Onkel Friede schläft. Still genug scheint ja hier gewesen zu sein. Da ist ja auch unser großer Alexander. Richten Sie sich auf, Alexander Tyrol. Noch ist Romeo nicht verloren! Habe ich nicht immer gesagt, Rastow, daß dieser Knabe zu fein, zu tief, zu innerlich für seinen Beruf ist? Er wird an ihm zugrunde gehen!"

Regine Verschwender sagte vorwurfsvoll: "Erschrecken Sie ihn doch nicht mit solchen Orakeln! Sie sind herzlos, Tobias."

"Wer ist es nicht neben Ihnen? Aber ich bedaure Sie wirklich, Tyrol. Denn Sie sind sich bewußt, daß die Schauspielkunst die vergänglichste aller Künste ist, vergänglich wie ein materieller Genuß. Wer denkt an die

Auster, nachdem er sie geschlürft, wer entsinnt sich der Dirne, die er eben verließ? Und wer denkt noch am nächsten Morgen an den Menschen, der in der letzten Mitternacht an Ophelias Grab kämpfte und oder als Hebbels Stummer den Mund aufriß zu einem einzigen Schrei? Das Erschütternde, ihr jungen Seelen, ist, daß die Tragik eines solchen Menschen als eines Harlekins im Grunde komisch wirkt, daß man sie belachen muß, weil es sich schließlich doch um solche Kleinigkeiten ahndelt, um die Leiden eines Überflüssigen! – Alexander Tyrol möge sitzen bleiben und die wehleidige Regine ihre beschwörenden Hände sinken lassen! – Ja, eines Überflüssigen! Denn stirbt Lear daran, daß er keinen Spieler findet? Eher stirbt er durch einen Schauspieler! Können wir Goethe verlieren dadurch, daß sein Faust keine Bühne mehr findet? Nur auf der Bühne wird Goethe unvollkommen! Sind also Schauspieler zu etwas anderem da als rein zu unserer Sinnenlust? Und erfüllen nicht wenigstens schon die Schauspielerinnen fast durchgängig diese ihre menschenfreundliche Bestimmung?"

"Wir sind da", sagte Alexander Tyrol dumpf, "zur Erschütterung eurer Seele."

"Lieber!" rief Doktor Tobias, "das besorgt der Dichter auch ohne Bajazzo! Nur der Dichter ist einzig, der Schauspieler nie! Der Schauspieler findet immer einen besseren Nachfolger, einen vollkommeneren Erben. Aber hungert oft die Welt nicht hundert Jahre lang nach einem Dichter? So überflüssig wie der Schauspieler, so unentbehrlich ist der Dichter."

Bogdan von Rastow legte den Arm um den blassen Alexander. "Kränkt ihn mir nicht!" rief er. "Es genügt, ein zarter Mensch zu sein. – Gieß den Tee ein, Natascha. Hört zu."

Er lehnte sich an die Wand, die über seinem Kopf schräg nach der Mitte anstieg, klimperte auf der Mandoline und sang leise:

"In Deiner Jugend kämpftest du um das Glück,
Im Alter hast du es Dir errungen,
Aber Deine Jugend und Deine Kraft
Blieb in deinem Kampfe. –
Deine Hände beben
Von der ewig flehenden Gebärde entkräftet
So sehr,

Daß sie das Glück nicht mehr
Vermögen zu halten.
In Deinen müden Fingern
Schwankt der Kampfpreis, der Becher,
In den Deine Seligkeit gegossen,
Und du verschüttetest ihn.
Nicht mehr vermagst Du
Ihn zu heben an Deine
Verschmachtenden Lippen,
denen der Drust Gewohnheit geworden.
Da stehst du vor Deinem vergossnen,
Nie gekosteten Leben,
Das du im Sieg verloren,
Da stehst Du, armer Sieger,
Arm und weise,
Da stehst du –
Und vielleicht lächelst du?"

Suse Himmelreich setzte sich auf. Ihre Decken glitten hinab. Sie hatte darunter noch ihr graues Pelzjackett anbehalten. Ihr Gesicht war fiebrig rot. Das blaue Licht der verhängten Lampe machte alle andern gleich fahl und hager. Wie zwei Kranke sahen die Männer aus, die in diesem Augenblick zur Tür hereinkamen. Es war Sylvester Keleti und der blonde Graf Lutz.

"Ich bringe ihn dir", rief Sylvester. "Ich sah ihn drüben auf der Straße stehen, und da er log, kein Rendezvous zu haben, bestrafte ich ihn und nahm ihn mit. Nun kommt er um die Vorfrühlingsnacht."

"Was für kalte Hände, Graf!" rief die Karagina. "Da, trinken Sie! wie lange standen Sie da unten und warteten umsonst?"

"Wie lange?" rief Suse. Aber der flehende Blick des blassen Grafen ließ sie davon schweigen, daß sie wußte, er stehe unten, seit sie oben war. Er war von Hause her ihr nachgeschlichen; wenn eine Laterne weit hinter ihm geblieben war, hatte Suse einen schmalen Schatten anwachsen und über sie hinausstreben sehen, dem ihren zu. Und er war, ein armer Beseligter, diesem Schattenspiel nachgegangen, das Herz erwärmt, wenn er nur sah, wie ihrer beider Schatten sich trafen und

zusammenflossen. Nun saß er ihr zu Häupten, die Tasse auf den Knien, und starrte sie an. Ihre Augen glänzten.

"Ich bin krank, Graf, ich fiebere. Seit zwei Wochen. Wohl weil der Frühling kommt. Es ist mein letzter Winter in Deutschland. Ich soll in den Süden. Es ist – scheint es – die Lunge. Wissen Sie noch, wie ich die *Traviata* liebte? Einmal waren wir zusammen in der Oper. Ich saß oben in der kleinen Loge mit einem schwarzen Husaren, Sie im Parkett. Sie sahen den ganzen Abend zu mir hinauf. Damals sahen Sie *Violetta* nicht sterben. Nun werden Sie Viola sterben sehen. Erinnern Sie sich? Sie gaben mir einmal auf der Straße Veilchen. Ich stand vor einem Fenster und sah die frühen Blumen an. Sie waren mir nachgegangen, ich wußte es nicht. Plötzlich sah ich Sie drinnen, Sie nahmen alle Veilchen und brachten Sie mir. Eines hielten Sie neben meine Augen. *Geschwister*, sagten Sie. *Viola* ... – wissen Sie noch? Seitdem sind Sie immer mutloser geworden. Sie sprechen nicht einmal mehr. Aber ich bleibe bei meinen Bedingungen. Beeilen Sie sich, Graf. Morgen kann ich tot sein. Und immer mehr küssen mir andere Lippen die Tugend fort. – Tee, Regine! Ist er ganz süß? Singe, Bogdan, singe! Wir sind nicht lustig heute. Auch Sylvester ist melancholisch, wie seine Pußta. Dort hätte ich, Sylvester, einmal mit dir reiten wollen. Warum trauerst du?"

"Seine Liebste hat ihn verlassen", sagte Bogdan.

"Ach!" rief Suse lebhaft, "die Liebste! Warum? Ich ahne, der Mann kam dazwischen."

"Nein", sagte Sylvester lächelnd. "Aber die Alpen sind dazwischen, sie promeniert am mittelländischen Meer, und ich darf ihr nicht nach."

"Warum", rief Suse, "warum zieht ihr immer verheiratete Frauen vor?"

"Weil immer das Glück besonders reizt, an dessen Weg eine Warnungstafel steht", sagte Doktor Tobias.

Bogdan hatte wieder zu singen begonnen. Er sah über sich zum Dachfenster hinaus, über dem die Sterne, eingebettet in den dunklen Samt des Nachthimmels, flimmernd standen.

"Ich gehöre dir wie der Tag dem Licht,
Aus dem er kommt,
Wie die Wurzel der Erde,
Die sie nährt,

Dela Gard oder Kunst & Leben in Berlin

Wie die Welle dem Meer,
Das sie wirft.

Ich bedarf Deiner
Wie der Vogel der Luft,
Wie der Acker des Regens,
Wie die Frucht des Samens,
Wie das schlagende Herz
Des Blutes.

Ich liebe Dich mehr
Als der Blitz den Turm,
Als die Biene den Honig,
Als das Wasser den Fall,
– Mehr als die Mutter
Ihr Kind –

Aber sie steht,
Eine geschnitzte Madonna,
Ungerührt von Tränen,
Unbewegt über aller Anbetung,
Und das Lächeln ihrer Lippen
Ist kein Gedanke ihres Herzens.

Um der Schönheit willen
Liegt es erstarrt
Durch des Meisters Messer
Um den schönsten Mund,
Den kein Kuß erwärmt."

Suse hörte zu mit ihren weit offenen, fieberglänzenden Augen. "Nein", sagte sie. "Ihr alle erwärmt die Heilige nicht. Aber einer ist unter euch, der Stein beleben und Holz entzünden könnte. Michael Munk, warum schweigt er? Er hat in diesem Jahr noch nicht so viel Worte gesprochen, als es Tage gibt."

Sie griff sich an die Brust.

Regine sagte vorwurfsvoll: "Du sollst nicht reden, Suse! Da hat sie, Herr Graf, eben einen Lungenkatarrh gehabt und wollte nicht im Bett bleiben, ist mit ihm auf Bälle gegangen, ins Atelier gekommen – Ja, der Arzt will sie in den Süden schicken, aber sie bleibt hier. Wohin soll das führen! Natürlich zu Schwindsucht. Sie ist unvorsichtig, leichtsinnig mit dem Leben. Und liebt es doch so!"

"Wenn man mich vier Wochen nicht sieht," sagte Suse, "hat man mich ja vergessen. Und ich möchte in allen Herzen leben!"

"Und das einzige," sagte leise Graf Lutz, "das Ihnen gehört, verschmähen Sie."

"Ich werde morgen einen Brief an Sie schreiben, Graf. Zu öffnen nach meinem Tod. Darin wird stehen, warum ich Sie verschmähe. Die Wahrheit: ich liebe zu viele andere. Ich kann nicht eine Stunde in der Nacht für Sie frei halten. Ich bin bis zum Tode besetzt."

"Wie grausam Sie scherzen, Sie Allerreinste! Unberührte! Madonna!"

"O, Graf, ich sagte Ihnen schon oft: einmal werden Sie verachten müssen, wo Sie lieben."

"Und ich antwortete, daß ich daran sterben würde!"

"Nun gut, Sie toller Schwärmer!" Sie sprang auf, warf die Decken ab, reckte sich in ihrer grauen Felljacke und rief: "Ich muß bald fort. Man erwartet mich noch, sieben junge Leutnants! Ein blonder Mars neben dem andern. Heut laß ich um mich würfeln, Graf Lutz, Michael Munk! – Wahrhaftig, die Karagina sitzt und zeichnet!"

Die Karagina murmelte vom Tisch her, wo sie eine Madonnenstudie Feuerbachs nachzeichnete, gebückt und zusammengekrochen: "Ich bin auch die Einzige von euch, deren Leben nicht leer ist."

Doktor Tobias lachte gellend auf und schrie fast: "O! Sie ist ja die Allerleerste! Sie hat ja nichts außer ihrem Kunstrausch. Aber ihr Herz, ihre Seele! Die schreien nach einem Frauenschicksal!"

Die Karagina warf ihren Stuhl herum, den Kopf vor und schrie: "Nicht alle Frauen passen in Ihre Schablone! Es gibt höhere Schicksale als Mutterschaft."

Da trat Suse vor. "Nein", sagte sie laut. "Das ist das Höchste! Nur wenn wir Mutter sind, sind wir glücklich. Aber der einen ist es versagt, und die andere hat Furcht."

"Oder," sagte Regine Verschwnder gedankenvoll, "oder das Mittel zur Mutterschaft ist ihr unüberwindlich zuwider!"

"Jammervoll," sagte Doktor Tobias, "die, die an die Seligkeit der Mutterschaft glaubt, ist unfruchtbar. Arme Suse! Und die Karagina ist verblendet. Glaube mir, Natascha, die Wirkung der Frau kommt nicht aus ihrer Kunst oder Gelehrsamkeit, sondern aus ihrer Persönlichkeit. Wenn sie sich darauf beschränkt, wirkt sie am weitesten. Es ist für eine Frau ehrenvoller, Karagina, ein glückliches Heim zu schaffen als ein schlechtes bild zu malen. Denn den schönen Frieden einer Häuslichkeit zu erhalten, das ist das Vorrecht allein der Frau. Darin, aber nur darin ist sie dem Manne über! Gib zu, Natascha, daß die Kunst ein Ausweg für dich ist, nicht deine Bestimmung, und ich stehe bei dir! Dein natürlicher Weg geht anders!"

"Ich will dir etwas sagen, Doktor Tobias", sagte die Karagina ruhig, stützte die Ellbogen auf ihre Knie und das Kinn auf die gefalteten Hände. "Was bleibt denn den Frauen übrig, die keinen Mann finden? Der Weg ist's Wasser oder in die Hochschule! Beides kommt nach deiner Theorie aufs gleiche hinaus, auf ein Umgehen unserer Bestimmung."

Suse stand noch immer mitten im Zimmer auf dem weißen Fell und sagte nun: "So gehe man auf die Straße und mache den Erstbesten zum Vater seines Kindes!"

"Eine Idealistin der Prostitution!" rief Sylvester Keleti lachend. "Da zerbrechen sie sich den Kopf um allgemein gültige Lebensformen. Gönnst doch jedem sein besonderes Schicksal! Ihr seid ja alle viel zu verzwickt für einen graden Weg. Ihr behagt euch nur auf krummen!"

Aber Doktor Tobis blieb dabei, die Russin zu quälen. "Und was wird, Karagina, wenn du eines Tages entdeckst, daß du immer eine Stümperin in der Kunst bleiben wirst, daß du dich an der Kunst versündigst, wenn du sie pflegst? Wirst du dann zum Trost des Kindes greifen?"

Die Karagina sah sich um. Es war etwas wie funkelnder Haß in ihren tiefen Augen. Sie lachte; es war fremd an ihr, ein Lachen; es klang zerrissen, wie schmerzliches Aufstöhnen, es peinigte, die es hörten. Sie wies mit den Fingern ringsum. "Sieh, die alle sind reich, sie haben alle zu leben. Michael Munk hat mehr, als er fortwerfen kann, Bogdan und Sylvester haben, was sie brauchen, Alexander Tyrol verdient, Regine hat ihre kleine Rente, Suse ist reich, ich weiß nicht woher und es ist gleich; der

Graf, der ist Graf! Und du, Doktor, verdienst auch. Aber ich! ich allein habe nichts. Ich bekomme sechzig Mark im Monat von meinen Brüdern geschickt. Sie sind selber arm. Manchmal bleibt's auch aus. Ich verdiene notdürftig zu mit Stundengeben. Wie soll ich da ein Kind ernähren, Doktor Tobias, Väterchen? Soll ich es an meiner leeren Brust verhungern sehen? Nein, wenn die Kunst mich fallen läßt, hänge ich mich auf."

"Zweifellos das sicherste Mittel, das Leben unterzukriegen."

"Gehen wir!" rief Suse. "Es ist öde heut. Begleiten Sie mich, Michael?"

"Nein," rief Doktor Tobias, "er folgt mir in die Geheimnisse von Berlin. Wir gehen in Abenteuer."

"Viel Vergnügen", sagte Suse, hängte sich aber an Michael, als sie die Treppe hinabgingen. "Lieber Mann, so ganz bin ich vergessen?"

"Nicht ganz. Wann willst du mich erwarten, Suse?"

"In der Nacht zum Sonntag, Micael. Weißt du, wie du aussiehst? Als wolltest du gewaltsam etwas vergessen. Warum bist du so selten im Studio des Meisters?"

"Ich kann nicht arbeiten. Es kommen solche Zeiten. Ich bin schwach und mir selber zuwider."

Sie blieb stehen und sah die Treppe hinab. Bogdan ging voran mit einer dünnen Kerze. Verzerrte Schatten erfüllten, sich überstürzend, das Treppenhaus. "Micael", flüsterte Suse plötzlich schluchzend. "Ich fühle mich so krank. Ich friere immer. Schenk mir einen langen Pelz, ganz dunkel, vielleicht Breitschwanz. – Bin ich schlecht? Ichühlte, wie dein Arm zuckte. Verachte mich nicht, Micael. Ich kann es ja nur unter Tränen sagen."

Er sah in dem kommenden und verschwindenden Licht ihr fiebriges Gesicht von Tränen naß. "Weine nicht", sagte er, kaum mitleidig, eher lächelnd wie über ein schüchternes Kind. "Ich hole dich morgen ab und wir fahren, in welches Geschäft du willst. Du bekommst den schönsten Breitschwanzpelz, kleines dummes Mädchen."

"Ich höre, Micael, dennoch die Verachtung des zahlenden Mannes in deiner Stimme. Glaube mir, ich kenne diese Untertöne." –

Als Bogdan wieder hinaufkam, stand der alte Friede Janssen mitten in der Stube und hatte einen Schieber des großen Dachfensters geöffnet. Ein Strom frischer feuchter Nachtluft fiel hinab.

"Bist du es, Junge? Das tut gut so. Ich sehe nichts, aber ich fühle die Sterne in dieser frischen Luft. – Wie? Sind sie oben? Und vielleicht auch der Mond? Mir ist so. Es ist Mondeskühle in dieser Luft." Er streckte seine zitternden großen Hände in den Luftstrom hinein und beugte den Kopf vorwärts, als lauschte er.

"Ich glaube, mein Alter, du hörst wirklich schon den Gesang der Sphären, so fein sind deine Sinne."

"Es wird wohl daher kommen, daß ich ihnen schon nahe bin und bald ganz eingehen werde."

"Mein Alter schwatzt. Hat er denn nicht geschlafen?"

"I, Junge, wo denkst du! Ich muß doch zuhören, wie sie's treiben. Man will doch nicht veralten mit seinen Ansichten und Schritt halten, selbst, wenn man den Weg nicht sieht. Aber glaub mir, die sehen ihn auch nicht. Wir, Bogdan, wissen wenig, aber die wissen falsch. Ihr habt ja neulich ein Theaterstück gelesen. Weißt du noch? Da standen zum Schluß diese klugen Worte. Wie war's doch – ?"

"Ich weiß sie: *Wo sollen wir landen, wo treiben wir hin? Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewisse? Wir Kleinen, im Ungeheuren verlassen? Als wenn wir wüßten, wohin es geht.* Das ist es, was?"³⁹

"Ja, das ist so die Not der Menschen. Aber zu meiner Zeit, ich weiß nicht, da hatten wir doch wohl mehr Mut und Vertrauen. Das, siehst du, ist's: Vertrauen muß man haben!"

"Zu sich oder zu Gott?"

Der Alte sah hinauf, wo er die Sterne fühlte. "Ja, kiek, mein Jüngling, ich mein, das ist wohl eins!"

Der Kater rief sich an seinen Beinen.

"Komm, Jonathan! Er will ins Bett. Gehen wir schlafen, Junge. Die Sterne sind morgen auch da."

"Wer weiß, Alter!"

"Ich weiß! Sie sind immer da, auch wenn du sie nicht siehst. Stehen sie nicht heut oben, und ich seh sie doch auch nicht?"

Der Alte zog sich allein aus in seiner dunklen Kammer. Bogdan, die verhängte Lampe in der Hand, stand in der Tür und gab acht.

"Und weißt du, Junge, was mir auch nicht gefällt? Daß sie sich immer hinstellen und sich selbst erklären. Sie verhüllen sich alle so fein und

³⁹ Gerhart Hauptmann: MICHAEL KRAMER (1900)

sorgsam, aber die Seele ziehen sie splitternackt aus. Ich bitt' dich, Junge, eine Seele ist doch kein Modell, das alle von allen Seiten begaffen dürfen. Aber dich lob ich. Du bist keusch, Bogdan!"

Bogdan hob die Lampe. Der blaue Schirm bedeckte sein Gesicht. Wenn auch die Augen blind waren, die zu ihm hinübersahen, er erschrak vor seiner aufsteigenden Röte.

"Weißt du, wie mein Landsmann sagt, Junge? –

Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele,
Und eher zeigt sich Dir das Mägdlein nackt,
Als solch ein Jüngling Dir das Herz erschließt."⁴⁰

"Gute Nacht, Alter, schlaf wohl."

Der Kater lag schon in dem hohen Bauernbett, bereit, die kalten Füße des Greises zu wärmen. Aber der Junge ging noch nicht ins Bett. Er setzte die Lampe wieder im Atelier auf den Tisch und sah durch das offene Fenster nach den Sternen. Nie sah er etwas anderes als den Himmel. Kein Schlot, kein Dachgiebel reichte über dieses Fenster. Er sah Wolken ziehen und Regen fallen, Blitze zucken und Schnee rieseln. Geburt und Sterben des Lichts erlebte er Tag um Tag mit, er empfand den ersten Sonnenstrahl, und seine Kammer wurde als letzte dunkel. War sein Tag noch so schmerzvoll gewesen, mit den Sternen zog Friede und Einsamkeit herauf. Sie versagten nie den schönsten Trost. Aber ein noch schöneres Geheimnis barg die Nacht.

Der Jüngling sah zu dem Bild hinüber, das das ewige Lämpchen beleuchtete. Der lächelnde Kopf der jungen Dryade beugte sich heraus, er belebte sich, die Lippen bebten, die Augen hoben sich, und ein blauer strahlender Blick traf den jungen Maler. Er stieß einen Schrei aus ... Da war die namenlose Geliebte, die immer stumme und willfährige. Von ihm selbst geschaffen, sein völliger Besitz, allen anderen fremd und unbekannt, kam sie in seine Träume. Sie war die einzige Frau, die man restlos besitzen konnte. Alle ihre Gedanken gehörten dem einzigen Liebhaber, ihm alle ihre Schönheiten, die er nach Belieben erneuern und verändern konnte. Denn sie war ja völlig in ihm. Es war die innigste Vereinigung, die möglich war. Jedes lebende Wesen hätte ihm nur zum

⁴⁰ Christian Friedrich Hebbel: DIE NIBELUNGEN (1862)

Teil gehören können, hätte Eifersucht und oft ungestilltes Verlangen in sein Leben getragen. Diese Frau aber lebte nur für ihn und von ihm. Diese Liebe war das Privileg des Künstlers. Kein Wunsch blieb unerfüllt, sie versagte ihm keine Zärtlichkeit. Und nie gab er seine Liebe aus. Denn sie floß, verschwendet an das Geschöpf seines Geistes, in ihn selbst zurück und nährte sich selbst und wuchs an sich, entzündete sich an sich selbst – und versündigte sich nur an sich.

Der Jüngling breitete seine Arme aus. Willfährig löste sich das weiße Mädchen aus dem Bild und kam lächelnd an seine Brust. Ihr Leib leuchtete in dem dunklen Raum. Die Lampe erlosch, und unter den Sternen. Schauernd unter freiem Himmel, empfing er die stumme körperlose Geliebte.

MICHAEL MUNK KAM AUS DEM WALD UND LIEF auf die Stadt zu, die mit bunten Lichtern in der Nacht vor ihm lag. Roten Atem stieß sie aus, in dem die Sterne erloschen. Nur hier, über dem Eilenden, war der Himmel ein Feld voller Sterne, ein flimmerndes dunkles Gewölbe, eine Kuppel, unter der die schnellen Schritte des Wanderers zu hallen schienen. Die Märznacht war naß. Aus dem Boden quoll Feuchte. Die Luft war dünn und kühl, aus der Ferne zog Wind herüber.

Nun hallte eine hölzerne Brücke, unter der Bahngeleise glänzten. Rote und grüne Lichter standen wahllos ins Dunkel hinein, bunte Steine in dunklem Samt. Zurück blieb der schwarze Waldsaum, blieben Felder und Wiesen, alle leer und naß, verlassen und scheinbar grenzenlos. Noch waren die Tiere nicht erwacht. Keine Nachtigall schlug in jenem Waldsaum, keine Grille zirpte, keine Fledermaus glitt vorüber. Kein Blumenduft stieg auf, kein Ast hing blättervoll über dem Weg. Verlorene Laternen beleuchteten öde Bauplätze, schaurig starrende Gerüste. Aber dann begannen die ersten Häuser, hohe Mauern mit zahllosen Fensterhöhlen. Balkone schienen zu zittern und Katyatiden beugten sich unter der Last gewaltige Simse. Ein Platz fing den Laufenden auf mit pathetischer Gebärde. Hier waren auch Menschen, schattenhafte Gestalten, die an den Häusern entlang schlichen. Wagenlaternen sahen wie die Augen kauernder Ungeheuer herüber. Das Rasseln eines

Bahnzuges klang auf, der Pfiff einer Lokomotive ... Weiter, rastlose Füße – still, schlagendes Herz – schweiget, Gedanken –

Dort stand das Haus Dela Gards. Da oben schlief sie ... Kein Fenster war mehr hell. Schlief sie? Wachte sie nicht vielleicht und dachte an ihm, der hier unten stand ... Ja, hier stand Michael Munk ... O, Michael Munk, du Starker, nie Verlorener, du Herr deiner, was tust du? Er legt sein Ohr an die kalten Mauern des Hauses. Vielleicht, daß er ihre Stimme hört, ihr trauriges Lachen oder ihren Atem, wenn sie schläft. Er legt auch seine Hände an das Haus. Er liebt es wohl, denn sie ist darin und liegt und schläft und träumt vielleicht ...

Da lief er weiter, Straßen auf und ab, hinein in halberhellte schmale Gänge, in breite hellere. Er sah einen alten Mann die Laternen löschen. Nun waren die Straßen enge Schächte, Felsenklamme, gezackte, zerrissene Höhlengassen. Ein schmaler Streifen, spannte sich oben der Himmel von Grat zu Grat. Ewige Laternen, hing da die Kette der Sterne. Wenn sich irgendwo ein Haustor erhellte, war es wie der Schlund eines Ungeheuers. Der rote Teppich, der die breite Treppe hinunterfloß, erschien wie die blutige Zunge, die in den Gaumen hinaufführte, in die Gurgel der Treppen, vor der, ein Filter, das Gitter des Fahrstuhls stand. Auf Beute wartete diese Zunge, dieses still offene Maul. Die nackten Bäume, deren Äste ineinander griffen, erschienen wie Skelette in diesen Höhlen abgestorbener Riesentiere, die Rippen schwankten, bogen sich.

Endlich zögerten die müde Füße. Dort waren die Fenster Suse Himmelreichs. Da war die Insel der Lotophagen⁴¹ ... eine Stunde Vergessenheit und Friede ...

Als Michael die Tür aufschloß, sagte eine seltsam trockene Stimme hinter ihm: "Herr Munk?"

Graf Lutz stand da, den weichen schwarzen Hut in der Hand. Michael erkannte ihn kaum. Im dem bleichen Gesicht sah er die Lippen zucken.

"Sie gehen zu Suse Himmelreich? Ich habe es nicht gewußt. Grüßen Sie sie von mir. Vielglücklicher Mensch!"

Michael sah ihn davongehen, am Gitter des Vorgartens entlang, sehr schnell. Er beschloß, Suse nichts zu sagen ...

⁴¹ Als Odysseus mit seinen Gefährten an Land geht, schickt er zwei Männer zur Erkundung aus. Diese werden von den Lotophagen freundlich empfangen. Als Willkommensgeschenk geben sie den Gefährten Lotos. Darauf vergessen die Männer ihre Heimat und den Zweck ihrer Landung. (Bei Homer) (Wikipedia)

Sie schlief. Das Zimmer ging auf die Straße, lag hinter dem Vorgarten, in dem Rotdorn und Buchsbaum standen und Rosenstöcke, noch in Stroh gehüllt. Im Zimmer war es heiß. Der Mond war über die Dächer gekommen und leuchtete herein. auf dem Teppich lagen Suses Kleider verstreut. Es duftete schwer nach vielen Blumen, die auf dem einen Fenster standen. Michael setzte sich an den Tisch, auf dem Suses Ringe durcheinander lagen. Offene Briefe leuchteten in einer Marmorschale, ein Männerhandschuh lag dazwischen, ein weißer Offiziershandschuh. Michael lächelte, fast gerührt.

"Micael", sagte Suse hinter ihm. Sie saß aufgerichtet im Bett, grade in der Bahn des Mondlichts. "Ich schlief nicht. Ich hatte vergessen, wer den Schlüssel hat, und riet, wer es sein könnte. Auf dich hatte ich nicht gehofft, Micael."

"Wenn du nur gehofft sagst, Suse."

"Ei sieh, er wird galant. O Micael, dann bist du zerstreut und kühl. Du sitztest da auch so fern am Tisch. Wirf mir die Ringe herüber, ich will sie anstecken. Wie hell es ist! Der Mond – wenn ich mich hinlege, sehe ich ihn. Ob schon die Veilchen blühen, Micael? Dann kommt meine Amsel. Die erste singt in meinem Garten. Vor Hoffnung bin ich schon gesund, Micael. Erzähle mir, was du getan hast in all den Tagen."

"Ich spüre den Geheimnissen der Stadt nach, Suse." Er ging hinüber und setzte sich auf ihr Bett. "Doktor Tobias entwirft die Kriegspläne. Ich habe Seltsames erlebt oder doch gesehen."

"Erzähle, Micael."

"Ich kam in den Norden der Stadt. Erst werden die Häuser größer und kahler, trostloser und schmutziger; dann stehen alte kleine dazwischen. Es kommen leere Strecken, verlassene Plätze, Kohlenlager, Holzniederlagen, Schlote am Horizont, Wege durch Sand, verkümmerte Bäume. Dort draußen steht ein Haus, ein Korbflechter wohnt darin, aber am dreizehnten jedes Monats werden dort Feiern abgehalten."

"Feiern?"

"Die schwarze Messe."

"Ich zittere, Micael. Das gibt es?"

"Noch mehr, aber ich bin müde."

"Ich bitte dich, erzähle. Ich fiebere."

"Ein andermal. Nach Schlaf verlangt mich."

"Was sahst du noch?"

"In engen Gassen heimliche Lokale, in denen heidnische Orgien gefeiert werden. Alle Laster des Altertums haben da einen Tempel. Ich kenne die Geheimnisse des Tiergartens, des Kreuzberges, des Friedrichshains; ich kenne die wüsten Gelage auf offenen Bänken, die heimlichen Lüste hinter schwarzen Gebüsch. Ich war in Kellern, wo Mörder mich ansahen und dabei mich belauerten. Ich war dabei, als ein Zuhälter seine Dirne mit dem Messer kitzelte, daß sie sich tot schrie. Ich saß zwischen geschminkten Männern und vergifteten Frauen."

"Mir graut. Komm zu mir. Ich friere. – Warum das alles? Ist das Berlin?"

"Es ist die Stadt, Suse. Ich war in Versammlungen, wo Männer und Frauen sich nackt begegnen. Es sind Asketen aus Verzweiflung, aus Ohnmacht, aus Überbegierde. Ich war in Gesellschaften, wo falsche Griechen mit Chlamys und Peplon auf Polstern lagen, in anderen, wo ein moderner Nero die erotischen Szenen des alten wiederholte. Ich sah, Mädchen, in den Abgrund unserer Zeit. Die Sinne des Menschen sind verwirrt. Die Verwirrung unseres Jahrhunderts ist eine wahnsinnige. Wir versinken in einem Strudel des Geschlechts."

"Du nicht, Micael, du bist stark und rein. du siehst nur zu. Dich zieht nichts hinab, kein Rausch. Halte mich, Micael." –

Sie wußte nicht, ob sie geschlafen hatte. Plötzlich schrak sie zusammen. "Die Amsel, Micael, hörst du, meine Amsel? Sie singt im Garten ..." Sie löste sich von ihm und sah nach dem Fenster. Da schrie sie gellend auf, fuhr zurück und klammerte sich an den Mann.

"Was erschreckt dich?"

Sie zitterte, es schüttelte sie, sie war kalt wie Eis. "Er sah ins Fenster, er sah uns hier. Ich sah sein Gesicht, die Augen ... Er hat uns belauscht."

"Der Mond ist es. Sieh, da steht er!"

"Nein, nein! neben dem Mond ein zweites Gesicht. Noch weißer, noch viel weißer, noch grauenvoller. Er war es, er!"

Michael sprang auf und sah aus dem Fenster. Der Garten war leer, leer und still die Straßen. Aber in der nassen Erde, vor dem Fenster, zwischen den tiefen Schatten der Buchsbäume, sah er die feinen schmalen Fußspuren eines Menschen.

"Nichts, du kleiner Hasenfuß – –"

Graf Lutz lief mit schnellen kleinen Schritten, die Hände in den Manteltaschen, ohne Hut. Er mußte ihn irgendwo verloren haben. Er lief auf den Zehen, denn der Schall der Tritte in den leeren Straßen erschreckte ihn. "Ich verzeihe dir", sagte er während des Laufens leise, "von ganzer Seele. Aber vergessen kann ich es nicht, und wenn ich in einer Nacht darüber hinwegkäme, am Tag würde es mich töten. Ich sterbe, weil ich liebe, wo ich verachten muß. Das ist die heißeste, bitterste Liebe, kein Mensch kann sie ertragen. O meine Madonna, du bist mir entheiligt. Ist mir eigentlich jemals ein Mensch begegnet, den ich sonst noch liebte? Nein, ich liebte sie und sterbe. Sie lebt weiter, ich bleibe zurück. Sie hat mich nicht belogen, sie ist wahr: sie ist die Geliebte aller Männer gewesen ... Ich ahnte es wohl. – Meine Mutter hat ihre Exzellenz mit den weißen Koteletten und die Whistpartie. Sonst ist niemand da, nicht wahr?"

Ein Mann blieb stehen und rief dem Laufenden etwas nach.

"Gute Nacht," sagte Graf Lutz, "gute Nacht. Ich floh aus dem Kadettenhaus, weil Kurt Werkenthin mich angefaßt hatte. Ich war sehr zart, Mama. Papa ist zu früh gestorben. Suse – ja, es beginnt zu regnen. Ich muß mich eilen, daß ich nicht naß werde. Suse – o, wie leicht ist es zu fliegen! Die Erde weicht unter mir. Die Sterne nähern sich. Der Mond ist wie eine Rose. Er duftet wie ihre Hand, ich küsse dich, Hand – –"

Er reckte sich empor. Er stand auf dem Geländer der kleinen Brücke über der schäumenden, rauschenden Schleuse des Kanals. Er steckte seine Arme aus, schwankte und fiel. Eiseskälte umfaßte ihn, preßte sein Herz zusammen. Aber kaum ließ er es los, umgab ihn schon himmlische Glut, durch und durch strömend. Er stieg aus seiner Tiefe auf an ein märchenhaft freies Gestade, holte Atem, wie er noch nie Atem geholt hatte. Tausend Gedanken, Bilder, Erinnerungen, Wünsche durchwirbelten ihn. Und schon wieder sank er ins Namenlose ... wieder hob es ihn, wieder trank er Luft und Leben und Sternenlicht und Bäumerauschen. Aber es zog ihn hinab, eine unwiderstehliche Last an den Füßen, ein Schwarm dunkler Geschöpfe, die ihn umklammerten. Er schlug um sich, wild, verzweifelt, ein Kampf von Herzschlaglänge und ewiger Qual, ein einziger gellender Schrei, der die Nacht zerriß – dann

sank er, sank ... in Friede und Glück und endlich, endlich nach so langer Sehnsucht, in die unzerstörbare Ruhe – –

FÜNF TAGE DARAUFG BESTIEG SUSE IN EINER STÜRMISCHEN NACHT den Zug nach Rom. Aber sie wollte in Mori aussteigen und von dort Riva und dann Gardone aufsuchen.

Michael Munk reichte ihr die roten Rosen in den Wagen nach.

"Dort unten blühen sie nun wohl, Micael. Ich schreibe nichts und will nichts von hier wissen. Die Welt soll eine andere werden. Micael, du weißt nicht, warum er starb."

"Vielleicht doch. Weil der Frühling nicht kam, oder weil es regnete, oder weil er eine zertretene Rose fand. Du weißt nicht, wie wenig es bedarf, einen Schwachen zu töten."

"Nein, Micael, so ist es: – er war nicht schwach genug zum leben! Das Leben duldet nicht so unerschütterlichen Willen. Es bricht, die sich nicht biegen. Ich biege mich – – Dennoch werde ich sterben müssen. Wir sehen uns nicht wieder, Micael. Ich werde nicht mehr Micael sagen und deine Hand auf mein Herz legen. Dort lagst du an einer liebevollen Heimat, Michael. In deinen Armen sah er mich zum letztenmal."

"Abfahren!"

Die Menschen traten von den Wagen zurück, Rufe erschallten, ein Beben ging durch den Zug. Michael schritt unter dem Fenster hin, aus dem sich Suse beugte.

"Ja, er ist tot, Michael. Nein, mehr: die Liebe ist tot! Was bleibt mir noch? Du hast keine Antwort. – Leb wohl. Rufe mich, wenn du eine Antwort für mich hast. Nein, ich werde deine Stimme nicht mehr hören. Leb wohl, Micael."

Sie ließ eine Rose fallen und trat zurück. Schön glühte die rote Laterne des letzten Wagens auf, erschwand in der Nacht; das letzte Echo des Räderrollens erstarb.

Michael sah auf die rote Rose hinab, zertrat sie und ging gesenkten Kopfes den Bahnsteig hinunter ...

ANDREAS NAHM DELA DEN TEEFARBENEN SEIDENMANTEL AB und warf ihn Giacomo zu. Trotz des Schleiers war ihr Haar vom Sturm der schnellen Fahrt aufgerissen. Ein halbgelöster Zopf hing ihr über die Schulter.

"Laß ihn, *carissima*," sagte Andreas, "*adorata mia*, ich will dich so anschauen. Du wirst menschlicher, wärmer, lebendiger, wenn du ein wenig zerstört bist. Ich glaube, Dela, das ist der einzige Rausch, dessen du fähig bist."

Sie liebte es, in seinem Automobil durch die Stadt zu eilen, über die Felder zu rasen, Waldchauseen hinabzufliegen. Selbst durchzittert von dem Fieber der Maschine, an den Wagen geschweiß, an den Kurven seine Wendungen mit unterstützend, gebannt, verzaubert vom ewigen Gleichtakt des knatternden Motors, mit der Hupe zugleich selbstvergessene Schreie ausstoßend, sah sie einen neuen Weg beginnen, scheinbar unendlich; aber schon raste das Ziel ihr entgegen, schossen die Baumreihen wie eine ununterbrochene Mauer an ihr vorüber, riß eine Kurve sie um, schrie die Hupe und öffnete sich eine neue Straße, ebenso unendlich und ebenso schnell durchmessen. Ihr schwindelte, wenn sie vom Wagen stieg. Das Stillstehen der Welt überfiel sie in seiner Plötzlichkeit wie unerträgliche Gefangenschaft. Der beglückende Wahn einer Flucht verließ sie, der Rausch einer von der Erde gelösten Existenz verflog.

Sie sah sich um. Seit Wochen war sie nicht mehr in Andreas' Atelier gewesen. Alles schien ihr unverändert. Noch stand dort die Staffelei Michael Munks mit der nun fertigen Kopie der *Toten Nereide*. Sie mußte lange fertig sein, die Farben waren schon trocken, eine feine Staubschicht verschleierte den blauen Himmel des Bildes. Und dort stand noch immer im gleichen Zustand das *Europa*-Bild des Meisters selbst, fast vollendet bis auf die angedeutete Figur der am Boden kauern den Jungfrau. Nur ein Entwurf war hinzugekommen. An einer Wand lehnte ein großer grauer Karton. Dort saß *König David*, in Pelze gehüllt, eine zitternde Hand ausgestreckt, einsam im hohen Saal. Auf den Stufen seines Thrones lagen die verstoßenen Sklavinnen, die weggetriebenen Hunde. Sie alle hatten nicht vermocht, das kalt gewordene Blut des Königs zu erwärmen. Nun brachten ihm die Knechte Abisag von Sunam, bestimmt, ihr junges Leben dem greisen König mitzutreiben. Sie stand nackt zwischen bewaffneten Knechten. Schon im Kohleentwurf

erstaunte die Wirkung des stumpfen, matten, zarten Fleisches neben den glänzenden, funkelnden Rüstungen. Eine gepanzerte Hand lag noch auf der Schulter des Mädchens. Schon jetzt sah man von dorthier einen Schauer der Scham und des Frostes über den Mädchenleib laufen. Es trug angedeutet die Züge Dela Gards. An der Tür des Saales stand, die Hände im Vorhang verkrallt, ein junger Torwart. Er starrte mit aufgerissenen Augen zu der des Königs Willkür preisgegebenen Nackten hinüber. Es war Michael Munk, in dessen Antlitz Liebe, Zorn und Gehorsam kämpften.

"Es wartet auf dich, Dela", sagte Andreas. "Komm, gib den Hut."

Er knüpfte ihr den Schleier ab. Sie trug einen langen schleppenden moosgrünen Tuchrock und eine gleichfarbige langschößige Samtjacke, eng geschlossen. Andreas Gambaro hatte an Rudolf Gard nur die eine und nach einigem Zögern auch gewährte Bitte gehabt, allein für die Ausstattung seiner Braut sorgen zu dürfen. Mit seltenem Raffinement verstand er, ihre keusche, magere, reine Gestalt in wollüstigen üppigen Samt zu kleiden, in fieberhaft erregte, zerknitterte, nervös sinnliche Seide, in geilen, kreischend funkelnden Atlas, in die erkaltete, erstarrte Leidenschaft dunkler, alter, stumpf gewordener Goldbrokate.

"Du siehst es dir an. Ja, das wird Michael Munk, der dich dem König neidet. Unter des Königs weißem Bart, Dela, wird aber mein Gesicht ertrinken."

"Warum?"

"Warum Michael? Weil er der einzig wahrhaft Treue ist. Der einzige Mann, der dich mir allein gönnt. Es schmerzt mich, daß ihr euch fremd bleibt. Ist es nicht so, Dela?"

"Ja – "

"Warum? frage nun ich. Er war bei euch. Du hättest ihn bitten müssen, wiederzukommen."

"Er mißfiel Mama. Er saß da, nachdem er seine Gratulation gemurmelt hatte, starrte auf dein Porträt, das du mir geschenkt hast, starrte und ging."

"Aber er wird in unserem Hause ein- und ausgehen. Ich liebe Michael Munk. Er steht in meinem Herzen hinter dir. Vor euch keiner und hinter euch bleibt es lange leer. Seid so fern ihr möget, in mir vereine ich euch doch. Ihr gehört mir zusammen."

"Wann willst du den Karton dort ausführen?"

"Er kommt selten. Ich weiß nicht, warum. Er arbeitet nicht, soll ein lockeres Leben führen. Du weißt, Suse war seine Geliebte. Der alte Munk hatte die ersten Schulden für seinen Sohn zu bezahlen. Seit Suse fort ist, hat er sich von Tobias in alle Geheimwinkel Berlins einführen lassen und teilt dort die Ausschweifungen des Altertums mit Prinzen und Gesindel. Warum wirst du blaß, Dela?"

"Ich will das nicht hören. Das gehört nicht dazu."

"Das und manches andere, Liebste. Du wirst Augen machen. Es gibt mehr Dinge im Leben, als deine Mädchenunschuld sich träumen läßt."

"Ich werde deine Frau werden. Aber nie will ich deine Geliebte sein, vor der es keine Geheimnisse gibt."

"Das werde ich bestimmen. Gehör darfst du mir versagen, aber nicht den Gehorsam."

"Es steht noch in meiner Hand, ihn abzuschwören."

"Dann stirbst du." Er sprach es ruhig und ernst, so selbstverständlich, so wenig pathetisch, daß Dela fühlte, es würde so kommen. Und grenzenlose Lust befiel sie, ihrem Mörder und Mord ins Auge zu sehen.

"Ich fürchte mich nicht. Laß mich hinaus. Leb wohl, Andreas. Der Tod ist freundlich, du bist roh."

Da umschlang er sie. Sie war nichts in seinen starken Armen, ihre abwehrenden Hände glitten von seiner unüberwindlichen Brust. Seine nie erwiderten Küsse waren ein Strom, der sie aber nicht mit Lust überwältigte, sondern sie mitleidslos, eine Verzweifelte, entkräftete. "Bleibe mir, bleibe mir, geh nicht. Ich bin roh, ich weiß. Aber ist es nicht Liebe, Dela? Du könntest mich haben, wenn du wolltest. Aber du willst nicht, du willst nichts. Alles ist dir gleich. Hab mich doch ein wenig lieb. Wen hab ich denn, Dela? Die Mutter ist so lange tot. Petronilla liebt ihre Statuen und erträgt Menschenwärme nicht. Die Kollegen lieben alle nur sich und ihren Ruhm. Die andern Menschen lieben in mir den Maler. Ein Einziger ist da, der liebt auch den Menschen, der hat ein Herz für mich, der würde sich opfern, ein Bruder, ein Freund, ein Geliebter. Nur er!"

"Michael Munk – " Dela riß sich gewaltsam los.

"Ja, Michael Munk. Wenn ich ein Weib brauchte, das er liebte: er würde es mir geben! Er würde sein Herz treten, wenn ich es verlangte. Ohne daß ich es verlangte! Ich sehe mich um, Dela, ich sehe mich weit

um: er und ich, wir sind die einzigen, die wissen, was Hingabe ist. So bin ich dir hingegeben, Dela."

"Und er dir." Sie stand am Fenster. Ein Hauch von Grün flog schon über die Sträucher des Platzes. Die Baumwipfel am Ufer des Kanals umschlang ein violetter Schleier: es waren die Knospen, die an den Ästen ausbrachen, die zarten blassen Spitzen der ersten Blätter.

"Gönnst du ihn mir nicht, Dela?"

Sie wandte sich schnell um. Seit langem zum erstenmal sah er sie lächeln. So wie sie da stand, hatte er sie vor Wochen gemalt, gelehnt an die Balustrade des Fensters, hinter sich die glatt gespannte himmelblaue Seidenwand der Luft. Nur glitten heute dort dünne feuchte Frühlingwolken dahin, getränkt von Licht, naß glänzend, mit blauen weichen Schatten.

"O, Andreas! Aber weißt du, weshalb ich heute heraufkam? Ich wollte dich überraschen. Sage mir, wo die Gewänder liegen, das hellblaue Gewand der *Europa*. Ich will dir stehen, Andreas. – Bleib dort –", rief sie, da er zu ihr stürmen wollte. "Du darfst mich nicht berühren. Ruf die Karagina. Sie soll dabei sein. Ich habe bis Abend Zeit."

Sie stieß die kleine Tür im Fenster auf. Die Luft gab ihr den Atem zurück, der ihr ausgegangen war. Plötzlich war ihr dieser Rachedanke gekommen, eine Rache an Michael, der sie verschmähte, der sie dem andern hinwarf. Nun wollte sie sich ganz erniedrigen, aller Scham begeben. Was lag noch an ihr, dem Spielball der Männer! Vielleicht aber traf es ihn, wenn er hörte, daß sie nun auch die Bestimmung des Modells auf sich genommen,.

"Karagina!" schrie Andreas. "Karagina!" Er holte sie herüber, die allein im letzten Studio saß, untätig, vor einem fertigen Bild. Ein Stilleben von roten Äpfeln und Zitronen auf einem hellgescheuerten Tisch vor einer grünen Kachelwand. Sie saß da und schüttelte nur immer den Kopf. Denn die Früchte lösten sich ihr nicht von der glänzenden Wand. Die Luft fehlte, die Tiefe des Raums. Aber wo fand sie auf der glatten Tischplatte ein Hilfsmittel für die Perspektive? Sie konnte die hinteren Früchte nicht noch mehr verkleinern. Aber sie blieben an den grünen Kacheln kleben. Und diese Kacheln selbst! Sie drängten sich vor, fielen aus dem Rahmen, erdrückten das Obst – –

"Bleib hier, Natascha", murmelte Dela. "Setz dich. Du sollst zusehen. Das Kleid, Andreas."

Er hatte den Deckel einer Truhe an die Wand geschleudert und hob seine köstlichen Stoffe heraus. Sie waren schon für Delas schmalen Leib zusammengeheftet. Er suchte ein hellblaues Gewand hervor, mit feinen silbernen Ornamenten durchwebt. Dela stieg die kleine Wendeltreppe hinab, um sich unten umzuziehen.

Andreas rückte die Leinwand vors Fenster, schob mit bebenden Händen Papier auf einem Tisch zusammen, suchte Stifte und Kohle. Er drückte Tuben auf der Palette aus und ließ alles wieder fallen. Er lächelte der Karagina zu, die an der Tür sitzen geblieben war und in sich versunken auf den Teppich stierte.

Andreas stieß einen hellen lauten Ruf aus, die Karagina schrak auf: Dela kam, den für sie noch schweren, himmlisch leuchtenden Stoff an den entblößten Schultern hängend, die Wendeltreppe herauf. Wie ein Stück Himmel glänzte sie hinter dem durchbrochenen Geländer. Den gelösten Zopf hatte sie nicht hochgesteckt. Wie verwirrt von Spiel und Lauf, von Lust und Glück, hing ihr das Haar ins Gesicht. Sie hielt das lose Gewand vorn gerafft und stieg so volends aus der Versenkung wie eine wenig irdische Erscheinung. Ihre nackten Füße wuchsen wie die feinen Schäfte weißer Bäumchen aus dem dunklen Teppich auf. Der lose Stoff enthüllte eine Hüfte, zart gewölbt wie ein Blumenblatt, scheinbar von einem Hauch zu zerstören, stumpfglänzend unter einem silbrigen Flaum.

"Geh, Madonna", flüsterte Andreas. "Schreite ein wenig, wo du willst, wie du willst. Ich will dich nur sehen. Und dann knie hin, kaure nieder, hebe eine Muschel auf, da hast du eine" – er rollte sie über den Teppich – "und lausche in sie. *O Madonna in azurro!*"

Dela kniete nieder. Die Gedanken in seliger Ferne, hob sie die Muschel auf und lauschte auf ihr Rauschen. Sie schloß die Augen. Nun brandete das Meer an die Ufer ihrer abgetriebenen Insel, die in die Seligkeit hinausschwamm. Eine geliebte Stimme drang aus diesem Rauschen. Oder war es ihr eigenes Blut, das sie rauschen hörte, oder waren es Wolken, die an ihr vorüberzogen? Wohin war sie entrückt? ...

Mit einem einzigen Strich hielt Andreas ihre Silhouette fest, deren sanfte Rundung von rührender, jugendlichster Keuschheit war. Mit

ruckweisen Bewegungen der großen Hand, die die Kohle hielt, bannte er den versunkenen, entrückten, kindlichen Träumen hingeebenen Ausdruck in dem Gesicht. Von schnellem Laufen bleich, die Haare verwirrt, war das Mädchen mitten im Spiel vor der Muschel hingesunken, mit einem Schlag aus der heiteren Welt der Gespielinnen in die tragische des lauschenden Weibes gehoben. Bestimmt für ein ungewöhnliches Schicksal, schloß sie die Augen über ihren Wolkenträumen, indes das Verhängnis aus blauer Ferne unabwendbar herantrabte.

Andreas zeichnete nicht weiter. Er rührte den Pinsel nicht an. Er trank nur das Bild, saugte die Stellung ein, erfaßte, um sie nie wieder zu verlieren, diese kauernde Jungfrauengestalt. Und wie immer überkam ihn eine Art Wut, eine grausame Begierde, alles zu erfassen, nichts zu verlieren, das Modell ganz in sich aufzunehmen, um es nachher in der Erinnerung zu jeder Stunde, in jeder Stellung und Entblößung wieder beschwören zu können. Er begann zu beben, während seine Augen, starr und glanzlos, aus den Höhlen traten. Seine Finger zeichneten in der Luft Umriss nach, seine Lippen gingen langsam auseinander – dort zerschnitt das Gewand die Schulter an der schönsten Stelle; – während die Karagina an dem Mann hing, als löste sie da das Geheimnis der Konzeption, sprang er mit zwei kurzen Sätzen wie eine übererregte Bestie auf Dela zu, riß das Gewand an der Schulter auf und streifte es schnell von der andern. Seine kalte schwere Hand blieb auf der Schulter liegen. Der von ihm vorgeahnte Schauer von Scham und Frost zugleich überlief den Mädchenkörper. Sie hatte aufgezuckt, die Augen aufgerissen. Nur die Hände mit der Muschel waren auf die Erde gefallen, hart aufschlagend, nun lag sie vornübergebeugt, wie eine schwer Getroffene, hoffnungslos den Kopf hinabhängend, das Haar auf dem Boden schleifend, auf dem Rücken den sanften kühlen Strom des Frühlingslichts.

Sie rührte sich nicht. Sie lag da wie eine, die nach wilder Vergewaltigung umsonst sich zu erheben versucht. Der geschändete Nacken vermochte nicht mehr, aufrecht den Kopf zu tragen.

"Karagina!" schrie Andreas. "Sieh! Kennst du eine schönere? Ophelia, die sich über den Teich beugt. Magdalena zu Füßen des Heilands." Und wieder riß er einen weißen Bogen zu sich heran und zog den Nacken und den Rücken nach und die kraftlos aufgestemmtten Arme, die die Frau

nicht lange mehr zu halten vermochten. Die Karagina war aufgestanden und sah von dem Mann zum Mädchen, gespannt und neugierig, als könnte sie den Strom vom Modell zum Künstler erhaschen, dem letzten Geheimnis auf die Spur kommen und es für sich nutzen.

Da wurde der Vorhang aufgerissen. Dela hob den Kopf und sah aus ihrer gebeugten Stellung hinüber. Hoch, unendlich hoch über ihr, schien es, und doch furchtbar nahe, erdrückend nahe, stand Michael Munk unter dem Vorhang.

Andreas schrie auf. "Siehst du, wie schön, Michael?" Seine plötzlich festen und sicheren Arme stießen in die Luft. Seine langen Haare schienen aufgerichtet. Der ganze Mann war geschwellt von Energie. "Wird sie mir nicht tausend neue Bilder schenken? Hebe den Kopf, Frau, richte dich auf."

Aber die Karagina nahm eine Decke und warf sie über das Mädchen. Darunter brach Dela wie unter einer Last zusammen. Sie lag lang und still da, regungslos, auch den Kopf bedeckt, nur die hellen goldneen Haare quollen hervor.

"Es ist deine Braut, Meister", sagte die Karagina laut.

Er kniete schon neben ihr. Er zog die Decke fort, aber nur so weit, daß ihr Kopf frei wurde. "Dela?" flüsterte er. "Dela? komm, sieh auf. Habe ich dich erschreckt? Siehst du, ich dachte an nichts. Ich war ja nur Maler. Du bist so schön, Dela. Es waren ja nicht Männer, die dich gesehen haben. Und was haben sie gesehen? Deine unantastbar reine Schönheit, Dela. Sei stolz, nicht gedemütigt. Ich hatte alles vergessen."

Sie hob den Kopf. Ihr Gesicht war naß von Tränen ...

Andreas sah sich hilflos um. Aber er war allein mit ihr.

"Geh hinaus, Andreas. Wann soll ich wiederkommen?" Ja, sie würde wiederkommen und nach seinen Wünschen ihren Leib preisgeben. Mochten alle Männer der Stadt diesen Vorhang heben und ihre Schmach erneuern. Ihr war's, als müßte sie sich strafen. Nur wußte sie kaum, wofür. Aber vielleicht traf sie einen anderen durch ihre Erniedrigung, vielleicht stand ihr Schmerz verdoppelt in einer anderen Seele auf ...

Draußen lehnte an der Flurtür Michael, den Mantel aus den Händen geglitten, die Augen geschlossen, als schliefe er. Andreas berührte ihn leicht. "Träumst du, Micael?"

"Andreas!" rief der Jüngling und umarmte ihn. "O hilf mir, Andreas, hilf mir! Ich bin so ratlos, ich weiß nicht, wohin. Ich kann nicht arbeiten. Ich kann nicht mehr, ich bin fertig, fertig, fertig – " Er fiel hin, an dem Mann nieder, noch immer die Arme um ihn. "Jetzt bin ich schwach – weißt du noch? Einmal hast du geweint, und ich habe dich gestreichelt und war stark. Heut sei du lieb, tröste mich, Freund, o, hilf mir."

"Mein Micael", sagte Andreas zärtlich. "So wollte ich dich einmal haben. Du warst zu stolz, Micael. Du kanntest bloß das Glück des Schaffens. Jetzt sollst du einmal leiden, weil du Künstler bist. Man muß auch die Verzweiflung und Leere und Ohnmacht des Schaffenden kennen. Auch Gott ruhte am siebenten Tage nur, weil er sich als Schöpfer ausgegeben hatte und den neuen Zufluß von Gedanken abwarten mußte. Heut, Micael, hast du deine Lehrzeit beschlossen. Bis jetzt hast du aus dem Überfluß und Übermut der ersten Jugend geschaffen, nun kommt die Besonnenheit, der zähere Fleiß, die schmerzlichere Erfindung der Reifezeit. Das Spiel ist aus, Micael. Jetzt kommt das Leid der Kunst."

Es ist wohl nie Spiel gewesen, dachte Michael und ahnte nicht, daß er in diesen Worten der Vergangenheit der Geliebten begegnete. Nein, auch er versteht mich nicht. Nie war es Kinderlust, immer nur schmerzvolle Arbeit.

Er richtete sich auf. Aber Andreas hielt ihn in seinen Armen fest. "Ich Sorge mich nicht, Micael. Nun ist Frühling; ist es draußen erst wieder ruhig geworden, dann kommst auch du zur Ruhe. Du lebst zuviel, Micael, zu intensiv. Deine Kräfte läßt du bei den Weibern. Sieht du, auch ich bin kein keuscher Mönch gewesen, ich habe nie der Askese gehuldigt. Aber nur im Vorbeigehen pflückte ich die Liebe. Ich gab mich ihr nie hin, wie du es jetzt tust. Wenn du drei Nächte bei Gelagen liegst, soll dann am vierten deine Hand nicht zittern? willst du am Morgen, wenn das Licht dich ruft, einen klaren Kopf haben, wenn du ihn vor einer Stunde erst von der Brust einer Frau gehoben hast? Ich predige keine Tugend und keine Enthaltbarkeit, Micael, aber Maß und Besonnenheit. Du verschwendest

dich nutzlos, du bist in das Leben hineingeraten und mußt dich herausreißen. Du bist nicht dazu da, Micael, du nicht, in Frauenschönen zu verfaulen! Du hast die Unsterblichkeit in deiner Gewalt. Und glaub mir: nicht du bist es, an dem die Frauen sich entzünden, sondern der Fluch der Einsamkeit über dir, deine Entrücktheit ins Abgeschiedene erregt sie wie die niedergeschlagenen Augen eines Mönches. Nicht dich wollen sie besitzen, sondern in deine Einsamkeit dringen. Es ist nicht Liebe, sondern Neugier, nicht Zärtlichkeit, sondern Eifersucht. – Lieber Bruder, ich hab dich lieb. Du bist zu gut, als daß du schon dort in dem Sumpf wurzeln solltest. Es wird nur ein kurzer Riß sein. Und dann vor die Leinwand! Diese Frühlingssonnenuntergänge, Micael, warten auf dich. Vor Millionen Augen versprühen sie allabendlich wie schnell vergessenes Feuerwerk. Banne sie, Micael, zwinge sie zur Ewigkeit!"

Michael lag glücklich, gedankenlos, verwandelt in ein sorgenloses Kind, in den festen Armen des Mannes. Er legte seinen Kopf auf die breite Schulter und atmete tief mit geschlossenen Augen. An dieser Schulter haftete ein schwacher Duft von Delas Haaren, über seine Lippen lief, wie Spinnweb, ein langes goldnes Frauenhaar ...

"Du versprichst es mir, Micael, kleiner Freund, nicht wahr? Du kehrst zur Staffelei zurück. Lauf dir erst, wie du es so gern tust, die Unrast aus. Lauf dich müde, trinke hundert Sonnenuntergänge und male aus allen zusammen dann den einzig vollkommenen. Du bist ins Bacchantische geraten, Micael, und bist doch der geborene Asket. Ein Sinnbild mußt du dir immer vor Augen halten: Ich kannte in Paris einen polnischen Dichter, über dessen Bett hing ein leeres rohes Holzkreuz. Aber dort, wo Hände und Füße des Heilands angenagelt gewesen und wo sein Haupt im Krampf an den Stamm geschlagen hatte, da waren Blutspuren sorgfältig und natürlich angebracht. Ich keine keinen zweiten Kruzifixus, der so vernehmlich sprach und leibhaftig erschien. Häng du dir den heiligen Hieronymus auf und halt dich im Gehäus. Auch ich, Micael, auch ich werde malen." Er spannte seine Arme wie ein Sieger um des Jüngeren Nacken.

"Danke, Andreas. Aber du mußt mir weiterhelfen. Laß mich die nächsten Abende bei dir bleiben, damit ich Tobias entgehe und der eigenen Verführung der Gewohnheit."

"Dann mußt du in den Grunewald kommen. Diese lauen Frühlingsabende sind die schönsten draußen. Mein weißes Haus glänzt selbst in diesen mondlosen Nächten."

Michael bückte sich nach seinem Mantel. "Du bist mit deiner Braut dort."

"Wir sind ein stilles Brautpaar. Dela zittert unter meiner Hand oder spürt sie gar nicht. Aber sie zittert nicht vor Wonne, eher vor Angst! Sie ist eine kalte Frau, und ich brenne danach, sie aufzuwecken. Du hast sie vorhin gesehen, Micael – – Wenn diese Arme einmal erglühen werden ..."

"Sei still, Andreas!" rief der andere.

"Kleiner Bruder, ich möchte mit dir teilen. Ich hab dich sonderbar lieb."

"Behalte sie!"

"Ich weiß, du magst sie nicht. Aber was würde ich wohl tun, wenn du kämst und sie von mir begehrtest? Sie in deine Arme legen? Ich glaube, ich tät es, Micael."

"Sei still," murmelte Michael, "solche Worte beschmutzen sie. Nachdem ich sie vorhin gesehen, wird sie mir nie mehr begegnen wollen."

"Sie ist größer, als du denkst. Meine Braut ist frei von kleinbürgerlicher Scham. Also ich erwarte dich abends, Micael. Weißt du, daß wir Anfang August heiraten?"

"So spät?"

"Ich bin ein gehorsamer Bräutigam. – Aber ich werde sie für den langen Brautstand büßen lassen."

"Adieu Andreas."

Michael sah den Meister mit einem ebenso schmerz- wie trauervollen Lächeln an. Er schlug die Tür zu.

Als er die Straße betrat, ging Dela Gard vor ihm durch die schon einfallende blaue Dämmerung über den Platz. An der Brücke blieb sie stehen und sah den Kanal hinab, wo hinten über den Bäumen die Sonne untergegangen war. Eine breite Wolke lag dunkel quer über dem Himmel, aus ihr schien Blut zu fließen. Sie klaffte unten mit purpurnen Rändern, aufgerissen, grausam zerfleischt, und ergoß glührote Ströme. Sie schwamm in einem sanften Blau, das von ihrem Geschick nichts zu ahnen schien. Ebenso ahnungslos sanft führten die geschwungenen

Baumreihen der Ufer die Schwingungen der Kanalböschung auf die blutige Orgie zu. Nur das Wasser zwischen seinen dunklen Ufern fing ein Bild der Röte auf, ließ sie dort sanfter und blasser, wie ein mildtätiger Spiegel, widerscheinen.

Als Michael sich umwenden wollte, um dem Mädchen auszuweichen, sah Dela Gard nach ihm aus, als hätte sie gewußt, daß er ihr folge, und als erwarte sie ihn. Er kam zu ihr, den Hut in der Hand, den Blick gewaltsam frei, als hätte er nie ihre reine Nacktheit gesehen. Auch das Mädchen senkte den Blick nicht und sah dem Mann stolz entgegen. Hinter ihren offenen Blicken lag dennoch das Geheimnis ...

Von ihm fort sah Dela zu dem Haus hinüber, in dessen obersten Atelierfenster die Abendröte schwamm. "Ob Sie einmal bereuen werden, daß Sie mich ihm hingeworfen haben?"

"Jeder hat an seinem Schicksal zu tragen."

"An seinem eigenen, selbstgewählten. Aber mir ist, als trüge ich das Schicksal einer fremden Frau, mir durch Zufall aufgebürdet, nicht zu mir passend, nie mit mir verwachsend. Nie, Michael." Sie sah ihn groß an. Die Abendröte ließ beiden das Gesicht glühen, in den Augen einen Feuerschein aufglimmen. Über die Brücke rollten rasselnde Wagen, gingen schwer und laut eilende Menschen, ein Hund bellte gellend.

"Adieu, Michael." Sie ging davon. Unter den Bäumen am Ufer war Stille und Frühlingsduft. In den Vorgärten waren die Hecken schon grün. Auf dunklen Beeten standen flammend und leuchtend die Tulpen. Hyazinthenduft quoll herüber. Zarte Primeln faßten wie gewellte breite Seidenbänder schmale Wege ein. Die Rosenstöcke standen wieder aufrecht, Stämmchen und Krönchen von Stroh befreit. Alles wartete auf den hochsteigenden Saft und den ersten neuen Ausbruch des nie endenden Lebens.

Auf der andern Seite ging dem Michael dem Mädchen nach. Er folgte ihr durch den Tiergarten, durch das Birkenwäldchen, wo an den Stämmen, die im Dämmer weiß und weich, fast gespenstisch leuchteten, schon grüne, feine, durchsichtige Wimpel wehten. Mit dem Himmelsblau verflossen die ersten kleinen Birkenblätter, es gab da oben bunte Wolken, leicht wie Rauch, die an den weißen Masten hängen geblieben schienen. Faulbäume blühten dort.

Heut nacht will ich sie belauschen, dachte Michael. Wenn ihr Duft die Wirklichkeit fortschwemmt und uns betäubt.

Zwanzig Schritt vor ihm dachte Dela Gard und ließ ihren grünen Rock achtlos über den feuchten Reitweg schleifen: *Könnte ich in der Nacht diesen Duft belauschen kommen! Er muß das Geheimnis kennen. Oder er läßt uns vergessen und versinken.*

Aus dem Zoologischen Garten klang das dumpfe Gebrüll eines Tieres, dann Musik – Susas Arie der *Violetta*, das Lied der rastlosen Lust – dann scholl durch den Park das Rasseln der Stadtbahn, das immer erneute Brausen der Räder und ihr Verklingen und – sehnsuchtsvoll in der Abendstille – der Pfiff einer Lokomotive ... Zwischen den sprießenden Ästen stand der erste Stern, ein silberhelles Funkeln in der blauen Luft. Dort schwang sich zwischen Zweigen die schmale Gondel des Mondes, glitt höher, verließ die hohen Pfähle und fuhr auf das Meer hinaus, ein immer heller aufglänzender Nachen. Sie gingen am Bahnhof vorbei, von dem schon ein heller Lichtschein in die Straßen floß; das Lärmen der Stadt scholl ihnen entgegen, die einzelnen Spaziergänger schlossen sich zu dichteren Reihen zusammen, zu dunklen, hastigen Menschengügen. Die dumpfere Ludst der Straßen umfing sie, Frühlingsduft und taufeuchter Windhauch blieb schnell zurück. Hinter dem Mädchen bog der Mann in die Kantstaße ein. unter den Bahnbogen hallte das Rasseln der Züge, im Theatergärtchen schwoll schon das erste Grün. Und dann kam trostlos die öde Länge der Straße, die in den dunkel gewordenen Westhimmel führte. Durch die dickere Luft schienen mühsamer die Sterne. Es wurde schnell dunkel. Aus offenen Läden brach das Licht breite Bahnen in den Abend. Tausend Schritte hallten an den hohen Häusern hinauf, tausend Hufe klapperten. Hupentöne zerrißen den bunten Lärm und pflanzten sich weit fort, unter ihren Schwingungen alle anderen Geräusche begrabend, bis nach einem Augenblick der Stille von allen Seiten alles wieder zusammenfloß und in dem einzigen und innerlich vielfachen Schrei der Stadt emporschwoll.

Dela sah sich nicht um. Sie betrat ihr Haus, ging langsam die Treppen hinauf und wurde von der Mutter selbst eingelassen. "Gott, Dela," sagte die Bürgermeisterin, "ich warte schon. Seit Mittag bist du weg. Wie war's denn? Seid ihr so lange umhergefahren, oder habt ihr wieder Einkäufe

gemacht? Ja, das ist ein Leben, Kind. Ich hab dir was Gutes ausgebetet! eitel Freude!"

Dela lächelte ihr freundlich zu. Die Mutter nahm ihr Mantel und Hut ab. Sie liebte diese feinen, kostbaren Dinge zärtlich und betreute sie wie hilfällige Wesen.

Aber Dela nahm vom Tisch die gelben Rosen, die ihr jeden Morgen frisch gebracht wurden, und trat auf den kleinen Balkon hinaus. Die Luft war schon dunkel und feucht. Sie sah die Sterne über den Dächern glänzen, im Westen hell und rein, aber östlich über der Stadt trüber und matter. Unten in der Straße, wo die Laternen wie brennende Lichtstümpchen standen, war es finster und nur ein dunkles Getriebe eilender Menschen. Sie sah nicht, daß jemand, verloren in Gedanken, vor dem Haus stand. Von der Stadt abgewandt, dem Wald zu, von dem her das Brausen der Bahnzüge scholl und die Signale rangierender Lokomotiven, begann sie, an das noch kahle Weinspalier gelehnt, die Rosen zu zerpfücken. Die hellen Blätter flatterten hinunter.

Michael stand unten. Die Blätter wehten um ihn, zögerten an seinen Schultern, glitten hinab, fielen auf seinen Hut, streiften sein Gesicht. Eines blieb auf seinen Lippen liegen. Des Mädchens Finger hatten es berührt ...



Unter den Linden 26 / Friedrichstraße 85a (1904)
Links das berühmte Café Bauer

Hochzeit

In der lichtlosen Dämmerung zwischen Tag und Nacht, in dieser Stunde des einbrechenden Abends, wo das Licht des Tages versiegt ist und die Dunkelheit der Nacht noch zögert, wo die Laternen und Bogenlamen als ein Stück leblosen Glanzes in der Luft schwimmen und die Lichter der Schaufenster, die hellen Flächen hoher Glastüren noch ohne Kraft und Helligkeit leuchten, in dieser Stunde standen die Bäume in der Stadt wie erstarrte angstvolle Träume, wie versteinerte Gebilde einer von Furcht überwältigten Phantasie.

Michael Munk ging die Linden hinab, dem Schloß zu. Wolkenhafte Massen, lagen die großen Gebäude unter einem umdunkelten Himmel. Drüben rang sich die helle runde Uhr des Rathausturms wie ein tiefstehender Vollmond durch die Dämmerung. Aus dem Vorhof der

Universität glänzte das weiße Denkmal zwischen den dunklen Baummassen, und aus der hellen Tür dahinter drängte sich ein schwarzes schwerfälliges Gewimmel von Menschen. Die Figuren auf der Schloßbrücke schimmerten bläulich, von der Dämmerung umwogt, daß sie sich leise zu bewegen und die sterbenden Jünglinge aus den zärtlichen Armen zu gleiten schienen.

Michael ging rechts am Ufer hin, der Platanengruppe zu, durch die kurzen, stillen und wie vom Leben vergessenen Gassen. Dort schwang sich der Schwibbogen über die Straße, ein schöner Rahmen für das Bild dahinter: Menschen und Wagen, langsam bewegt, und hinten dunkle Bäume, in die Tiefe geglittene glanzlose Laternen, ein mächtig vorspringendes Gesims, eine Säulenreihe.

Und als sich der Wanderer wieder in die Stadt hineinwandte, an Straßen vorbei, die sich nach dem Westen öffneten, sah er dort weit hinten über der Stadt noch den Sonnenuntergang.

Durch die klaffenden Spalten eines bewölkten, zerrissenen, zerstörten Himmels flossen wie aus jenseitigen Vulkanen Feuerströme und Glutfluten auf die Erde. Ihren aufgerissenen Schlund des Ausbruchs formte bald eine wogende Linie, bald umrahmten ihn Zacken und Spitzen. Und der Krater floß über, flüssiges Feuer tropfte aus seinem Maul, sammelte sich weiter unten zu einer blutigen Pfütze, die sich ausdehnte, die schrecklich wuchs, genährt von unerschöpflichen Quellen, zu Teichen und Seen, zu einem roten Meer, das den Himmel, die Erde überschwemmte. Oder der Krater riß plötzlich und ein Lavastrom floß einen unmeßbar weiten Weg hinab über den Rücken des Feuerberges, erklomm einen benachbarten Vulkan, vereinte sich mit neuen entgegenstürzenden Feuerflüssen zum Untergang von Welten. Aber plötzlich beruhigte sich der Himmel, ein sanfter Bergzug, eine süße Linie auf- und abschwingender Gipfel hob sich blaß und abendlich rein, von Goldlinien umzogen und mit goldenen Schatten geschmückt, vom roten Grund ab. Oder es war der kühne Zug hoher Alpen, deren Zacken glühten und deren Grate loderten, als erhitze sie, die eisernen Gefüge, ein vulkanisches Feuer zu einer Apotheose der Erschöpfung. – Und dann war es ein erstarrter Reigen überirdisch großer Gestalten, die die Stadt einsäumten, mit zusammenfließenden Gewändern, die rote Schärpen von Meilenlänge und grüne Wimpel von unendlicher Fläche in regungslosem Kranze

hielten, und die goldenen Schleier ihrer Häupter starrten unbewegt in die Luft.

All dieses Rot und Gold durchglänzte die stauberfüllte, dicke Luft der Straßen, weckte in den Fenstern einen roten Glanz, ein blendendes Funkeln auf, ließ die Straßen sich verlieren in glühendem Rauch, in bengalisch beleuchtetem Dampf, der wie im Theater aus Spalten im Boden aufzuquellen schien, der die Vedute des Straßenbildes abschloß und märchenhaft, traumgleich die rauchende, lärmende Stadt in eine stille, duftige Feenwelt aufzulösen schien. Mit tausend Fenstern flammten die Warenhäuser auf und wurden zu festlich erleuchteten Schlössern. Aus den Cafés klangen die ersten schmachtenden Geigen, Häusertürmchen verwandelten sich in Minaretts, über die Menschen fiel die heitere Verkleidung des Abends, wie eine Welle hob sich das Leben auf.

Noch in das Abendrot hinein glommen die frühen Lichter der Stadt. Sie leuchteten nicht, sie hingen wie stumpf glänzende riesige Perlen in langen Ketten in den Straßenreihen, standen als lichtlose künstliche Sterne auf den Spitzen der Laternenpfähle, verfangen sich in Glasscheiben und Vorhängen, in denen sich die Leuchtkraft verlor. Noch hatte der Kampf nicht begonnen, noch zögerte die Nacht in engeren Gassen und verlassenem Winkeln, ehe sie auf die weiten Plätze stürzte, in die breiten Straßen lief und da den Tag überwältigte. Mit verhaltenem Beben, angstvoll unbewegt wartete das Licht der Menschen auf ihr Kommen, auf die Schlacht mit ihr, auf den gewissen Sieg, über den dennoch schließlich die Nacht triumphierte – in jenen Stunden, wo auch das Leben der Stadt einschlief, in jener einzigen Stunde vor Tag und Dämmerung, wo alle in Schlaf sinken, nur nicht die Unglücklichen und Liebenden, jene Geschöpfe, die des Lichts nicht bedürfen, die die Nacht suchen, die verbergende Finsternis, den schützenden Mantel der Dunkelheit, in den hinein sie ungehört und ungestört ihre Seufzer stöhnen, ihre Tränen weinen dürfen, der die Sünden des Körpers bedeckt mit derselben erhabenen Gleichgültigkeit oder liebevollen Nachsicht wie die Gelüste der Seele, der mit gleicher Liebe den Mörder, den Wollüstling wie den Kummervollen verbirgt, diesen warmen endlosen und nie versagten Mantel der Barmherzigkeit, in dessen Erbarmen verbotene Lust und heimlicher Kummer flüchten, unter dem Gutes und Böses zum Gleichen wird ...

Durch diesen körperlosen Kampf schritt Michael Munk. Er wanderte bis in die Nacht hinein, alles Leben in die Augen gedrängt, die unersättlich tranken. Er hörte nicht den Schrei eines überfahrenen Menschen, er sah nur gierig auf die Figuren des zusammenfließenden Menschengewühls, griff fieberhaft nach den Erscheinungsmomenten des Auflaufs. Sein Herz zitterte nur noch von den Eindrücken neuer Bilder, neuer Formen und Gestaltungen. Nach wochenlanger träger Arbeitslosigkeit war erneut und verstärkt die Wut des Schaffens über ihn gekommen, verlangte seine Hand zitternd nach dem Pinsel, um in festerem Willen zu erstarren, wenn sie ihn hielt. Mit einem Glücksschauer ohne gleichen beschwor er lange Straßenzüge in der Verzerrung der Dämmerung, in der gauenhafte Nacktheit des Mittagslichts, im keuschen Duft der ersten Frühe. Er malte Sonnenuntergänge über gebückten Dächern. Malte eine zusammengekauerte Stadt mit eingezogenen Schloten und geduckten Kuppeln, mit in verzweifelter Mut starrenden Türmen und darüber das große Bild des Himmels, malte diesen Himmel in Empörung über die Stadt, deren Pestatem zu ihm aufstieg, malte ihn als blutiges Gericht, von dem Feuer und Glut auf die sündigen Dächer fiel. Oder er ließ ihn über der zusammengeschrumpften und gedemütigten Silhouette einer Straße in sanftester und keuschester Schönheit aufblühen, einen bunten Garten, ein Spiel farbiger Flüsse. Und daneben entstanden Bilder, in denen der Rahmen den Himmel abschnitt, wo kahle Häuser oder prunkvoll geschwollene Gebäude sich endlos nach oben fortzusetzen schienen, wo der Blick hinauf in eine trostlose Höhe führte, in die hinein die grotesken Auswüchse der Mauern starteten. Oder über den Straßen, über den gewöhlerfüllten Plätzen lagerte das künstliche Licht, undurchdringlich für die Gestirne, eine ebenso leichte wie hoffnungslose Schicht, die den Städten für immer von inneren Sphären schied, die als leibhaftige Trostlosigkeit und dumpfe Resignation über der verzweifelt lebenden Stadt lagerte. –

Zu Beginn des Sommers mietete sich Michael Munk im Eckhaus an den Linden und der Friedrichstraße ein Zimmer im zweiten Stock und saß hier allabendlich während des Beginns der Dämmerung, während unten die Menschen hastiger und reichlicher zu strömen begannen. Um diese Stunde war das Licht bunt wie zu keiner anderen Tageszeit; in die

aufsteigenden Schatten und Dünste mischte sich ein Widerschein vom roten und grünen Abendhimmel, vom Blau des Zenits, vom Violett des Ostens, mischte sich das gelbe, weißem bläuliche Licht der Laternen und Schaufenster. Von diesem erhöhten und in die Stille entrückten Platz aus hörten für Michael die Menschen auf, Individualitäten zu sein. Es waren keine Einzelnen mehr, die sich da vorwärtsstießen. Eine einzige schiebende Masse war es, jeder ein sinnloses Teilchen eines nur im Zusammenhange zweckvollen Ganzen. Mit Verachtung sah der Maler auf die ununterbrochene schwarze Schlange hinab, die sich durch die Straßenröhre schob, sich zusammenzog und vorwärts stieß, blind, zwecklos, unrein. Er sah zum Himmel auf, dem er sich näher fühlte. Die ersten Sterne brachen durch ... Er stand auf und ging ...

Er ging unter den blühenden Kastanien an den Kanalufeln, wo südlich warme und duftige Nacht unter den schweren Baumwipfeln stand. Aus den Gärten kam Fliederduft. In hellen Nächten leuchtete im Tiergarten blühender Rhododendron, schimmerten Wiesen von hellem Krokus. Weiße Figuren, von blauem Nachtschein verhüllt, zogen sich träumerisch tiefer in die Bosketts zurück. Zwischen Bäumen hervor sprengte auf ihrem Postament Diana, kein Steinbild mehr, mit ihrem Hirsch durch die verzauberte Nacht. Die kleine Gewässer und Teiche, von winzigen Fischen sacht bewegt, gaben klingende Laute von sich, Baumzweige näherten sich ihnen sehnsüchtiger. Kleine Tiere raschelten in den Sträuchern. An der Rousseauinsel erhob sich die einsame Pappel dunkel wie ein schlanker Turm aus der Masse des dunklen Grüns zu den Sternen auf. Kleine geschwungene Brücken hoben sich unter den Tritten der Nachtschwärmer, wölbten sich, wie ein glücklicher Frauenleib, der Berührung entgegen. Im Birkenwäldchen sang eine Nachtigall bis in den Juni hinein. Aus unbestimmter Ferne kam wie ein Echo das Lied einer anderen. Die Bahnzüge, die über den Bäumen dahinrasselten, störten sie nicht. Nur für Augenblicke zerriß ein Pfiff die tiefe Liebesstille der Nacht, eine Stille, in der die vehaltene Laute der Tiere und Pflanzen nur wie Seufzer von Glücklichen und erstickte Ausrufe von Liebenden verklangen und die Stille nur stiller machten. Es war nicht mehr ein Park der Einsamkeit; die Bänke wurden zum Ruhesitz Liebender, die Äste streiften verschlungene Paare, und das Fieber von Küssen zog durch die Alleen.

Ein dunstreicher Sommer sank über das Land, die Flüsse wurden träger, die Teiche flacher, das Laub erschlaffte, und die Lieder der Vögel ermüdeten schneller; sie verstummten schon lange vor der Dämmerung. Aber in den laueren Nächten erwachte das Gevögel und sang im Halbschlaf. An den Ufern regte sich Enten und Schwäne. Ein Flügelschlagen war wie Engelsflug, der verklang, indem er erscholl. Mit glucksendem Laut hob ein Hecht den langen Kopf aus dem See, als starrte er in den Mond, der ihn versilberte; er tauchte zurück, und das Wasser zog glänzende, sprühende Kreise. Regen fiel, graue Wassermassen, unter denen sich das Laub beugte, aber die glitzernden Dächer hoben. Ein blau gewaschener Himmel beglänzte dann eine frisch begrünte Landschaft. Blitze loderten am Horizont, umkreisten die Stadt, glitten ohnmächtig an Türmen hinunter.

Gehoben von Lebensfülle, durchnäßt von aufgebrochenen Wolken kehrte Michael Munk um Mitternacht heim. Edgar, der Diener, wartete mit trockenem Zeug; unter dem Teekessel spielte das blaue Spiritusflämmchen.

"Ich will nicht, daß Sie warten, Edgar. Ich muß es Ihnen täglich wiederholen."

"Ich bitte den jungen Herrn, warten zu dürfen. Ich schlafe nicht; ich bin dazu da." Die glänzenden Augen glitten an Michael vorbei. Edgar kniete nieder und zog sorgfältig seinem Herrn die Schuhe aus. Auch die Strümpfe waren durchnäßt. Er rieb die Füße trocken und warm, bekleidete sie liebevoll wie ein Kind seine Puppe. Michael merkte nichts. Er saß am Tisch, zog auf weißem Papier die unerhörte Form einer Wolke nach, hielt die Silhouette einer Baumreihe fest, den ersten flüchtigen Eindruck einer neu verkürzten Straße. Er arbeitete bis zum Morgengrauen, ohne andere Gedanken. Vergessen waren die wüsten Wochen in den unterirdischen Bacchanalien der Stadt, die süße anschniegende Liebe Suse Himmelsreichs und vergessen fast das stärkste Gefühl seines Herzens, das Mitleid für Dela Gard, die Ahnung einer Leidenschaft zu dem blassen Mädchen, das Gefühl der Verantwortlichkeit für ihr Schicksal, das sie damals in seine Hand gelegt hatte. Er war wieder frei von allen Beziehungen zum Menschenleben, mit alter Innigkeit wurzelte er in der Natur, liebevoll aufgenommen und verschwenderisch genährt. Er fühlte

sich wieder als Rater aller Rätsel der Stadt, als Seher aller himmlischen Schönheit und als Ahner einer irdischen Vollkommenheit. Er legte den Kopf auf das Fensterbrett und sah über die Baumwipfel der Gärten in den aufgrünenden Himmel. Die Sterne gingen unter, der letzte funkelte ihn an. Sein Herz schwoll von Zukunftsglück, von der Wunschlosigkeit der Gegenwart. Er fiel aufs Bett, um sofort einzuschlafen. Edgar öffnete vorsichtig die Tür und entkleidete seinen Herrn. Michael lächelte im Schlaf, stieß einen Ruf aus, schlug die Augen auf und schloß sie wieder. Mit dem linken Arm hob Edgar den Körper auf, streifte mit der rechten sacht Jacke und Weste ab, löste den Kragen und deckte seinen Herrn zu.

Michael schlief den tiefsten gesündesten Schlaf, schlief in fünf Stunden Ermattung und Schwäche fort und sammelte frische ungebrochene Kraft. Er erhob sich ausgeschlafen und glücklich. Edgar wartete an der Tür schon auf das erste Geräusch. Er trat leise ein mit glänzenden Augen, den Bademantel über dem Arm. Michael hörte schon das Wasser in die Wanne laufen.

"Wie lange haben Sie wohl heute geschlafen, Edgar?"

"O, es war genug. Ich bin nie müde." Seine Augen glänzten glücklich und stolz über die Kraft seines Herrn, der seinen Körper vom kaltem Wasser überlaufen ließ, daß das Blut in die Haut schoß.

"Was für ein schöner Tag, Edgar!"

"Ich habe hier noch nie andere gesehen. Es ist immer schön." Laut atmend frottierte er den festen schmalen Rücken. Über die Schulter seines Herrn hinweg sah er in den Spiegel. Michael freute sich an den Jünglingsaugen. "Ich muß Sie einmal malen, Edgar. Ziehen Sie den schwarzen Rock mit dem grünen Kragen an und rasieren Sie sich einen Tag nicht; dann kommt mehr Ton in das Gesicht, es ist beschatteter."

"Der junge Herr will mich malen?" Und einen Augenblick sanken die Hände von den Schenkeln. Edgar kniete und sah auf.

"Ein Versuch im Porträt. Sehen Sie einmal her! Was für verschiedene Augen! Ihre äußeren Augenwinkel stehen tiefer als die inneren. Ich werde Sie vor einen ganz hellblauen Hintergrund stellen."

Michael konnte nachts heimkehren, wann er wollte, immer stand im vorderen Korridor ein brennendes Licht für ihn bereit. Edgar mußte sein Kommen belauscht haben, denn wenn er sein Zimmer betrat, brannte schon im Winter das Flämmchen der Teemaschine, lag im offenen Ofen ein neues Scheit Holz. Im Sommer lag in einer Schale gekühltes Obst, gerichtete Zitronen neben einer Presse und dem Krug Eiswasser. Edgar selbst war nicht sichtbar. Aber seine Kammertür stand mit kleinem Spalt auf. Dort horchte er, bisweilen sah Michael ihn über einem Buch sitzen oder, die Feder in der Hand, über einem Bogen Papier. Es mochte ein wenig Absicht dabei sein. Oft rührte es Michael, oft verdroß es ihn und machte ihn ungeduldig. Manchmal beschloß er, mit Edgar zu sprechen und zu forschen, ob es ihn nach höheren Dingen drängte. Aber dann überfiel ihn der unausgesetzte Rausch der Arbeit und ließ ihn alles neben seiner Leinwand vergessen.

In der Mitte des Sommers begann ihn plötzlich die Hitze der Stadt zu bedrücken. Die leeren glühenden Straßen erschreckten ihn. Die große Wohnung hallte von seinen und der Diener Schritten. Der alte Munk war an die Ostsee gegangen, wo er zwischen Bodden und offenem Meer ein Haus besaß, das eine alte Verwandte versorgte. Dort ruhte der Greis von den Erfolgen des Winters aus und heckte gedankenvoll neue Pläne zur Vergrößerung seines Vermögens. Er saß zusammengesunken, eine kalte Zigarette zwischen den zitternden Fingern, auf der kleinen Terrasse, dachte gleichgültig an seinen Ältesten, Antonius, und in Zorn und verzweifelter Liebe zugleich an den jüngeren Michael, für den er Millionen sammelte und der sie nie zu gebrauchen verstehen würde. Vielleicht würde Michael einmal ein Museum bauen, eine Galerie anlegen, die eine neue Kunst der Ewigkeit überlieferte. Aber was lag dem Greis an der unsichtbaren Wirkung auf die Kultur der Menschheit! Er wollte große Gebärden, laute, umfassende Taten, weltliche, irdische, sichtbare und greifbare Macht bei seinem Sohn wissen.

Inzwischen versuchte Michael, der keine äußerliche Verbindung mit seinem Vater aufrecht erhielt, seinen Überdruß der Stadt zu vertreiben. Er ging in die Wälder, fuhr in die kleinen Hügelgebiete der Mark hinaus, aber am liebsten strich er, langsam und von traurigen Gedanken fast lustvoll bewegt, an den melancholischen Ufern der Havel. Er lag auf den

Böschungen, am Rand der Uferwälder, sah das Dunkel von Spandau her sich ausbreiten und die zartesten goldenen und roten Farben des Westhimmels hinsterven. Alles Glück und aller Schmerz der Jahreszeit stieg dann aus dem Flußnebel. Das ungeschnittene Gras, lang und seidenweich wie Frauenhaar, wurde feucht vom Tau und benetzte seine Hände. Stille sank nieder. Kähne glitten ohne Laut über den Strom, der schillerte. Das andere Ufer entfernte sich in der Dämmerung, die roten Dächer sanken in die Gebüsche hinab, nur weiße Mauern blieben als stiller Glanz drüben stehen.

Oder er bestieg den Kaiser Wilhelm-Turm.⁴² Da lag Berlin am Horizont mit funkelnden goldnen Kuppeln, mit den Kreisformen seiner Gasanstalten, mit der Wolke über den Schloten; es ertrank in seinem eigenen dunklen Atem. aber ringsum lagen die Tannenwälder hingebreitet wie schöne Gedanken der Erde, sommerliche Träume des Bodens. Aus ihnen stiegen die Türme von Spandau und Potsdam, zwischen denen der Strom floß, Segel auf seinem Rücken wie Schwäne und Schwäne wie blühende Wasserlilien. Kähne zogen zerfließende Spuren. Und drüben dehnten sich goldene und smaragdene Felder, weiße Sandstriche, bis blauer Duft eine schönere Ferne entrückte.

Wenn der Strom unbelebt war, bestieg Michael die kleine Jacht seines Bruders, die unbenutzt am Wannsee ankerte. Er fuhr im abflauenden Wind hinaus, umknattert vom schlaffen Segel, die Leine nachsichtig und unvorsichtig in der Hand. Manchmal fuhr Sylvester Keleti mit ihm oder Doktor Tobias, der nach Ausreden suchte, seinen Schreibtisch verlassen zu können; oder bisweilen aus dem Bankhaus seines Vaters einer seiner früheren Mitarbeiter. Aber die waren ihm die wenigst Liebsten, denn sie vergaßen in ihm nie den Sohn des Chefs, den Erben der sagenhaften Millionen. Am liebsten noch nahm er Edgar mit, der sich aufs Segeln verstand. Dann lag er an der Spitze des Boots auf dem Rücken. zugleich mit der sinkenden Sonne stieg der Mond auf, weiß wie Nebel, wie Flor. Je blasser die Abendröte wurde, desto heller glänzte er. Der Tag gab sein Licht an ihn weiter, die Söhne ihm ihren Glanz ab. Um zehn Uhr nachts war es noch hell. Über Michael erhob sich das Segel wie ein Riesenfittich. Nur an den Ufern im Wald war es tief finster, verlorene Lichter blitzten dort auf. Buchten dehnten sich wie Drachenhöhlen in die Uferwälder hinein,

⁴² Heute Grundwaldturm.

höher stiegen die bewaldeten Hügel. Der Himmel darüber war von namenlos zärtlich tiefem Blau. Heftiger Wind erhob sich plötzlich. Das Boot wurde herumgerissen. Das blasse Segel verfinsterte sich und beugte sich aufs Wasser, das rauschend an die Planken schlug. Einen Augenblick hatte Michael die Augen geschlossen und – noch kürzer, in fieberhafter Exaltation – die Leine nachgelassen, um sie völlig aus der Hand zu werfen und das Boot umschlagen zu lassen. Aber schon hatte er sich zusammengerissen. Das Boot schoß über das Wasser, das Wasser spritzte auf. Schon hatte Edgar Segel und Boot in der Gewalt.

Schnell wurde es dunkel. Während dann die beiden jungen Männer den kurzen Waldweg zur Station hinübergingen, wurde der Wind fast zum Sturm. Noch immer war der Himmel hell und klar, die Linien der Landschaft rein und nebellos, der Mond funkelte klein und rund. Die Bäume bogen sich, sie rauschten wie aufgewühltes Meer. Wellen kamen und gingen. Auf den weichen Waldboden fielen dumpf Äste und Tannenzapfen.

Nach solchen Nächten war es ein liebliches Genießen, am Griebnitzsee einen kleinen Dampfer zu besteigen und durch das helle Gewässer an den heiteren Waldwänden entlang in den Leonhardkanal⁴³ einzubiegen. Im Brückenbogen, ein freundliches Bild, tauchte Stolpe auf, rote Dächer und helle Mauern auf grünem Baumgrund. Der viereckige Turm der Kirche erhob sich über seine Gemeinde. Die Terrassen der weißen Villen stufen die Ufer ab, durch den kleinen Wannsee gelangte das zitternde behende Dampferchen schnell in den großen. Der helle Strand leuchtete rechts auf in langem Zug am Fuß der dunklen Waldufer, der Kaiser Wilhelm-Turm ragte aus dem Dunst der Ferne in den Himmel.

⁴³ Priz Friedrich Leopold-Kanal (Name 1906-1992), jetzt Griebnitzkanal



Statue der Schauspielerin Rachel
auf der Pfaueninsel ⁴⁴

An der Pfaueninsel stieg Michael aus. Er schweifte lange durch den ganz einsamen Park, den die Melancholie des fest verschlossenen Gutshauses erfüllte. Die Pfauen schrien nach Futter. Sie saßen auf dem First des Häuschens, ließen sich schwer von einer Tanne herabfallen und näherten sich dem Fremden. Er ging wieder zurück, legte, lächelnd über sich selbst, ein gefundenes Tausendschönchen auf das kleine Denkmal der Rachel, um das herum rote Linien blühten. Zwischen den gotischen Schwibbogen der Ruine ging die Sonne unter, ein glühend roter, schmelzender Ball. Eine runde Scheibe, stand sie am jenseitigen Ufer und legte ein rotes Band über das schmale Wasser zur Insel hinüber.

Michael verließ die schweigende Insel. Mit dem Dampfer fuhr er nach Potsdam. Der Strom wurde breiter, röter als der Himmel umspielte er das Schiff. Wieder stand der Mond am noch hellen Himmel und waren die Wälder schon schwarz. Die Brücke von Glienicke tauchte aus der eingebrochenen Nacht hervor. Laternen beleuchteten die eisernen Bogen und Träger, das Gitterwerk des Geländers. Unter ihr rauschte das

⁴⁴ Rachel Félix, 1821–1858, galt als eine der bedeutendsten Schauspielerinnen ihrer Zeit

Wasser laut um das durchfahrende Schiff. Michael sah zur entschwindenden Kirche zurück, deren Säulengang und Campanile das Bild fremder und schöner Länder beschwor. Und nicht mehr lange, so tauchte der erste wunderliche Kirchturm Potsdams auf und verengerte sich der Strom. Lichter glänzten tief und hoch, eine weiße Brücke schob sich heran, und schon ging wieder über ihr das Leben einer Stadt. –

Am nächsten Morgen reiste Michael ins Gebirge.

Zwei Stunden vorher kam Andreas Gambara von Interlaken her, wo er seine Braut besucht hatte. Dela Gard war seit drei Wochen bei ihrer Schwägerin Bibiana. Mit Jack, Mademoiselle und der Zofe erholte sich Frau Bibi in der Schweiz von den Rivierastrapazen. Sie hatte um ihre blasse Prinzessin gebeten, und es war Rudolf gewesen, der auf Delas Hinreise bestanden hatte. Er selbst hatte seine Frau noch nicht besucht, und es schien beschlossen, daß Frau Bibi im Winter nach Nizza zurückkehren sollte, wo ihr der Baumeister eine kleine Villa gemietet hatte. Die Bürgermeisterin saß inzwischen zufrieden auf ihrem Balkon, von zwei Rollwänden vor jedem Lufthauch geschützt, und unterhielt sich mit Serafine.

Andreas Gambara aber hatte seinen jungen Freund angerufen und begleitete ihn nun zur Bahn. "Am zehnten August, Micael, hörst du? Du bist rechtzeitig da. Ohne dich heirate ich nicht. Dela kommt nächste Woche. Sie ist ein wenig abgebrannt, und der braune Hauch auf dem Gesicht steht ihr seltsam. Fahre doch noch schnell einmal zu ihr hinüber, es ist ja nicht weit. Und die Hochzeit soll sehr klein sein. Nicht einmal meine Schwester ist dabei. Petronilla ist bei einer Freundin in Florenz und hat mit ihr ein Waldhaus in Vallombrosa bezogen. Da liegt sie auf der statuengeschmückten Loggia und denkt vor dem Winter nicht an Rückkehr. Es gibt also nur Standesamt, keine Kirche, ein Diner für dreißig bis vierzig Personen im Grunewald. Ich habe Dela die Villa verschrieben. Petronilla will wieder nach Venedig übersiedeln. Wann reisen wir hin, Micael?"

Michael stand schon auf dem Trittbrett des Wagens. Über die Schultern Gambaras sah Edgar mit stumpfen müden Augen zu seinem Herrn empor.

"Addio, Andreas. Auf Wiedersehen. Wirst du es in der Stadt aushalten?"

"Ich arbeite draußen im Wald. Am Bild Davids und Abisags. In diesem Monat mache ich es fertig. Ich sehe aber, ich habe deine bösen Augen noch nicht tief genug unter die Stirn geschoben. O Micael, wie zerrissen von Haß und Knechtsliebe schaust du mich auf dem Bild an!"

Der Zug bewegte sich. Edgars Augen wanderten mit. Michael winkte ihm zu. Edgar machte kurz kehrt und ging mit festgeschlossenen Augen hinaus. Michael fuhr in den trüben regnerischen Tag hinein. – –

Am selben Morgen sagte Bibi auf der Terrasse der Pension in Interlaken: "Du bist traurig, Prinzessin? Ja, es fehlt der schöne Andreas mit den gelben Rosen. Ich glaube, du liebst ihn, Dela."

"Vielleicht –"

"Dela, die Wahrheit! Warum nimmst du ihn?"

"Um von Hause fort zu kommen. Die Tanten, die geschwätzige Serafine, die Sparsamkeit und – schilt mich nur herzlos, Bibi – die Mutter mit ihrer Abhängigkeit von der Welt. Ich liebe sie gewiß, Bibi –"

"Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, blasse Jungfrau. Schau, wie dort die andere glänzt! Man wird ordentlich rein im Innern bei solchem Visavis. – Das war der erste Grund. Und der zweite?"

Dela lächelte auf den Höhenweg hinaus. "Ich will reich sein, Bibi, und mir jeden Wunsch erfüllen können."

Frau Bibi sah gleichfalls hinaus und hinab. Drüben auf einer Bank saß der kleine Jack neben Mademoiselle und mußte kopfrechnen.

"Dela, ich bin eine sehr kluge Frau. Unglück in der Ehe macht klug, noch klüger macht eine Saison in Nizza. Ich habe viel gesehen und weiß viel. In der Gesellschaft des kleinen Herzogs von Chabras hatte ich Zeit nachzudenken – ich habe dir nicht nicht erzählt, daß er mich im letzten Monat protegierte. Ach, ich habe dir noch sehr viel zu erzählen. Dela. Wappne dich mit Absolutionssprüchen. Also, Dela, eine lebenskluge Frau fragt dich: Und der dritte Grund, warum du ihn nimmst? – Aber sage nicht: *ich liebe ihn*. – Dela!" rief sie und stand schnell auf, so sehr ihre Üppigkeit auch nach langsamen, trägen Bewegungen verlangte.

"Der dritte Grund? Weil ich einen anderen liebe." Dela sprang auf, lachte laut und hell, fiel der Schwägerin um den Hals und lief, noch immer lachend, in den Salon hinein. Bibi nickte fast befriedigt mit dem

rotgelockten Kopf, als sie das Lachen, kaum daß Dela die Glastür hinter sich hatte, wie mit einem Schlag verstummen hörte.

Am nächsten Abend, in der weichen Dämmerung eines Regentages, stieg Michael Munk in dem Schweizer Städtchen Solothurn aus. Dort blieb er bis zum achten August. Er wohnte an der Außenseite der Stadt nahe dem Baseltor und sah von seinen hohen Fenstern auf die Mauern und Stadtgräben, auf die dichten Alleen, über Wiesen zu den grünen Vorbergen hinüber. Das Hämmern eines Schmieds, das Schreien spielender Kinder, Gesang aus der nebenan gelegenen Schule, das ganze heitere, freundliche Leben der kleinen Stadt drang zu ihm hinein.

An späten Abenden, wenn kühle Luft von den Bergen durch die Straßen strich, ging er durch die verwunschene Stadt. Die Tore blickten in eine halbhelle Abendlandschaft mit fernen sanften Bergzügen. Die Brücken führten über den schmalen, still glänzenden Fluß und leiteten in bergige enge Straßen. Darin erscholl aus erhellten Lokalen Gesang und Mandolinengeklimper. Der Georgsbrunnen plätscherte und vollendete den Zauber der Sommernacht. Die schönsten Sterne sahen auf den Klosterplatz hinab, dessen weites Schweigen wieder ein Brunnen durchrauschte. Michael liebte es, von Brunnen zu Brunnen zu gehen, den einen verklingen zu hören, um den anderen aufklingen zu lassen. Die Säule des Gerechtigkeitsbrunnens war mit Nelken umstellt, und so quoll Duft aus dem bewegten Wasser.

Die kleinen Fenster waren dunkel, nur der Mond glänzte in unverhüllter Scheibe, Die Treppe zur Sankt Ursuskirche dehnte sich, von Mondlicht übergossen. An der römischen Mauer traf der späte Wanderer ein Rudel Katzen, die mit Geschrei vor ihm flohen. Durch die stille Hauptgasse kehrte er heim. Er begegnete einem letzten Menschen. Wenn kein Schritt klang und er lauschend still stand, glaubte er, hinter den Mauern den Atem der Schläfer zu hören. Sie alle, die hier Geborenen, hatte der Zufall zu Bürgern der Stadt gemacht, ihn aber heimateten hier Drang und Wahl seines Herzens ein.

Er wanderte durch das Tor und noch ein Stück weiter auf der dunklen nassen Landstraße. Heftig eilende Wolken bedeckten den Himmel, vom Mond beleuchtet, wie dicker, weißer Schaum. Laternen standen selten. Ein Fuhrwerk knatterte fern, die Pferde mochten nur träge das nächtliche

Gefährt ziehen ... Er ging bis zu einem hellen Haus, das efeuumwachsen in einem nie verschlossenen Garten stand. Dort fand er immer noch ein verhülltes Fenster erleuchtet. Er kehrte um, ging heim. Aber er vermochte nicht, diese stillen Nächte, die von Frieden glänzten, zu verschlafen. Er saß noch lange am offenen Fenster. Fledermäuse zogen lautlos vorbei, kleine Falter wirbelten wie trunken in der Luft. Von Sternen bewacht lag das grüne Land vor ihm, ihn an atmend mit Reinheit und keuschem Duft. Er hörte die Bahnzüge aus den Bergen kommen und in sie hinaufsteigen, eines Schläfers Stimme klang aus einem offenen Fenster. Im Haus knarrten Dielen und Uhren tickten. Über den Boden schlich eine Katze und sprang weich auf das Dach. Der Mond trat aus den Wolken, die Katze schrie zu ihm hinauf, sehnsüchtig, wie ein verwunschener Mensch, nach Erlösung ...

In diesen Tagen seines friedlichsten Glücks, das ihm im Leben beschieden war, lernte Michael Munk zugleich die schmerzliche, einzig königliche Wonne der Einsamkeit kennen. Er sprach außer mit seiner alten Wirtin mit keinem Menschen in dieser Stadt. In diesen wenigen Wochen blieb er allen fremd, so bekannt er auch wurde. An der Stadt vorbei zog der Reiestrom. Ihre einfache alte Schönheit, in das grüne Tal gelagert, von nur flachen Bergen beschützt, reizte nicht, wo Schneegipfel nahe lockten. Alle ließen die Stadt hinter sich liegen, fuhren an den Toren vorbei, dem Bielersee zu, ins Oberland hinauf. Michael saß tagsüber auf den Wallanlagen und zeichnete Alleen und Obstgärten, die Tore, Stadtveduten und Kinderköpfe. Er stellte seine Staffelei vor Sankt Ursus auf und malte die Kirche mit ihrem pompösen Treppenzugang in der Sommerabenddämmerung. Niemand störte ihn, selbst die Kinder achteten seinen Fleiß, alle stolz auf einen Maler ihrer Stadt. Er lag mit einem Buch auf den Wiesen der Berge, stieg in die Einsiedelei hinauf, fuhr einmal nach Biel und verträumte einen Tag auf dem See. Aber er blieb dem Oberland fern, als fürchtete er die beunruhigenden Eindrücke großer Formationen. Er fühlte sich noch nicht reif für die zum Höchsten gesteigerte Natur. Noch lag die große Stadt in seinem Blut. Noch hatte er sie nicht überwunden. Noch bedurfte es langer Arbeit, um die Bilder, die sie in seinen Geist gesät hatte, reif werden und heraustreten zu lassen. Er mußte noch einmal zurückkehren und den Kampf mit der Stadt aufnehmen. Erst ein Deuter ihres letzten

Geheimnisses, würde er sie als wahrhaft Befreiter verlassen können. Dann erst war er gereinigt genug, um sich der Natur hingeben zu dürfen. Von allen Verpflichtungen gelöst, keinen Schuldner der Stadt mehr, würde ihn das offene Land empfangen. Es dürstete ihn nach Bildern von Wiesen und Wäldern, auf die der Rauch der großen Stadt nicht fiel, nach einem Himmel, der kein Hohn mehr auf die entartete Erde war; es dürstete ihn nach dem ewigen Genuß dieses kleinstädtischen lautlosen Friedens.

An kühlen Nachmittagen stieg er zum Weißenstein hinauf. In der Nacht erreichte er den Gipfel. Lichter über, Lichter unter ihm. Weit hinein ins Land verstreut, einzeln, in glänzenden Haufen, in langen Zügen, schienen sie ein Spiegelbild des Himmels. Zwischen zwei Himmeln stand er im finstern Raum. Er war das schlagende Herz der grenzenlosen Nacht, die fühlende Seele des Universums. Alles Menschliche löste sich von ihm, und er empfand die Gottheit, deren Symbol er war. Die Welt zog sich in ihm zusammen, in ihm verdichtete sich zu einem Einzigen das tausendfach gespaltene Leben. Er war das große Bewußtsein, und um ihn war das totale Nichts, der leer dunkle Raum, der wartete, von ihm belebt zu werden ... In Mondnächten schimmerte der Zug der Schneeberge herüber wie ein furchtsam auftauchender wunderbarer Traum, er zerfloß am Morgen nicht; in der ersten Sonne erglühte er und enthüllte ein keusches, weißes, unbetretbares Land – – –

Einen Tag vor der Hochzeit Dela Gards traf Michael wieder in Berlin ein. Sein Vater war noch nicht zurückgekehrt. Die Wohnung war still und kühl. Edgars glänzende Augen lasen ihm alle Wünsche von den Lippen. Mit gedunkeltem Grün standen draußen die Bäume über dem Kanal. Die Stadt war noch leer, aber heiß und dumpf.

Er saß die ganze Nacht an seinem Fenster unter den Sternen. Noch gestern hatten sie über den dunklen Bergen gestanden, heller und reiner. Er glaubte, an die Tore von Solothurn und an das helle Haus im nie verschlossenen Garten zu denken; aber als der Morgen graute, hatte er die ganze Nacht an Dela Gard gedacht, die in wenigen Stunden nicht mehr Dela Gard war.

NUN STAND ER VOR IHREM HAUS. Das Automobil war lärmend weitergefahren, Stille hinter sich lassend, die Haustür fiel schallend zu. Andreas Gambarara trug seine junge Frau hinauf.

Noch immer hörte Michael Munk die Geigen hinter sich, unter deren wiegendem Gesang er das Festhaus im Wald verlassen hatte. Sein Wagen war noch nicht dagewesen, so ging er den weiten Weg in die Stadt zu Fuß. Wohin ging er? ... Er mußte sie noch einmal sehen, ehe sie das Weib des anderen wurde. An diesem ganzen Abend hatte er kein Wort mit ihr gesprochen. Einmal hatte er ihre Hand nehmen müssen, die hatte kalt, schwer und leblos in der seinen gelegen. Er hatte sie sanft aufgehoben, aber mühevoll, wie eine große Last, und der Atem seines Mundes hatte die Finger heiß gestreift.

Was wollte er? War es denn Liebe, die ihn trieb, verzehrende Leidenschaft? – Er blieb auf der Brücke zwischen den Seen stehen. Im Wasser sah er die zerfließenden Bilder des Sternenfalls. Weiße Mauern glänzten aus den Ufergärten, gebettet in dunklen Samt. Flüstern ging durch die Gebüsche ... Nein, nicht Liebe war es. Sehnsucht vielmehr, eine unbestimmte, schmerzende Sehnsucht, Verlangen nach der Bitterkeit eines ewigen Abschieds, nach der Verzweiflung einer Todesstunde. Er sehnte sich, dem eignen Herzen wehe zu tun, alles Menschliche in sich zu quälen. Vielleicht daß er so den Willen zum Lebensglück zu töten vermochte, sich ganz von Gefühlen zu lösen, um allein den Empfindungen und dem ganzen Bewußtsein seines Berufs zu gehören. Denn in seine Gedanken schon wieder drängten sich die nächtlichen Bilder dieser Seeufer, die melancholischen Silhouetten der Hängeweiden über dem dumpfen Glanz der Wasserspiegels. Und schöner als alle Augenblicke der Liebe, alle Räusche der Umarmungen, alle Hingabe der Geliebten dünkte ihm der Moment, wo er, das fertige Bild im Auge, vor die leere Leinwand treten und den Pinsel mit der grün leuchtenden Spitze von der Palette heben und auf die Leinwand führen würde. Das Erwachen aus dieser Verzauberung brachte nie Reue und Ernüchterung, machte ihn nie kräfteleer und erschöpft, hob ihn vielmehr zu gesteigertem Wollen und reinerem Können.

Er ging schnell weiter. Er mußte vor ihnen in der Stadt sein. er lief über die leere breite Brücke von Halensee, unter der die Geleise wie schmale

Wasserrinnen glänzten, und erreichte die rauschenden dunklen Bäume des Kurfürstendamms.

Schöne dunkle Nacht, dachte er. Von ewigem Sommer träumst du. Geheimnisse gibst du auf und lösest sie zugleich. Voll bist du von Abenteuern. Denn da sehe ich halbhelle Straßen, wo Menschen stumm aneinander vorübergehen und mit beredten Blicken wortlos zu einander sprechen mögen. Da blüht jene allerschönste Liebe auf, die Liebe in einem Blick, die keine Fortsetzung hat, keine andere als eine Erinnerung an einen namenlosen, nie berührten, kaum geschauten Menschen, an einen einzig kurzen, kaum bewußten Augenblick ... Das ist Liebe, Dela. Das andere ist Verirrung und gewaltsame Betäubung und Betrug und Flucht des Menschen aus Einsamkeit – aber nur Flucht in größere. Jetzt tanzest du in einer neuen Verwandlung: Frau bist du, du trägst den Kranz der Braut, die schöne Maske des Mädchens hast du abgelegt. Aber unter der neuen Maske wird dein immer gleiches Herz klopfen. Nur deine flügelschlagende Jung-Mädchen-Seele wird sich zusammenfallen und fürchten. Was wolltest du, Dela? Daß ich dich nehme und forttrage und mit dir glücklich bin? Aber bin ich denn zum Glück geschaffen, Mädchen? Nicht vielleicht zur Arbeit? Und darf ich dich dem geliebten Freund nehmen? Denn ich brauchte dich nur zur Freude meines Herzens, aber er braucht dich für sein Leben und die Kunst. Und dann, Dela – liebe ich dich denn? Mitleid ist es nicht, vielleicht Sehnsucht auch nicht, vielleicht nur das Gefühl meiner Einsamkeit und der beglückende Gedanke, daß du mich über alles liebst ... Oder täusche ich mich? – Ja, Dela, ich bin es, der heute die Bitterkeit in deinen Wein gießt, und es grämt mich sehr. Aber so ist es, Mädchen, daß über meinem Leben eine dunkle Wolke hängt und ihren kalten Schatten auf alle wirft, die mir nahe kommen. Nun stehst auch du in seinem Dunkel, und ich wünsche dir doch so sehr das Licht –

Aber von dem Augenblick an, wo hinter Delas sehnsuchtsvollem Blick die Tür zugefallen war, hatte er keinen Gedanken mehr. Er stand unter den Bäumen im Finstern, fast gequält von dem Rasenduft rungsam. Die Fenster oben blieben hell. Sie erloschen nicht und ließen ihn nicht heimkehren. er starrte in das dunkle Haustor. Da ging es ins grenzenlos Dunkle und Unbekannte. Aber ein weißer Schimmer quoll plötzlich dort

hervor, ein fremdes Licht, ein weißer sanfter Schein näherte sich den Glastüren ...

Michael stürzte hinüber, er streckte seine Arme aus, die Tür öffnete sich, und in vollem Hochzeitsstaat mit gelöstem Haar und wehendem zerrissenen Schleier trat Dela Gambara hervor, ergriff die Hand Michaels und setzte einen Fuß auf die dunkle, aber freie Straße ...

Ehe sie noch den zweiten von der Stufe ziehen konnte, hielt Michael sie so fest, daß sie sich fast zurückgedrängt fühlte, und sagte, kaum hörbar: "Wohin?"

So stand sie nun zwischen Freiheit und Gefangenschaft, halb draußen, halb in der Tür, die in das Elend führte, Im gleichen Augenblick wo sie das Rückwärtsdrängen in Michaels Hand spürte, überfiel sie, wie ein lähmender Schmerz, ein Gefühl von Scham und Verzweiflung. Sie riß ihre Hand dem Mann fort, hob den flüchtigen Fuß auf und trat zurück. Eine quälend gierige Frage schoß ihr durch den Kopf: *Wer würde sie jetzt aufnehmen, wenn sie, die Fliehende, des Nachts käme und an die Tür klopfte?* – Die Mutter? Niemals! es könnte ihr Tod sein ... Der Bruder? Er würde sie selbst zurückbringen. Die Karagina? Sie würde sie nackt vor Andreas stellen und seinem Willen preisgeben. Suse war verschollen, Bibiana war weit, weit ... Kein anderer war da. Er, die Zuflucht ihres Herzens, das Licht ihrer Tage, stand hier und riß sie nicht mit sich fort ... Er stand in dem offenen Mantel, das Gesicht weiß wie sein Hemd, die Augen ertrunken in Dunkelheit, und fragte: "Wohin?"

Da überkam sie großer Mut, der alles wagende Mut der Verzweiflung, und sie beschloß, den Zwang vom Herzen zu tun und es reden zu lassen. Denn dieses war die große Nacht ihres Lebens, von dieser Stunde hing es ab, ob sie sich je erhellen oder immer finster und trostlos bleiben würde. – So sagte sie leise, aber fest: "Zu dir, Michael. Ich liebe dich, Michael."

Sein Kopf sank langsam hinab – –

"Nun habe ich doch von Liebe gesprochen", sagte Dela, da schon grausames Schweigen über ihnen zusammenschlagen drohte. "Aber es mußte wohl sein. Dabei hatte ich immer von einer nie gestandenen, unwandelbar bewahrten Liebe geträumt. Erst wenn ich tot gewesen wäre, hätte dich – nach Jahren vielleicht – ein Brief von mir erreicht. Und die Stimme einer Toten hätte dir gestanden, daß du geliebt wurdest, noch immer geliebt seist von der einzigen großen Liebe, die über das

Grab währte. Von einer Liebe, die von Träumen gelebt hat, von nie geküßten Küssen, von nie gefühlten Umarmungen, von immer verschwiegenen Geständnissen, und die jetzt noch selbst in Grabeskälte von Verwesung lebt."

Michael hob den Kopf. "Ja," flüsterte er, "so ist es schön: sich lieben von fern, zu Lebzeiten schon abgescheiden. Nur so bleiben wir rein. Ich stand nur da, dir Adieu zu sagen."

Aber Dela sagte klagend: "Nun weißt du doch, daß ich dich liebe! Oder wußtest du es nicht schon längst? – Antworte nicht, Michael, sprich nicht. Ich erspare es dir, eine Frau zu beschämen. Ach, bin ich nicht schon tiefer erniedrigt, als je eine Frau erniedrigt werden konnte? Warum kamst du her? Um mich um so tiefer zurückzustoßen?"

Sie rang die Hände und zog den Schleier über ihr Gesicht. "Du läßt mich nicht hier zurück, Michael, weil er mich braucht, sondern weil du mich nicht genug liebst. Du liebst ihn besser als mich, denn ich bin nur eine Frau, nur ein Ding der Lust. Ach, wir einzig Reinen müssen Unreinheit wecken! O Michael, ich glaubte auch zwischen uns an eine schönere Liebe."

Michael trat eine Stufe zu ihr hinauf. Sie standen im Dunkel der Türwölbung. Schon wurden die Sterne blaß, Der Morgen kam.

"Laß mich reden, Dela", flüsterte er. Er trat von ihr zurück und lehnte sich an die Mauer. "So ist es immer: eh ich die Frau besitze, ist mir die Liebe zu ihr ein schöner Traum. Aber wache ich durch die Erfüllung aus ihm auf, dann ist er nie gewesen, ich kenne die Frau und die Liebe nicht mehr. Warum soll ich erwachen, Dela, und einen Wahn werden lassen, vergessen, daß ich dich liebe? Laß es mich sagen, bleibe dort und sieh mich an: daß ich dich liebe! Es ist das Einzige, was mich mit dem Leben verbindet. – Ich bin sehr einsam, Dela."

"Und ich, Michael?"

"Geh hinauf. Es kommt nicht darauf an, wen wir am Herzen halten. Es sind alles nur Symbole, Dela."

Sie lächelte schmerzlich und vielwissend.

Durch das stille dunkle Haus klang eine laute angstvolle Stimme. "Dela! Dela!"

"Er ruft nach dir. O, warum bist du hinabgestiegen!"

Sie zitterte und drückte sich an die Wand. In ihre augen trat Angst und Entsetzen.

"Werden wir diese Nacht vergessen können? Warum hast du nicht geschwiegen, Dela?"

"Er ruft mich, Michael."

"Geh! Es ist zu spät. Wir wissen alle nichts. Wir kennen uns nicht und die anderen kaum. Was wissen wir voneinander!"

"Ja, wir erträumen nur, was wir lieben. Michael. Es wird nie wahr. Aber du bist das Einzige, was in mir lebt."

"Dela!" schallte es durch das Haus. "Dela, Dela!"

Sie streckte die Arme aus. Im Treppenhaus flammte das Licht auf. Michael schob den Torflügel an die Wand und hielt ihn offen. "Leb wohl, Dela!"

Dela ging an ihm vorbei –

Laut fiel die Haustür zu. O, es war so hell! Dela lief die Treppe hinauf.

"Dela! Dela!" Andreas fing sie auf. Er zitterte. Sein Gesicht unter dem schwarzen Bart war gelb und verzerrt. "Du wolltest fort? Von mir? Ich habe dich beleidigt? Dela, Dela, wohin –"

Und zum zweitenmal trug er sie hinauf.

"Ich fürchte mich, Andreas. Ich weiß nichts, ich weiß nicht mehr –"

Er trug sie ins Schlafzimmer und setzte sie vorsichtig nieder. Er wollte ihr die Handschuhe ausziehen, den Schleier abstecken. Aber sie drängte ihn weg. "Laß mich allein. Geh, laß mich allein."

In der Tür sagte er leise: "Ich lege mich drüben aufs Sofa, Dela. Rufe mich, wenn du etwas willst. Ich habe es dir gesagt: ich komme nicht eher, als du mich selber rufst. Schlafe, mein Liebling."

Sie blieb allein. Vor ihr standen die beiden offenen Betten mit den zurückgeschlagenen roten Seidendecken. Nebenan im Toilettenraum war alles hell. Sie schlich hinein und setzte sich auf den Schemel vor den großen Spiegel.

Wie war sie bleich! Und die Augen glänzten von den ungeweinten Tränen, die so drückten. Sie steckte sich den Schleier ab, das Haar ging ihr auf, der Kranz hing darin. Sie zerriß ihn beim Abnehmen. die weißen kleinen Blüten fielen ihr in den Schoß. Da lagen sie auf den Spitzen des Kleides, weiß und leicht auf der vergilbten Stickerei, unter der das

Atlasunterkleid schimmerte. Wie sie in ihren Schoß hinabsah, fand sie plötzlich Tränen darin. Sie sah sie silberhell und glänzend niederfallen und vom Stoff aufgesogen werden. Sie fielen aus ihren Augen, sie weinte und wußte es nicht. Denn die da saß, war Dela Gambara, eine fremde, schamlose, dem Mann preisgegebene Frau, ein unverständliches Geschöpf, auf das Dela Gard hinabsah, Dela Gard, eine weit entrückte, vielleicht Gestorbene, eine irrende, heimatlose Seele.

Ein Kästchen stand auf dem Toilettetisch. Dela Gambara öffnete es und fand einen zierlichen Halschmuck darin: ein feines altgoldenes Kettchen, an dem seltsam gefaßte Smaragde ghingen. Frau Gambara öffnete ihre Taille⁴⁵ und legte die Kette um den Hals. Dela Gard sah ihr über die Schultern und lächelte verächtlich und schmerzgequält über das Gebaren der Frau. Aber die Frau ließ die Hände wieder sinken und starrte in den Spiegel. Es war kein Spiegel, sondern eine offene Tür in die Vergangenheit. Da kommt ein kleines Mädchen über eine Wiese und bückt sich zum Rittersporn hinab. Es liebt die Geheimnisse der Blumen, es kennt die Ziele der Wolken und die stumme Sehnsucht der Tiere. Da sitzt sie mit den schwarzen Katzen auf der Türschwelle im Hof. Wie eine Katze selbst blinzelt sie im Sonnenschein, fühlt beinahe schnurrend das Rieseln der Wärme über ihren Leib. In ihr ist eine dumpfe Erinnerung an eine große Freiheit, an eine grenzenlose Wildheit ihrer Bewegungen und Begierden. Sie ahnt unbekannte Wälder und steigt auf unbekannte Bäume –

Da ruft die Mutter!

Aber nachts schläft die Mutter fest. Das kleine Mädchen steigt aus dem Bett, tastet durch die dunkle Stube ans Fenster und kauert bewegungslos auf einem Stuhl. Sie wartet auf den Mond. Er kommt und glänzt, wie von Tränen überflossen, wie ein Menschenauge, das in Tränen steht. Auf allen Häuern liegt ein Traum. Wohin führen die dunklen Fensterhöhlen? Aber da erwacht die Mutter.

"Dela, was machst du, Dela?"

"O Mama, es war, als wenn mich einer ruft –"

Sie legt sich ins Bett, die Nacht flüstert zu ihr, die Sterne winken mit blanken Augen, die Nachtigall, ihr Vogel Einsamkeit, singt laut nach ihr –
Schwesterlein, Schwesterlein – –

⁴⁵ Gemeint ist das Oberteil eines zweiteiligen Frauenkleides (Bedeutung im 19. Jahrhundert).

Frau Gambarara weint in ihren Schoß hinein. Dela Gard denkt mitleidslos: *Ja, längst bist du allen fremd geworden. Die Natur hat sich von dir gerissen. Du bist ganz allein, arme Frau. Ganz einsam. Der Mann wartet auf dich. Er wird dich zerstören, er wird deine heilige Einsamkeit zerreißen, um dich nur noch einsamer zu machen.*

Frau Gambarara stößt einen Schrei aus, ihre Tränen trocknen ein, sie springt auf, und Dela Gard sieht unbarmherzig und unbeteiligt, wie die Augen der Frau, von Scham und Entsetzen aufgerissen, in den Spiegel starren. Dela Gard gleitet immer weite von ihr weg. Was hat sie mit dieser Frau im weißen Kleid gemein? Sie steht da auf einem zerrissenen Schleier, vor einem verstörten, abgeblühten Kranz.

"Ich lasse dich", sagt Dela Gard laut zu der anderen. "Ich gehe, ich fürchte mich. Es graut mir vor dir, vor deinen starren trocknen Augen. Warum springst du nicht aus dem Fenster? Unten ist ein harter kalter Hof. Du wirst zerschellen auf den Steinen und mit dir Angst und Furcht und Gram. Warum tust du es nicht, du Feige, Erbärmliche? Hast du die verächtliche Hoffnung, daß es noch einmal anders kommt? Willst du den Gatten in der Hochzeitsnacht töten? Aber nein, warum solltest du? Er zwingt dich nicht; vielleicht liebst du ihn sogar – nur liebst du einen anderen mehr! Also ist deine Ehe eine Sünde, ist sie Ehebruch, noch bevor sie vollzogen ist. Schüttle dich, Frau, erwache! Komm zu dir. Wirf das Leben ab, wenn es nicht anders geht. Nur eine Unschuld hast du zu vergeben, und du gibst sie dem weniger Geliebten. Und wie, wenn dennoch der andere einmal kommt und nach dir verlangt? Was hast du dann für ihn? Reue! Verzweiflung! Dann bist du nicht mehr, die du warst. Arme Beraubte und Betrogene!"

Dela Gambarara hielt sich am Rahmen des Spiegels fest. Die laute Stimme ihrer Seele schüttelte sie wie in Fieberschauern. Immer lauter klang die Stimme und immer ferner. Mit grausamem Lächeln zog sich Dela Gard von der Frau zurück, ließ einen hilflosen, schwachen Körper hinter sich. "Ich verachte dich, Weib, ich will dich nicht kennen. Ich fliehe, fliehe. Bleibe im hellen Prunk, genieße alle Freuden des Geldes, verkürze dein Leben um keine Lust. Aber ich sage dir: empfinden wirst du nur Leere und Öde. Denn seelenlos stehst du da, eine tote Puppe, ein Werkzeug anderer. Leb wohl, Dela Gambarara. Dela Gambarara, fürchte dich!"

Und Dela Gambarara fürchtete sich. Sie schrie auf, der Spiegel schien ihr leer, sie sah nur Grauen und Verlassenheit. Sie stürzte fort, riß eine Tür auf, da schien ein heller Schatten zu entgleiten. Sie schrie laut in den dunklen Gang hinein. Ein Mann kam gelaufen. Sie klammerte sich an ihn.

"Bleib da, Andreas, bleib da! Andreas, bist du's? Mir graut, mir graut! Bleibe bei mir. Laß mich nicht allein ..."

Er hob sie auf und legte sie aufs Sofa. "Ruhig, Liebling. Da bin ich. Warte, ich hole dir Wasser. Laß mich."

Aber sie warf die Arme um seinen Hals. "Nein, geh nicht. Bleib bei mir, Andreas, laß mich nicht allein." Zitternd und schluchzend zog sie einen Glücklichen, Aufjubelnden zu sich nieder. "Dela, Dela – "

"Ja, Dela Gambarara, Dela Gambarara ..."

In diesem Augenblick sah Michael, der noch immer auf der Brücke stand, zum Himmel hinauf. Dort verschwand der Morgenstern unter dem sprießenden Grün, das schnell den ganzen Himmel überzog. Rote Bäche flossen hindurch, deshalb würde sich das Sonnengold in sie ergießen.

Michael ging heim. *Sie hat recht, dachte er, ich liebe sie, aber noch mehr liebe ich ihn und besser und reiner. Denn ich habe sie nackt gesehen unter dem Gewand der Europa. So kam die Lust in die Liebe, ehe sie stark genug war, der Begierde zu widerstehen. Jetzt begehre ich sie und liebe sie nicht, ich begehre sie! Ich kann ihren Leib nicht aus meinen Träumen verbannen. Alles ist mir auf einmal hell. Plötzlich kenne ich mich. Die Liebe ist in Lust ertrunken, nie mehr kehrt die Liebe wieder –*

Da brach der Tag an, und Andreas Gambarara löste sich aus den Armen seiner Frau.



Tod

IM OKTOBER, DER MIT SOMMERWÄRME, mit Baumknospen und lauen Nächten die Erde überraschte, lief das Jahr ab, das der alte Munk seinem Sohn zum Nachweis eines entscheidenden Erfolges gewährt hatte. Er war der Mann, über Liebe und Zärtlichkeit hinaus sein Wort zu halten und Michael aufs neue ins Büro zu sperren, falls er ihm keine Sicherheit für seine Zukunft als Maler bot.

Andreas Gambara aber hatte lächelnd und geheimnisvoll diesen Erfolg versprochen. Ein Kunstsalon in der Potsdamer Straße eröffnete Anfang Oktober die Wintersaison mit einer Ausstellung neuer Arbeiten Gambaras. Im selben Saal hingen zwei Dutzend Bilder von Michael Munk. Am Samstag mittag war die Vorbesichtigung einem geladenen Publikum freigegeben.

Im kleinen Anbau des Oberlichtsaals hing Andreas Gambaras großes Bild *Abisag vor David*. An den Seitenwänden gingen die *Europa*, gegenüber Michaels großes Porträt und drei Bilder Dela Gambaras, eine spätsommerliche Wiesenlandschaft mit der melancholischen Figur einer einsamen Frau und eine kleine *Susanna im Bade*. Der Oberlichtsaal selbst war fast ausgefüllt mit Michael Munks alten und neuen Bildern. Der Katalog faßte sie zusammen unter dem Titel *Berlin*. Darüber hingen die Sankt Ursuskirche in Solothurn im Dämmerlicht, das dortige Baseltor in einer nassen Mondnacht, das efeuumwachsene Haus mit dem hellen Fenster im nie verschlossenen Garten in einer blassen Sommernacht und zwei helle Mittagbilder von der Stadtmauer und den Wallanlagen.

Andreas stand an der Rampe der kleinen Treppe, die in den Saal hinabführte. Neben ihm, an die teppichbelegte Balustade gelehnt, stand seine Frau, einen offenen leichten Zobelpelz über einer fliederfarbenen Dinerrobe mit viereckigem Ausschnitt, das blasser Gesicht beschattet von dem schwarzen Samthut, dessen champagnefarbene Straußfedern auf ihre Schultern fielen. Andreas zeigte sie zum erstenmal. Sie lächelte still auf die glänzenden Scheitel der Herren hinab, die sich auf ihre Hand bückten, sie wechselte ein Wort mit den Gönnerinnen,

Verehrerinnen und Freundinnen ihres Mannes. Andreas' glückliches Gesicht leuchtete. Man sagte ihm, daß er sich verjüngt habe, daß er zu beneiden sei, daß er die schönste Frau und das schönste Geheimnis der Kunst besitze. Er zog Delas Arm in den seinen, und sie standen wie auf einer Thronstrade und hielten Hof an den vorüberziehenden, bewundernden, beneidenden Menschen.

Die Kritiker der Zeitungen zog Andreas auf die Seite. "Heut handelt es sich nicht um mich," sagte er strahlend, "heute stelle ich Ihnen einen neuen Mann vor: Michael Munk! Das sind seine Bilder. Er ist ein Eigener! ein Selbständiger, ein Genie, meine Herren! Mein Schüler seit kurzem, kann ich ihn nichts Neues lehren, nur in seiner Art festhalten. Er ist keines Meisters Schüler! Aber von jedem hat er den besten Vorzug. Nie sagt er von einem Eindruck der Natur: *Der reine Rembrandt, ein Böcklin, ein Raffael*. Vielmehr vermag er, alles anders zu sehen als seine Vorgänger, und anders wiederzugeben. Er hat, meine Herren, die schöpferischen Augen!"

Er entließ die Kritik mit begeistert aufleuchtenden Blicken. "Micael!" rief er durch den Saal über alle Köpfe hinweg, "Micael!"

Man sah zu ihm hinauf. Der Mann da oben trug den schwarzumlockten Kopf eines feurigen Jünglings, unter dem weichen flockigen Bart glänzten die Lippen. Aber Michael war nicht da.

"Sahst du ihn nicht vorhin auch, Dela?"

Dela lächelte der Gräfin Brux-Hallbach zu und wandte sich herum. "Nein, Andreas, ich sah ihn nicht."

"Ja, Meister", rief die Gräfin, eine hagere alte Dame in raschelnder brauner Seide und Hermelinstola. Ihr Mund, der Mund einer Hysterischen, zuckte und verschob sich unaufhörlich. "Da sehen wir uns wieder. Und Sie überraschen uns mit dem Besitz der entzückendsten Frau. Wie einzig steht ihre Blondheit neben Ihrem Brigantenkopf. Und ich bin alt geworden in diesem Jahr – " Sie lächelte kokett und drückte dem Meister ihre weiß behandschuhte Hand auf den Mund. "Keine Schmeichelei! Ich bin auch froh – eigentlich! – in die Jahre der Ruhe zu kommen. Denn Jugend hat keine Tugend."

"Und das Alter, Gräfin?"

Sie schlug ihn jugendlich auflachend mit dem geschnitzten Elfenbeinstock ihres Schirms auf den Mund.

Rudolf Gard nickte der Schwester zu. Er stand im Gespräch mit dem Kultusminister. Es hieß, daß man ihm den Bau eines neuen Museums übertragen würde. Zwei Orden hingen bereits an seinem Frackaufschlag.

Die Karagina, einzig schlecht angezogene Frau in diesen Räumen, hielt sich ängstlich an Regine Verschwender. Sie strebte durch die Menschenköpfe hinweg, durch Schultern hindurch nach einem Ausblick auf Michaels Bilder. In einer Ecke hing sein einziges Porträt. Über einem apfelgrünen Samtkragen stand ein blasses blondes Jünglingsgesicht, ein offenes, weiches, zartes Antlitz, blonde Haare wie eine feine seidene Kappe in die Stirn geschoben, in den Augen gesammelt Sehnsucht und schmerzliche Neugier in einem geheimnisvollen dunklen Blau. Dieser Kopf stand leicht und zart wie Flor, eine frühe Mondscheibe, auf leuchtend blauem Hintergrund wie vor einem strahlenden Himmel.

"Edgar", las Regine im Katalog. "Sieh bloß, Natascha, diese unverständlichen Augen in dem Knabengesicht! Dieser süße Flaum auf den Lippen und der dunkle Hauch auf den Wangen. Wer ist Edgar?"

"Was geht es mich an!" brummte die Karagina. Ihre Hände waren kalt, rote Flecke brannten im Gesicht unter den abgründig schwarzen Augen. "Kannst du es denn fassen, wie dieser grüne Kragen ins Blau gesetzt ist? Es ist empörend, ungeheuerlich und doch schrecklich überzeugend und selbstverständlich!"

Vor Michaels Stadtbildern stand Doktor Tobias, der vielen Ausschlag gebende Kritiker, und hielt einen Hymnus auf den jungen Maler. "Nein!" rief er, "es ist nicht Liebe, mit der er die Stadt umfaßt; Haß ist in der Leidenschaft, mit der er sie an sich reißt, tödlicher, zerstörender, vernichtender Haß, Wut, Neid, auch Neid! Gefangen von ihr, ihr ergeben, ihr Sklave und Herr zugleich, kann er sie doch nicht genießen. Denn er hat sie bis auf den Grund durchschaut und ihm ekelt. Sie gehört ihm, aber er zieht nicht Freude, Genuß, Wollust aus ihr. Wie ein Unfähiger das schönste Weib, besitzt er sie, schändet sie und erhebt sich von ihr mit Qual, Leere, mit Trauer im Herzen. Und aus diesem Haß heraus – denn, meine Freunde, dieser Maler hat eine Seele als Durchgangsstation für seine Bilder – malt er sie als Hölle, als Höhle, als Ort des Grauens und Schreckens, der Trostlosigkeit, der Verwesung, des Wahnsinns, als Inbegriff des Schlechten und Bösen. Aber er ist kein Pessimist, kein Hypochonder, kein Melancholiker. Über der Stadthölle zeigt er Ihnen den

offenen Himmel. Da oben blühen alle Träume der Sehnsucht, da hängen Gärten, da heimatet die Schönheit. Dort schmilzt das härteste Gold zum reichsten Strom unter der Macht einer großen Liebe, da schmelzen drohende Wolken in lechzender Not, da blühen Fata Morgana von reineren Welten. Die reinste Jungfrau lächelt auf Wolken, und über den Dächern der Sünde spielt das unschuldigste Kind. Unten tanzen Lust und Mord, oben Sterne. Da oben löst sich der Schmutz der Stadt in Keuschheit auf. Da habt ihr die Seligkeit verheißen. – Das sind literarische Phrasen, ihr Herren. Vom Malerischen brauche ich euch nichts zu sagen. das seht ihr selbst. Kanntet ihr je eine so selbstverständliche Kühnheit? Wer wagte vorher mit solchem Gelingen Weinrot neben Hellrosa zu setzen, Buttergelb neben Scharlachrot? Seht dort das Porträt! Michael Munk ist nicht einseitig. In die Form eines Auges kann er ein ganzes Leben bannen! Hier die Holzsammler! Braune, schwarze, dunkelgrüne Stämme auf rotem Waldboden, dazwischen die abenteuerlichen Silhouetten der Männer und Frauen. Weiße Kopftücher und Hemdärmel leuchten aus dem Walddunkel. Der Himmel wuchert wie Schimmel hinter den Bäumen. Dort oben malt er Stimmung. Eine Kirche in der Dämmerung. Mondlicht in Pfützen und auf nassen Mauern. Grelle Sonne in Lindenalleen."

Immer neue Menschen kamen in den Saal hinab. Sie kamen aus den vorderen Räumen, wo auf glänzenden Möbeln Glas und Porzellan funkelte, wo Kopien alter Skulpturen aus den Ecken schimmerten, wo vor den kleinen Fenstern halbentlaubte Äste schwankten und Lichter über die Gartenstraße⁴⁶ spielten. Sie passierten einen dunkelblauen, fensterlosen Raum, in dem versteckte Lampen ein allersanftestes Licht erzeugten, hoben den Vorhang und standen auf dem Treppenpodest vor Andreas und Dela Gambarà. Noch immer empfing er die Eintretenden, rief ihnen den Namen Michael Munk entgegen, entließ sie mit einem begeisterten Urteil über den Maler, hypnotisierte sie mit seinen überzeugenden Augen, trat selbst ganz in den Hintergrund. Und doch sahen alle zuerst sein Abisagbild, das der Treppe gegenüber hing.

⁴⁶ Gemeint ist ein Weg vom Vorderhaus durch den Hof ins "Gartenhaus", in der berliner Tradition ein Hinterhaus, vor dem oder um das herum eine Grünfläche angelegt ist. (Die Gartenstraße im üblichen Sinn ist im Wedding/Humboldthain, weitab von der Potsdamer Straße.)

Da stand Dela, nackt wie im Mutterschoß, vor dem alten König. Aber sie hatte den linken Arm über ihr Gesicht gelegt, und niemand ahnte in dem Mädchen die Prostitution der Frau, die im Schatten ihres Hutes, dem Licht abgewandt, lebend vorn neben dem Meister stand. Andreas hatte seine gewollte Wirkung erreicht. Von unerhörter Feinheit und Delikatesse war das nackte Fleisch zwischen den metallenen Rüstungen. Das Gleichgewicht zum König David rechts hielt links der junge Türhüter, dessen Lanze die eifersüchtigen Sklavinnen abhielt. Der greise frierende König zeigte nur entfernt eine Ähnlichkeit mit dem Maler. Wer hätte den jugendlichen, leidenschaftlich bewegten Mann an der Treppenrampe in der Maske des Greises wiedererkennen können! Aber der Türhüter war Michael, ins Grobe und Gewaltsame vergrößert, die nackten Arme von Kraft geschwollen, den starken Nacken gebeugt. Haß, Liebe, Eifersucht, Wut, Demut, Trotz waren in seinem Gesicht versammelt. Aber die Wahrheit seiner Erscheinung gab reiner sein großes Porträt, das Andreas im Frühjahr gemalt hatte. Da stand er, die Hände auf den schweren Tisch gestützt, den schmalen blassen Kopf nach vorn geworfen, wie im Erfassen einer Vision. Teilnahmslos ging sein Blick durch alle Menschen hindurch, ungebrochen an ihrer Erscheinung, und suchte sein Ziel weit hinter ihnen. Fest auf die Erde gegründet, schien er dem Innern der Natur zuzustreben, einer Offenbarung, die hinter Gefühlen und Leidenschaften lag ...

Sein Name klang ständig durch den Saal. Andreas lauschte darauf. Er konnte die Anrede eines hohen Gönners überhören und darauf horchen, wie der Name des jungen Freundes fast ehrfurchtvoll, überwältigt, scheu und fragend ausgesprochen wurde. Da berührte ihn Dela leise. "Andreas, Fürst Borinskij – "

Andreas warf sich leuchtend herum, strahlte den Menschen an und rief: "Michael Munk! – Fürst, Sie werden staunen!"

Er hörte nicht, wie sein eigener Name unter dem neuen verklang ... er sah nicht, daß die kleinen Bilder des jungen Malers die Menschen von den großen Bildern des Meisters fortzogen ... So liebte er den jungen Freund, daß die Welle von Liebe und Andacht, die dessen Namen hochtrug, sein eigenes Herz wärmte, ihn selbst mit Beglückung überströmte. Ein strahlender Jüngling, häufte er den Lorbeer für den Freund.

Dela sah sich um. Das Lächeln verließ wie ein vorbeigleitender Lichtstrahl ihr Gesicht. Sie sah zu sich selbst hinüber, auf ihren entblößten Leib, der allen Menschen preisgegeben war. Ein scheinbar immer erneuter Schauer von Scham schien über die bleiche, matte Haut des Körpers zu gleiten. Dort kauerte Europa und lauschte auf das Echo in der Muschel, das von schöneren Welten her nachzuklingen schien. Aber sie schloß die Augen nicht über Träumen ihres Herzens, sondern vor den schamlosen Blicken der Fremden. Und dort verbarg Abisag ihr Antlitz weniger vor dem alten König und den gerüsteten Knechten, als vor der Neugier und der Lüsternheit unberufener Zuschauer.

Um sie wogten Stimmen und rauschten Kleider, die Reden von Doktor Tobias bohrten sich einen Weg durch das Summen und Brausen. Immer wieder klang ein Name zu ihr auf, vor dem sie sich fürchtete. Da nickte ihr die kleine Exzellenz Kellermann in tiefer Trauer um den Sohn zu; sie erwiderte mit einem bewußtlosen Lächeln. Doktor Tobias hob den Kopf und sprach lauter, zu ihr hinauf. Sie bemühte sich, hinzuhören.

"Es ist nicht nur Berlin, was man hier sieht," rief er, für den Ruhm des Malers kämpfend, "es ist das allgemein gültige Bild der Stadt überhaupt. Es sind keine Photographien, es sind Eindrücke. Der allgemein gültige Eindruck eines Platzes, einer großstädtischen Straße. Ja, die Häuser sehen anders aus in Berlin, in Rom, in Paris, in London, die Sprache der Menschen ist verschieden, Tag und Nacht haben andere Gesichter, aber dieselbe Seele verbirgt sich dahinter. Und diese Stadtseele malt Michael Munk. – Da die Skizze eines Auflaufs! Ein Haufen Menschen, im Rücken alle gesehen, die einem unsichtbaren Ziel zu stürzen. Das ist der Sinn des Auflaufs! Er spielt sich in Mailand und Wien nicht anders ab. Das Zufällige ist ausgestrichen, das Wesen bloßgelegt."

Dela sah über allen Menschen Michael Munk aufsteigen. Von dem Bild drüben sah er über sie hinweg, taub für ihr Geschwätz, höchsten Zielen zugewandt, unverrückbar, unablenkbar, nie erschüttert, alle Zweifel schnell niedertretend, ein ganz bewußter Mann. Wie grausam war dieses gespaltene Kinn!

"Dela – "

Sie schrak auf, und sogleich stand das inhaltslose Lächeln auf ihrem Gesicht. "Andreas?"

"Bin ich stark, Dela? Ich kann mehr als malen. Ich kann einen Menschen berühmt machen! Wenn der kleine Michael morgen aufwacht, ist er ein berühmter Mann."

"Du bist gut, Andreas."

"Und du bist schön, Dela. Das ist besser. – Dela, wie schön bist du heute! Bin ich nicht der glücklichste Mann?" Er lief einem alten Herrn entgegen. "Dela – Herr Munk, Michaels Vater."

"Ich kenne die gnädige Frau. Ich komme soeben. – Wo hängen die Bilder? Da?" In dem Geiergesicht flammten die Augen auf. Es waren Michaels Augen, auch in ihnen war ein unerschütterlicher Wille, eine wütende Begier, eine durch die Menschen dringende Inbrunst.

"Sie haben einen berühmten Sohn, Herr Munk. Ich danke Ihnen, daß Sie ihn verstanden haben und ihn freilassen. Ich danke Ihnen, er liebt Sie. Ich beneide Sie um Ihren Sohn."

Das Gesicht des Alten verdüsterte sich. "Das?" und er zeigte mit ausgerecktem Arm in den Saal hinab. "Das bewundert ihr? Das soll es sein? Ich weiß es nicht, ich stehe in einer anderen Welt. Ich gebe nach, Herr Gambara, aber nicht, weil ich ihn verstehe."

"Weil Sie ihn lieben", flüsterte Dela. Sie umschlang den Greis mit ihren Blicken. Michaels Vater! Er hatte sie in jener weiten Nacht ihm zugeführt.

Der Alte sah sie an und ging dann vorsichtig die kleine Treppe hinab. Er horchte auf. Der Name seines Sohnes klang da um ihn, seines immer unsichtbaren, stummen, unscheinbaren Sohnes. Eroberte er sich die Welt? Richtete er sich da einen Herrnsitz auf? Aber wo war sein Reich? Schwebte es nicht in der Luft, im Geist der Menschheit? Würde er, der Vater, es je betreten können? Der Vater war ausgestoßen aus dem Königtum des Sohnes ... er hörte die Rufe der Vasallen, aber er sah keinen Glanz der Krone und nicht einen Stein im Reich ...

"Gehen wir, Andreas?"

"Aber, Liebling, ich will doch erst mal mit den Leuten sprechen. Ich habe sie ja nur erst alle hinabgeschickt, nun will ich sie zurückkommen sehen und hören. Und schließlich, verzeih, möchte ich auch noch ein Wort über mich hören. Auch von mir hängen Bilder da. – Über mich! sage

ich. Und es sollte heißen: über dich! Bist du es nicht, Dela, die in mir malt und mir Gedanken und Bilder eingibt? Wer führt meine Hand?"

Sie sah von ihm fort, verbittert und plötzlich den Mund vergrämt. "Aber ich bin müde. Dann will ich dich oben erwarten. Ich setze mich da in den kleinen Leseraum."

Er begleitete sie in das dunkelblaue, sanft erhellte Zimmer, wo eine schmale Ebenholztreppe nach den oberen Ausstellungsräumen führte. Sie mündete in einen dunklen, mit alten Möbeln gefüllten Raum, wo auf einem langen schwarzen Tisch Hefte und Bücher lagen. Daran saß in einem hohen Stuhl, den Rücken der Treppe zugewandt, ein Herr. Er wandte sich nach der rauschenden Frau um. Es war Michael Munk.

"Frau Gambara – " Er stand auf. Sie lächelte, blieb am Treppengeländer stehen und sch ihn an. "Hier sitzt er und liest wie ein kleiner Junge. Und unten ist er derweilen ein berühmter Mann!"

Er lachte verächtlich. Sie hob die Hand auf.

"Nein!" rief er, "es ist nicht Pose! Ich frage wirklich nicht danach. Nicht Ruhm und nicht Geringschätzung könnten mich beirren. Ich weiß, was ich will. Ich frage nicht, wie sich die Leute dazu stellen. Wenn nicht heute, kommt es in zehn oder zwanzig oder dreißig Jahren. Einmal hätte man mich anerkannt. Dank meinem Vater bin ich immer unabhängig von klingendem Erfolg. Ich brauche nicht zu verkaufen. O Gott Lob, meine Kunst braucht nicht nach Brot zu gehen."

"Ich wollte Sie um etwas bitten", sagte Dela und ließ den Mantel von den Schultern gleiten. Er blieb auf dem Treppengeländer liegen. Sie waren ganz allein, nur die Treppe herauf schollen Stimmen. "Meiden Sie unser Haus nicht länger. Ich weiß nicht, was für Ausreden Sie Andreas gegenüber gebrauchen. Ich weiß ihm Ihre Zurückhaltung nicht zu erklären. Um Ihretwillen war ich nach dem Grunewald gezogen, um Ihnen im Stadtatelier nicht so nahe zu sein. Jetzt aber kommen Sie, Michael Munk."

"Ich vermag es. Aber wenn Sie, Frau Gambara – "

"Frau Gambara?"

"Sie sind es."

"Wissen Sie mir keinen schöneren Namen?"

"Sie sind ja Dela Gard geblieben!" rief er aufflammend.

Ja, sie war das Mädchen geblieben. Nur eine zarte jugendliche Fülle hatte ihre Formen erweitert, Formen, die den Ausdruck der ersten Unschuld noch nicht verloren hatten. Aber sobald jemand in Delas Nähe kam, trat ein Zug von innerlicher Abwehr und Angst in ihr Gesicht. Eine fast entsetzte Furcht vor der warmen fühlbaren Menschennähe. Angstvoll unbewegte Augen verdunkelten sich.

"Dela Gard", flüsterte sie und sah auf den Balkon hinunter, auf dem hinter Glasscheiben Blattpflanzen und Schlinggewächse in antiken Kübeln standen. "Schöner, verlorener Klang. Dela Gard ist tot, Michael. Aber was sage ich Ihnen das! Berührt Sie das alles? Wir sind ja nur Staffage für Sie."

"Sind Sie glücklich geworden? – Ich spreche Sie heute zum erstenmal allein. Sind Sie glücklich?"

"Sie haben wohl kein Recht, danach zu fragen."

"Doch! Sie haben mich einmal verantwortlich gemacht für Ihr Schicksal."

"Sie sind es nicht mehr. Es war ja alles mein freier Wille. Und wenn Sie nicht wären – hätte ich vielleicht ihn geliebt."

Michael stieß heftig den Stuhl fort und beugte sich vor. "Sie lieben ihn?"

Sie unterschied nicht, ob Freude oder Schmerz in ihm diesen Schrei ausstieß. Langsam ging sie um den Tisch herum und stützte sich dabei auf ihn. Das weiche fliederfarbene Kleid umfloß ihren Leib wie eine durchsichtige Welle. "Ich möchte einmal reden wollen. Ob ich es zu Ihnen darf, Michael? Ich habe sonst keinen – ach, habe ich denn Sie? Aber es bedrängt mich so. Er ist roh, Michael ... er ist roh ... Ich leide, ich leide –" Ihr Mund zuckte, aber sie weinte nicht.

"O, er kann gut sein wie eine Mutter, sanft, gelinde, weich, gütig. Aber er ist unausgeglichen, eine leise Zärtlichkeit wird auf einmal brutal. Was bei einem geliebten Mann Wonne ist, Michael, kann bei einem weniger geliebten unerträglicher Schmerz sein. Er will einen Sohn, Michael, er will mich überwältigt sehen – o Gott, kein Kind von ihm! – Michael, hören Sie nicht zu. Gehen Sie! Ich darf Ihnen das nicht sagen. Es ist für ein Mutterherz bestimmt. Ach, vor meiner Mutter muß ich glücklich scheinen. O Michael, auf jeden Tag folgt eine Nacht, eine endlose ... Sieh mich an, Michael. Ich lächle nicht mehr, ich lüge nicht mehr, so sehe ich aus, wie ich dastehe, so! Bin ich alt geworden, kummervoll, hoffnungslos? Ich

wußte nicht, daß ein Mann ein Würger ist, ein Würger, eine Bestie ... Das ist Liebe nicht. Gibt es keine andere Liebe, Michael?"

Sie beugte sich über den Tisch. Das Gewand glitt von ihrer Brust. Tränen fielen auf ihren jungen Busen. Da sah sie Michaels Blick und fuhr zurück. Sie griff um sich, aber der Mantel war nicht da. Sie preßte die Hände auf ihren Hals. "Nicht so!" schrie sie fast. "Sieh mich nicht so an, Michael! Es sind seine Augen! Auch du, auch du? Seid ihr alle gleich?"

Er sah mit gequältem Gesicht fort. "Du stehst unten im Bild, Dela. Ich habe dich gesehen. Und ich habe dich lebend so gesehen, als das Gewand der Europa von deinen Schultern gefallen war. Verzeih mir, ich kann es nicht vergessen. Ich habe dich zu früh gesehen –"

Sie stellte sich hinter einen Stuhl, ihre Hände, die über die Lehne hingen, zitterten. "Und wovon habe ich geträumt?" flüsterte sie. "Als ob wir alle ewig Kinder blieben ... Wie schnell verderben wir! Nein, Michael, so habe ich es nicht gewünscht. Setz dich, erzähle mir. Noch läßt man uns allein. Ich möchte dich etwas fragen."

Er setzte sich in den hohen Stuhl und lehnte den Kopf an den Brokat.

Wie blaß er ist! dachte Dela liebevoll. *Wie zerrissen sieht er aus! Aber wohl nur, weil ich hier stehe. Ich quäle ihn. Allein ist er zufrieden.* Laut sagte sie: "Nun bist du berühmt, Michael, alle deine Wünsche sind erfüllt, du bist Künstler, darfst es bleiben. Aber jetzt frage ich dich: Bist du glücklich?"

Und es war, wie sie geahnt hatte. Sein Gesicht wurde ruhig, seine Stirn schien sich zu verklären. "Glück? – Man muß die Kunst darüberstellen, sie duldet keine Nebenbuhlerschaft. Und sie füllt auch ganz aus. Es bleibt wohl kaum ein Wunsch zu wünschen übrig."

Sie lächelte trübe.

"Ich habe hier in einem Buch gelesen, ehe du kamst. Es sind Briefe eines jung gestorbenen Malers. Ich will dir etwas daraus vorlesen. Hör zu. er schreibt: *Wir stehen noch nicht am Rande des Grabes und fühlen, daß die Kunst größer und länger als unser Leben ist. Wir fühlen uns nicht sterben, aber wir fühlen uns gering. Und um ein Glied in der Künstlerkette zu sein, zahlen wir den harten Preis der Jugend, der Gesundheit, der Freiheit, die wir nicht mehr genießen als der arme Droschkengaul, der die Leute, die den Frühling genießen wollen, in die freie Natur hinauszieht. Jene Hoffnung Puvis de Chavannes' soll und muß sich verwirklichen: es*

gibt eine Zukunftskunst, und sie muß so schön und jung sein, daß wenn wir ihr jetzt unsere eigene Jugend opfern, wir an Lebensfreue und Frieden gewinnen müssen. – Diese Kunst gibt es, Dela. Ich habe sie."⁴⁷

Er legte das Buch hin und stand auf. Sie trat hinter ihrem Stuhl hervor. "Und werden Sie fortgehen, Michael, oder hierbleiben?"

"Fortgehen. Ich habe von der Stadt gemalt, was ich wußte und wollte. Ich bin fertig mit ihr. Ich werde ihr bald entfliehen. Es gelüstet mich, die Melancholie des heimatlosen Wanderers auf mich zu nehmen. Denn das dünkt mich das Schönste: überall fremd, keinem lieb, immer allein durch unbekannte Länder zu streifen und selten einmal heimzukehren. *Heim* ...wenn einmal der Vater nicht mehr ist, wer liebt mich dann wohl noch und ist treu?"

Sie sah ihn schweigend an und lächelte wieder. Nicht mehr das Lächeln der Dame, das unbewußte, maskenhafte. Jetzt war Liebe und Leid darin, Demut und Hoffnungslosigkeit. "So werden wir uns bald wieder Adieu sagen, Michael?"

"Im nächsten Jahr, in drei Monaten. Wenn mein Bruder Antonius zurückkommt. Ich mag den Vater nicht allein lassen."

"Ja, Michael, es bleibt zwischen uns ein endloses Abschiednehmen." Sie sah an ihm vorbei in die Zeit, die dann kommen würde, in die ganz leere und trostlose. "Dann werde ich des Abends manchmal hinuntergehen, über den Platz, auf die Brücke, wo man Ihr Haus sieht, an die nächste Straßenecke – und dann kommt wieder eine und noch eine und dann der Tiergarten und dann Feld und Schienenstränge, die glänzen und weiter hinausführen. Draußen gibt es Berge, und hinter den Bergen liegt das schönste Land im Mondschein. Und wenn du, Michael, nicht in diesem Land selbst bist, so stehst du doch vielleicht an seinen Toren, in den Bergen, seine Luft kommt zu dir hinüber, und der Glanz des Himmels blaut auch über dir. Dort sei dann glücklich, Michael. Glücklich, sage ich; laß es mehr sei als ein Wort und ein Ding zum Belächeln und Verspotten. Im tiefsten Grunde hoffen wir alle doch – Glück! Glück! daß einmal, ein einziges Mal es uns überwältigt!"

Er streckte seine Hand über den Tisch.

⁴⁷ Vincent van Gogh: BRIEFE (Berlin 1922: Verlag Bruno Cassirer, Kapitel 5, S. 104)

"Schenkst du mir eine Freistatt in deinen Gedanken, Michael? Wenn ich einmal in große Not geraten sollte, darf ich sie dir dann klagen kommen?"

"Komm, Dela Gard – "

"Danke, Michael." Sie streifte den Handschuh von den Fingern und reichte sie ihm. Er hielt sie lange, ehe er sie vorsichtig küßte. Lange lag er über den Tisch gebeugt. Ihre Hand lag auf der roten Decke und sein Gesicht auf ihren kühlen Fingern, bis sie sich bückte und mit unbewegten Lippen sein Haar berührte. Zugleich fiel eine Träne auf seine Stirn ...

Er richtete sich auf und sah sie verstört an.

"Geh, Michael, man kommt."

Am Fuß der Treppe klang Andreas Gambaras laute, heitere Stimme. Michael griff nach seinem Hut. "Dela Gard – "

"Denke rein an mich, Michael."

Er lief durch die hellen Zimmer. Seidene Vorhänge streiften ihn, breite Sessel hielten ihn auf. – Einen Augenblick stand er vor einer dunkelgewordenen Kopie der *Schönen Gärtnerin*⁴⁸, dann lief er die vordere Treppe hinab, den Kopf der Madonna im Auge, die Dela Gard ähnlich war.

Auf der Straße rief ihn Doktor Tobias an. Er kam mit der Karagina hinter ihm her und gratulierte. Die Karagina blieb stumm und hob die Blicke nicht vom Boden.

"Nun hebt es an, 'Michael!' rief der Doktor. "Sieg auf allen Linien. Die Tragödie des Kampfes ist vorbei, aber sie ist die rechte nicht. Erst die Tragödie des Sieges ist die wahre. Wirklich tragisch wird das Schicksal des Künstlers erst, wenn er hinaustritt. Jetzt beginnt der große Kampf der Vollendeten untereinander."

Er redete weiter, vergaß bald seine Absicht und den Freund und verlor sich in eigne Rede und Gegenrede. Dann begann er plötzlich seinen längst fertigen großen Aufsatz über den Maler Michael Munk, den schon das heutige Abendblatt bringen würde, laut zu deklamieren. Hier wurden seine Phrasen inhaltsvoll und wirklich begeistert. Aber an der nächsten Ecke sagte Michael Adieu. Und während Doktor Tobias weiter rezitierte,

⁴⁸ oder auch: *Madonna und Kind mit Johannes dem Täufer* (Raffael)

sah die Karagina neidisch, mit brennenden Augen, dem jungen Mann nach.

"Da sind wir", sagte sie dann plötzlich. Sie standen vor ihrem Haus in der Bautzener Straße. Es war trübe geworden, der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt, der erste kalte Herbstabend drohte. Drüben stieg der Bahndamm auf, ein Zug rollte laut vorbei.

"Kommen Sie mit hinauf", sagte die Karagina.

Der Doktor hatte sich noch nicht ausgesprochen und ging mit. Sie erstiegen vier steile ausgetretene Treppen. Im Haus war es schon finster. Aus dem engen schmutzigen Hof kam kein Licht. Die Karagina wohnte unterm Dach bei einem Schneider, der die zwei Vorderstuben vermietete. Ein junger Buchhalter wohnte neben der Karagina, sie kannte ihn kaum.

Sie betraten einen finsternen, schmalen vollgestellten Korridor. Doktor Tobias schloß unwillkürlich den Mund, so dumpfe, saure Luft schlug ihm entgegen. Die Karagina nahm seine Hand – die ihre war kalt und zitterte – und zog ihn bis zu ihrer Tür. In dem einfenstrigen Zimmer war noch ein wenig Licht vom Fenster, zu wenig aber, um die Bilder an den Wänden zu beleuchten. Zwischen Bett, Schrank, Sofa und Komode war kaum ein schmaler Gang frei. Ein kleiner Waschtisch stand in der Ofenecke, am Fenster eine mit Bindfaden zusammengebundene Staffelei. Es roch stark nach Seife und Spiritus.

"Warten Sie", sagte die Karagina und zündete eine Petroleumlampe an. Sie lauschte hinaus. "Nein, es ist niemand da. Der Schneider kommt nicht vor neun und der Buchhalter nicht vor elf nach Haus."

"Fürchten Sie sich nicht, allein mit zwei Männern?"

"An mir vergreift sich keiner, Doktor."

"Du bist heut unheimlich, Natascha Dimitriewna."

"Wirklich? – Sieh doch mal aus dem Fenster."

Es war ein gewaltiges Bild. Über den Bahndamm ging der Blick, über Straßen nach dem Kreuzberg, über das Tempelhofer Feld in eine unbestimmte dunkle Tiefe, in der schon Lichter aufblitzten. Es schien, als hätte ein Riesenungeheuer hier rings die Erde kahl gefressen. Das Feld dehnte sich trostlos ins Unendliche.

"Bitte," sagte die Karagina, "such dir ein Bild aus. Ich schenk dir eins."

Er sah sie erstaunt an.

"Schnell!" rief die Karagina. Sie riß sich den Hut ab, warf den Mantel fort. Ein offenes Portemonnaie fiel dabei heraus. Sie bückte sich hastig und griff es, schob es in ihr Bett.

Der Doktor kannte diese ungerahmten Bilder und Studien alle. Er hatte sie im Atelier Gambaras entstehen sehen. Alles war halbfertig, Übergewaltsam, verzerrt ins Unmögliche, falsch oder doch maßlos aufgeregt gesehen und mit furchtüberwältigter, unsicherer Hand wiedergegeben. Frauen mit aufgerissenen Schenkeln, komplizierte Männerakte, von Meistern kaum zu bewältigende Ansichten der Stellung, ungeheuerliche Gliederverkürzungen hingen da, Porträtstudien, Gesichter eines Fiebertraums, übertriebene Formen, wahnsinnige Bildungen. In den Stilleben gingen die Farben nicht zusammen. Auf einer Landschaft klebten die Wolken flach am Himmel ...

"Das möchte ich", sagte Doktor Tobias und nahm eine Zeichnung von der Kommode auf. Es war das Bild aus dem Fenster, mit einem weichen Blei genial hingestrichen. "Natascha, Donnerwetter, das hast du gemacht?"

Da lachte sie gellend hinter ihm auf. Sie stand neben der Lampe, das Gesicht von unten beleuchtet, so voll Schatten, daß ein Totenkopf mit weit vorspringenden Backenknochen auf der schwarzen derben Gestalt zu sitzen schien. Der Doktor erschrak.

"Nein!" rief die Karagina. "Du hast einen scharfen Blick. Als Michael hier die Aussicht aus meinem Fenster malte, ließ er mir die Zeichnung als Erinnerung." Sie riß sie aus den Händen des Mannes, zerknüllte sie, hielt sie über die Lampe, und als der Doktor ihr in den Arm fiel, flammte das Papier schon hoch auf.

"Da!" Die Karagina ließ das schwarze, zusammengeschrumpfte Papier fallen. Sie hatte sich die Hand verbrannt.

"Schmerzt es?"

"O, nicht mehr lange!" Und wider lachte sie grell und kurz. "Hilf mir, Doktor", sagte sie dann und nahm ein Bild von der Wand. "Hilf mir. Das soll alles fort."

"Verreist du, Natascha?"

"Wie man's nimmt. – Da!" Und sie bog die Malpappe zusammen, daß sie krachte, und wieder auflachend warf sie die Stücke eines Weiberaktes auf die Erde.

Doktor Tobias fehlten zum erstenmal die Worte.

"Was starrst du? Ich kann das nicht mehr sehen! Was ist das alles? Impotenz, schöpferische Impotenz! Narrenarbeit! Weiberhysterie! Ein neues Leben muß beginnen. Heute habe ich gesehen, was man können muß. Ich kann nichts! Ich bin unfruchtbar!"

"Aber was denn nun, Natascha?"

"Etwas anderes."

Er ließ sie allein die traurige Arbeit der Vernichtung verrichten. Bild um Bild nahm sie, zerbrach es, zertrat den Blendrahmen, bohrte den Absatz in die Leinwand. Der nackte Boden war bedeckt mit buntem Zeug. Die Tischplatte nahm einen tiefen Schatten auf ihn. Schon starrten die leeren Wände vom Blumenmuster einer schmutzigen Tapete.

"Etwas anderes, Doktor! – Ich habe Nachrichten aus Rußland bekommen. Meine beiden Brüder sind bei einem Auflauf auf der Straße erschossen worden. Vielleicht war es der Auflauf, dem die Rücken auf Michaels Bild zuliefen. O, hast du dieses Bild gesehen? Darin steckt es! – Und ich habe jetzt nichts, Doktor, ich bin bettelarm, Väterchen."

Sie riß ein Madonnenbild von der Wand. Eine schwarze Madonna hielt das schwarze Kind in den Armen. die Gesichter waren wie Löcher in dem Goldgrund. "Ach, Mütterchen von Kasan, heilige Mutter, warum sollst du nicht auch mal zur Hölle fahren!" Und sie schleuderte das Bild auf den Boden.

Doktor Tobias riß sich zusammen. "Ich gehe, wenn du nicht vernünftig wirst, Natalie. Du bist exaltiert. Not wirst du nicht leiden; wir sind da. Werde ruhig."

Sie wandte sich um. "Ja, bin ich nicht ruhig, Väterchen? Sieh mich doch an! Da, ich lächle dir sogar zu. Ich bin zum erstenmal in meinem Leben ruhig."

"Was hast du vor?" rief der Mann. "Wozu hast du mich heraufgeschleppt?"

Sie trat zu ihm. Sie sah ihn listig an. "Ja, denke dir, Väterchen. Ich hatte eine Idee, die nichts mit Kunst zu tun hat, sondern mit dem Leben. Und

deshalb ist sie auch hirnverbrannt. Weißt du, einmal sprachst du von den Frauen und der Erlösung durch das Kind. Und ich wollte hier vor dir auf die Knie fallen und sagen: Ich habe nichts mehr; ich kann nicht länger leben; mit der Kunst ist es nichts; aber wenn ich ein Kind hätte – vielleicht – ein Kind! ein Kind."

"Und ich?" Doktor Tobias fuhr zurück, wollte lachen und konnte nicht. "Weißt du, Natascha," sagte er überstürzt, wie auf der Flucht, "ich beneide immer die Geistlosen und Unkomplizierten, die ihre Manneskraft im gegebenen Moment stets zur Verfügung haben und nicht erst geistige Hindernisse zu nehmen brauchen –"

Die Karagina lachte wieder, immer greller und wilder. "O Jesus, bei mir wären es wohl weniger geistige Hindernisse. Aber fürchte dich nicht, ich habe dich ja um nichts gebeten. Ich könnte schließlich auf meinen Schneider warten. Der ist ja wohl nicht kompliziert. Aber beruhige dich. Ich beabsichtige nicht, mein Leben mit einer solchen Erniedrigung abzuschließen."

"Karagina, mach keine Dummheiten!"

"Dummheiten? die traust du mir wohl nicht zu, mein Seelchen! Gehst du? Ja, was legst du denn da hin? Zwanzig Mark – ach, guter Junge, lieber Kerl, behalt sie nur. Ich brauche nichts."

"Hast du heut schon was gegessen?"

"Ja, glaubst du, Doktor, ich erinnere mich an solche Kleinigkeiten? Arme Brüder –"

"Unschuldig erschossen, Karagina?"

"Was heißt unschuldig! Wir tragen alle eine große Schuld."

"Nämlich?"

"Die Sünde der Eltern, aus der wir kommen."

"Du sollst dich schlafen legen. Oder willst du, daß ich hier bleibe? Ich hole Abendbrot herauf."

Die Karagina sah ihn an und schwieg.

"Ja," sagte sie endlich, "das ist mir eigentlich ein sympathischer Gedanke. Geh hinunter, Läden sind alle nahe. Aber kaufe die Butter lieber in der Yorckstraße, links um die Ecke. Es ist ein bißchen weiter, aber inzwischen mache ich alles zurecht."

Kaum war er draußen, sah sie sich um. Sie schlich ihm nach, schloß die Korridor tür zu. Denn man durfte nicht zu früh eindringen und sie finden, ehe sie kalt war. Ins Zimmer zurückgekehrt, nahm sie sich keine Zeit mehr, Ordnung zu schaffen. Sie verschloß auch noch ihre Stubentür und lief dann ans Fenster. Da gab es kein Nachbarhaus, von dem man sie sehen konnte. Es war Nacht geworden, Lichter standen ruhig weit und breit, rote und grüne auf dem Bahndamm.

Sie riß an der Vorhangschnur, gewaltsam, ungeduldig. Riß die eiserne Stange herunter, es krachte. Sie lauschte, aber nichts regte sich. Sie zog die feste weiße Schnur aus den Ringen, seifte sie fiebernd schnell ein, schob taumelnd vor Hast einen Stuhl ans Fenster, stieg hinauf und knotete sorgfältig, mit festen, aber gefühllosen Fingern eine Schlinge. Das andere Ende der Schnur befestigte sie am oberen Fensterriegel. Und dabei sah sie den Himmel. Er war mit Wolken bedeckt, sternenlos, stürmisch, zerrissen, finster.

Sie wandte sich um. Da sah sie das schwarze Madonnenbild unter sich auf der Erde. Sie stieg noch einmal vom Stuhl hinab, hob es auf, küßte es und murmelte ein paar russische Worte. Und wieder stieg sie auf den Stuhl. So stand sie über den zerrissenen Bildern, über den Trümmern ihres fruchtlosen Lebens. Sie wandte sich ab mit stieren, wie erblindeten Augen. Lieber sah sie aus dem Fenster, auf den dunklen Himmel, auf die tausend Lichter der Erde. Nacht war es, Nacht – Natascha dachte an keinen Menschen. Nur daran, wie groß die Nacht war, die unerschöpfliche fruchtbare Nacht, wie groß! wie reich, wie fruchtbar! ...

Sie legte die Schlinge um ihren Hals, den der niedrige Kragen der schwarzen Bluse freiließ, breitete die Arme aus, stöhnte laut und tief und stieß sich mit einem kurzen Ruck vom Stuhl fort.

Ehe Doktor Tobias einen Schlosser geholt, die Türen aufgebrochen waren und der Strick durchschnitten, war sie längst tot. Sie war schon fast kalt. An ihrem Hals klebte wie eine seltsame Blüte ein Häuflein blutiger Schaum, der über die Lippen geglitten war. Ihr letzter sympathischer Gedanke, wie sie ihn genannt hatte, war gewesen, daß nicht der Schneider oder der Buchhalter, sondern daß Doktor Tobias sie abschneiden möchte.



49

⁴⁹ Von User: Ustas/GFDL: <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=65623>

MIT GESENKTEM KOPF GING DELA GAMBARA im Atelier auf und nieder. Das Oberlicht war zugezogen. Vor dem Seitenfenster schwankten die entlaubten Bäume. Aus dem Gaskamin fiel rotes Licht auf ihre nackten Beine. Sie ging rastlos hin und her, die Augen am Boden. Nur wenn sie am Fenster vorbeikam, sah sie auf und hinaus. Da lag der kleine See zwischen melancholischen Ufern, die Weiden ließen leere Zweige hinabhängen, grell und trostlos standen die hellen Häusermauern hinter dunklen Stämmen. Der trübe Himmel sank auf alles hinab.

Andreas stand hinter der Leinwand, die ihm Dela verbarg. Nur selten warf er einen Blick hervor und folgte ihren Schritten. Minutenlang ließ er den Pinsel sinken und starrte auf sein Bild, wo ein Frauenleib aus der Dämmerung zu blühen begann.

"Zieh dich an, Dela," rief er endlich, "es geht nicht."

Sie stand grade am Fenster und sah hinaus. Da hörte sie Papier hinter sich knistern und einen Fluch. "In zwei Stunden kommen die Gäste, Dela. Zieh das rote Kleid an mit den Metallborten. Michael kommt auch."

"Bestimmt?"

"O, es wird ihn freuen, am Tisch des Meisters zu sitzen, den er verdrängt."

"Andreas – ?"

"Da hast du's!" Er warf ihr zusammengeknüllte Zeitungen vor die Füße. "Man proklamiert ihn als neuen Mann! Weißt du, daß in so und so vielen Berichten mein Name gar nicht genannt ist, daß meine *Europa*, meine *Abisag* überhaupt nicht gesehen wurden? Und die andern tun mich so nebenbei ab: ein alter Maler, der wieder mal ein Bild gemalt hat. Man hat mich über Michael Munk vergessen!"

"Du hast es selbst dahin gebracht, Michael. Du selbst hast ihn über dich gestellt."

"Ich habe die doppelte Zahl seiner Jahre, ich habe Entbehrungen und Kämpfe hinter mir. Ich habe gedarbt und gehungert, mit dem Publikum jahrelang gekämpft. Und er? ihm fallen alle Erfüllungen in den Schoß. Nicht einmal die Hand braucht er auszustrecken. Er geht seinen Weg, stolz, verächtlich, und man strömt ihm zu, hebt ihn hoch ... das ist übertrieben. Das ist keine Kritik, das sind Hymnen! Ich gebe es zu: ich

selbst habe ihnen die Augen geblendet, und Tobias hat ihren Verstand betört." Außer sich trat er mit beiden Füßen auf die Zeitungen.

"Neid, Andreas, Neid auf den Freund?"

"Ja!" schrie er, "Neid! Nenn es, wie du willst. Neid nicht weniger darum, weil ich ihn liebe. Ich möchte ihn an mein Herz drücken, wie einen geliebtesten Sohn, – und Gift in seinen Mund küssen. Ach, wie rein könnte ich ihn lieben, wenn er tot da vor mir läge! Ich wollte hinausschreien, daß er ein Genie gewesen ist! Aber er lebt, Frau, er wird länger leben als ich und mich vergessen machen. Ich habe es immer gewußt, aber nun muß ich's lesen. – Ich ertrag es nicht! Schwarz auf weiß! Es geht in die Welt! Man vergißt mich, Dela."

Sie hob eine Decke auf und hüllte sich hinein.

"Versteck dich nicht!" schrie er. "Glaubst du, ich seh deine Verachtung nicht? Aber du bist kein Mensch! Fühlst du denn überhaupt? Kannst du denn einen warmen Menschen verstehen? Bist du nicht geschieden von allen Empfindungen? Selbst in der Liebe bleibst du kalt, so gleichgültig, daß ich mitten im Genuß den Genuß verliere, vor Begierde verschmachte, indes ich sie stille, trinkend vor Durst lechze, im Wasser nach Wasser schreie!"

Er lief auf sie zu und schüttelte sie. Die Decke blieb in seinen Händen, und die Frau ließ sich hastig auf die Erde niedergleiten. "Mißhandle mich nicht. Ich tu, was du willst. Ich habe dir noch keinen Wunsch versagt. Du hast gewußt, daß keine Leidenschaft mich zu dir riß. Und du hast keine geweckt. Ich fürchte dich, geh! Du bist roh."

"Warum verwandelst du mich nicht? Ja, nur Liebe wirkt Wunder! Aber du hast ein steinernes Herz. Dela, Dela, ich bin wahnsinnig nach dir. Eh meine Lust noch gestillt ist, scheint sie schon weit hinter mir zu liegen, und ich fiebre nach neuer Entzückung. Mitten im Rausch noch lechze ich schon nach neuem Rausch."

"Geh fort!"

Er fiel vor ihr auf die Knie. Nun hockten sie beide am Boden, er starrte sie voll Leidenschaft, sie ihn voll Entsetzen an.

"Meine Dela, ich bin doch nur ein Mensch. Gewiß, Neid ist in mir und Bosheit, aber nicht auch ein wenig Güte und Sanfttheit? Sind wir nicht alle ein Gemisch aus Gutem und Schlechtem? Warum soll ich vollkommen sein, Liebling? – Du wünschst es ja nicht einmal aus Liebe.

Sieh, ich habe doch eine harte Jugend gehabt. Die armen Eltern, der Trödel Laden, in dem man die Fremden betrog. Ich stand Modell für eine Lira den Tag, als Putto, auf einem Bein, und schlief die Nacht nicht vor Schmerzen im Fuß. Und dann malte ich die kleinen Bildchen. Der Vater verkaufte sie billig. Wieviele Jahre habe ich von Polenta und Fischen gelebt! Und auch später noch – auf der Akademie in München, dann in Paris, mit dem kleinen Stipendium, das gerade für Kaffee und Brot reichte. Damals, siehst du, da fiel der wütende Haß in mich ein, da pflanzte sich Neid und Mißgunst in mich. Und nun kommen die Neuen, die Jungen, und ahnen nicht einmal, was Not ist – soll ich da nicht bitter werden? Wenn du nur wüßtest, was ich einmal litt! Sieh, die Karagina war genauso dran und ging daran zugrunde. Ich habe mich nicht aufgehängt! Ich war stärker, aber diese Stärke frißt Güte und Liebe auf. Ich seh mich immer wie ein Wunder an, daß ich kein ganzer Bösewicht geworden bin. Dela, bin ich niemals gut?"

Sie streckte ihm die Hände hinüber. Er riß sie an sich, den nackten Leib, und bekleidete sie mit seinen Küssen.

"Siehst du, Dela, wenn du ein wenig gut nur zu mir bist, werd ich es ganz. Hab mich lieb, und ich will mein Herz kinderrein machen, ganz neidlos. Ich will Michael auf meine Schultern heben und den Menschen zeigen. Aber du mußt bei mir bleiben, sollst nicht einmal aufschauen zu einem andern, ganz allein bei mir sein. Dann will ich weiter nichts."

"O, daß du mich doch nicht liebtest", sagte sie, erstickt in seinen Armen. Und dachte: *Es ist ja nicht einmal Liebe, Liebe, die ich meine. Es ist ja nur Verlangen, du Armer.*

"Zieh dich an, Madonna, du bist ganz kalt." Er rieb ihr Arme und Schultern, daß die feine Haut errötete. Sie stand auf und trat in das kleine Nebenkabinett, wo ihre Kleider lagen. Ein Brief knisterte im Rock.

"Von wem?"

"Von Bibi."

"Und was schreibt die Verbannte?"

"Eigentlich nur drei Worte. Sie schreibt: *Hier ist Frühling, ist es warm und sonnig und mich friert.* – Und dann ist Suse Himmelreich aufgetaucht und als große Kokotte, Schwindsucht im Gesicht und lebenstoll dabei. Sie wohnt neben Bibi."

"Also eine Konkurrentin."

"Sage nichts auf Bibi!"

"Ja, was bleibt solchen Frauen anderes übrig."

"Solchen Frauen! Verachte sie doch nicht. Rudolf hatte ihr erlaubt, zu spielen. Und als es ihm eines Tages so gefällt, wirft er es ihr vor und schickt sie weg. Er allein hat alle Schuld!"

"Das verstehst du nicht! Es war mehr als Spiel. Sie hat einen anderen geliebt. Und wenn es der beste Freund ist oder der fremdeste Mensch, das erträgt ein Mann nicht. Und wenn es auch nur die Untreue eines Gedankens ist! Solche Frau jagt man fort. Sie sitzt und ißt am Tisch des Gatten und denkt an einen anderen: Sünde! Sie erwartet den Gatten nachts, er klopft an ihre Tür, und sie flüstert einen anderen Namen: Todsünde! Solche Frau jagt man fort!"

"Und was tut man mit ihrem Geliebten?"

"Wenn es ein fremder Kerl ist, läßt man ihn vielleicht laufen – nach ein paar Peitschenhieben. Wenn es ein Freund ist, tötet man ihn. Nicht im Duell! Lächerlich! Man geht auf ihn zu, umarmt ihn, zieht den Revolver und knallt ihn nieder."

"Andreas!"

"Was erschrickst du, kleines Mädchen! Es knallt ja nicht. Dein steinernes Herz feigt dich gegen Liebe."

"Aber – "

"Aber?"

"Ich – ich kann mir noch andere Fälle denken. Zum Beispiel – "

Sie ließ die Hand mit den Spitzenunterröcken sinken und sah ihren Mann an. Mit dunklen Augen, gespanntem Gesicht. Ihre Hände zitterten. "Nimm an, eine Frau liebt einen anderen neben dem Gatten, ganz in Gedanken. Der Andere kennt vielleicht diese Liebe, aber er erwidert sie nicht. Aber die Frau denkt bei Tische, denkt nachts an den kalten, gleichgültigen anderen. Der Mann entdeckt es. Vielleicht belauscht er den Schlaf der Frau. Nun gut, er jagt sie fort, er tut ganz recht damit. Aber was, Andreas, was tut er hier mit dem andern Mann?"

"Was für eine Frage!"

"Nun, sie kam mir eben. Also?"

"Bist du so ungeduldig auf eine Antwort?"

Dela lachte, grell und kurz. Sie zwang sich, in anzusehen. "Durchaus nicht. Ich, Andreas, entschiede nämlich so: ich tötete die Frau und liebte den, den sie geliebt hat."

"Vielleicht. Oder man tötet den, den sie geliebt hat, und besitzt nun die Lebende allein. Ich würde nämlich auf einen Toten nicht mehr eifersüchtig sein ..."

"Das ist teuflisch!"

"Ha! schießt da ein Feuerlein aus dir? Warum, du kaltes Herz, denkst du so an Liebesfälle? Füllt dich die Ehe so wenig aus, daß du andere Möglichkeiten erwägst?"

"Ah! laß meine Schulter los! – da, deine Finger! Rufe mir das Mädchen. Sie muß mir ein geschlossenes Kleid bringen. Soll ich den Leuten deine rohen Finger auf meiner Schulter zeigen" Sie riß an der Klingel.

Er ließ sie los. "Scherze, Dela, Scherze! Nur ein Angriff auf ihre Tugend kann die Steinerne beleben. Wie schön du bist –"

Dela riß die Tür auf. "Sofie! Sofie! ein anderes Kleid! Das blaue, hohe!"

Andreas stand neben ihr. "Das grüne. Sofie, mit den grauen Spitzen. Schnell, laufen Sie! Es ist Zeit. – Das blaue, Dela? Willst du so deine Gäste empfangen? Es ist ein Diner für vierzig Personen. Das erste kleine Fest in unserer Ehe. Denke daran, daß ich von der Welt lebe. Wir sind nicht frei! Wir hängen von diesen Menschen ab. Du sollst sie bezaubern, Dela! In einer halben Stunde kommen die ersten. Ich gehe, nach der Tafel sehen."

Da kam Sofie, das grüne Taffetkleid mit der venezianischen Gipüre⁵⁰ über dem Arm. Sie begegnete Andreas in der Tür. "Gnädiger Herr," flüsterte sie, "da ist ein Bote von der gnädigen Frau aus Charlottenburg. Ich schickte ihn die Ateliertreppe hinauf."

Andreas sah das Mädchen an, er fand eine erschrockene angstvolle Miene. Er riß die Augen auf, das Mädchen nickte. Er legte den Finger auf den Mund, ließ sie eintreten und ging schnell ins Atelier hinüber. Dort stand vor der verschlossenen Tür die Tochter Hasemann. Die Bürgermeisterin wäre vor ihrem Haus, bei der Rückkehr vom Schlächter, von einem Straßenbahnwagen überfahren worden. Mit gebrochenen Füßen und Schädelbruch hätte man die Bewußtlose hervorgezogen und in ihre Wohnung getragen. Sie läge im Sterben. Man hätte vergeblich in

⁵⁰ Klöppelspitze aus seidenumspinnem Baumwollfaden

Gambaras Stadthaus angerufen, schließlich hätte man sie hier hinaus nach dem Grunewald geschickt. Die arme Dame läge so schlimm da, und alle wären schon versammelt im Sterbezimmer, der Herr Baumeister und die ganzen Verwandten vom Moritzplatz. Nur Fräulein Harmonia hätte bei Lieschen und Lenchen bleiben müssen. Und es fehlte bloß noch die einzige Tochter.

Andreas Gambarara war so erschlagen von dieser Nachricht, daß er das ganze Geschwätz regungslos über sich ergehen ließ. –

"Wer ist denn da?" fragte Dela und sah vom Spiegel her ihrem Mann entgegen. "Wessen Stimme war das? Nicht so fest, Sofie."

Andras nahm ein paar Stäubchen von seinen Beinkleidern. "Wie? wer da war? Ach, vom Gärtner – ich hatte hingeschickt, weil heut deine Rosen nicht gekommen waren. Er hatte keine auftreiben können."

"Sofie, wie ungeschickt! Was haben Sie denn heut? Und Ihre Finger sind so kalt."

"Verzeihung, gnädige Frau."

"Also, Dela, fertig? Komm, Schatz. Zeige mir, wie du lächeln wirst! Sei so vergnügt und heiter heut, als dürftest du's dann lange nicht mehr sein. Lache doch, süße Dela."

"Ist es so recht?"

Während des Dinners flüsterte Giacomo seinem Herrn etwas zu. Andreas winkte und sah an das andere Ende der Tafel, wo Dela neben einem alten Geheimrat aus dem kaiserlichen Zivilkabinett saß. Sie hatte mit Absicht Sekt getrunken, schien heiter erregt, sah hinreißend schön aus, da ein feines Rot in ihrem blassen Gesicht glühte und die Augen ganz dunkel blauten, und sprach lebhaft mit ihrem Herrn. Dem Gatten dieser Frau war der Auftrag für ein Porträtbild der kaiserlichen Familie sicher!

Nicht weit von ihr saß Michael Munk, sprach kaum und spielte mit den Veilchen, die auf der breiten Tafel lagen. Um die Schmausenden herum stand der Kreis der hellrot livrierten Diener.

Andreas goß heftig ein Glas Sekt hinunter, hob es dem einschenkenden Diener aufs neue entgegen und gab mit den Augen

den Wink zur Fortsetzung des Servierens. Die Türen des silbergrauen Wandschranks mit den Kupferintarsien sprangen auf, und der Hausmeister verteilte die flachen Schüsseln aus Kopenhagener Porzellan an die Roten.

Kaum war die Hupe des letzten Automobils verklungen, als Andreas die Hand seiner Frau nahm und nach schnellem, hastigem Dank sagte: "Willst du dich, bitte, umkleiden? Sofie, da sind Sie. Kommen Sie!"

Er führte Dela die Treppe hinauf ins Ankleidezimmer. "So, Sofie, jetzt können Sie das blaue geben. Oder nein, nehmen Sie das schwarze Kostüm; es ist wärmer. Du mußt den Pelz darüber nehmen. Es wird frieren. – Jawohl, Sofie, das schwarze!" schrie er in den Schrankraum hinein.

"Aber Andreas, was ist denn? Wo willst du noch hin? Ich bin müde, es ist neun Uhr. Ich mag nicht mehr fort."

"Wir müssen, Dela. Wir müssen noch in die Stadt fahren, Liebling."

Sofie erschien in der Tür, das schwarze Kleid in bebenden Händen, aufschluchzend.

"Donnerwetter!" schrie Andreas. "Was heulen Sie da!"

"Sofie! aber was ist denn? O Gott – "

Sofie schluchzte.

"Frauenzimmer!" schrie Andreas. "hinaus!" Er schlug die Tür zu.

"Dela, mein Liebling, rege dich nicht auf. Wir wollen mal zu Mama fahren. Ich erzähle – "

"Mama?!" schrie Dela und ihre Arme flogen. "Mama ist doch ganz gesund!"

"Nicht ganz, mein Liebes. Sie ist gefallen – "

"Komm!" schrie Dela und stürzte an ihm vorbei. Aber er hielt sie fest. "Du kannst so nicht gehen, Dela, in dem Kleid. Da, ich helfe dir schnell."

"Aber das ist doch gleich. Nur schnell, schnell. Der Wagen!"

"Das Auto wartet schon. Wir sind in fünf Minuten da. Ruhig, Liebling. So, komm – die Taille ab, – den Rock. Da liegt schon der andere."

"Ich will nicht. Es dauert so lange. O Gott, so komm doch!" Sie drehte sich um sich selbst und griff sich ins Haar.

"Nein! Schnell! Hier, der Rock."

"Andreas!" schrie Dela plötzlich gellend auf und warf die Arme in die Luft und startete ihren Mann an. "Den schwarzen, warum den schwarzen?"

Er warf ihr den Rock über und riß die Taille heran. "Ruhig!" Er atmete laut, er keuchte. Verzweifelte Reue schüttelte ihn. "Du bist schon fertig. Noch ist Hoffnung, Dela!"

Sie riß sich aus seinen Händen, die an den Haken der Taille nestelten. Sie taumelte, wankte bis an die Tür, fiel kraftlos dagegen und flüsterte ohne Kraft, den Kopf wiegend, die bleichen Lippen verzerrt: "Wann starb sie?"

Er nahm ihren Arm, warf ihr ein Tuch über den Kopf, riß die Tür auf und rief zu Sofie, die draußen stand: "Die Pelze! In den Wagen!"

Dela ging steif, starr, weiß wie Schnee die Treppe hinab. Das Automobil zitterte und knatterte. Es keuchte vor Begierde, fliegen zu dürfen.

Dela antwortete auf keine Frage ihres Mannes. Aber plötzlich sagte sie laut: "Ich kann ihr nicht mehr sagen, daß ich sie liebe? Sie hört es nicht mehr?"

Und als nach wenigen Minuten schon die Lichter des Bahnhofs von Halensee aufleuchteten und der Wagen tosend über die wippende Brücke fuhr, sah Dela ihren Mann an und sagte: "Wann erfuhst du es?"

Er senkte die Augen vor ihrem Blick. "Während der Tafel kam ein Bote."

"Und wer war oben im Atelier, als ich mich anzog?" Da er schwieg, rief sie zitternd noch einmal: "Als ich mich anzog!"

Er vermochte nicht zu lügen, zu nah war sie ihm. "Man brachte mir die Nachricht."

"Welche Nachricht – "

"Daß sie gefallen – "

"Und du ließest mich anziehen und zu Tisch gehen?"

Er sagte nichts.

"Das vergesse ich nicht, du", flüsterte Dela.

Da schrie er ihr ins Gesicht – er wußte nicht warum. Denn weshalb wollte er sie treffen? Oder war da doch irgendwo in ihm eine dunkle Regung von Haß und Qual – er schrie ihr ins Gesicht: "Sie ist überfahren worden! Sie ist zerquetscht worden! – Da sind wir! komm!"

Aber sie lag ohnmächtig im Sitz, und Andreas mußte sie hinaustragen.

In den folgenden Nächten schlief sie in ihrem alten Mädchenbett ihrer verlassenen Mädchenstube.

Andreas Gambarara saß in allen drei Nächten wachend am Lager der toten Mutter. Er fürchtete sich nicht vor den fliehenden Schatten auf dem ruhigen Gesicht. Er bebte nicht unter der Kälte, die durch das offene Fenster drang. Es fror schon in der Nacht. Er saß in seinem schwarzen Pelz im Lehnstuhl und lauschte durch die offene Tür über den Korridor nach Delas Stube hinüber. Aber erst in der zweiten Nacht schlief Dela ein. Er hörte ihren Atem leise gehen.

Da verließ er die ewig stille Tote und schlich in die Stube seiner Frau. Dort setzte er sich auf einen flachen Stuhl ans Bett und starrte auf das blasse Gesicht der Schlafenden, das oft zuckte und sich schmerzhaft verzerrte, und lauschte. Durch die Tür kam über den Korridor aus dem Totenzimmer ein kalter Zug. Kaum schimmerte das Gesicht der Schläferin aus dem Dunkel. Es zerfloß in dem blassen Schein der Kissen. Der Mann lauschte unbewegt.

Der Mann entdeckt es, hatte Dela gesagt, er belauscht vielleicht den Schlaf der Frau. Aber nur ein Seufzer, nie ein Name kam über ihre Lippen.

Liebe

Die Herbstnebel hatten ausgebraut und die ersten Fröste hatten die Erde hart gemacht, Dann fiel der erste Schnee und wärmte die Luft, glänzte in der Sonne unter klarem blauen Himmel.

In diesen Wochen aber kam das Sterben über den kleinen Kreis der Menschen, die Zufall und Neigungen miteinander verbunden hatten. Die Karagina war als Erste und freiwillig, wie es hieß, in Wahrheit von der bittersten und unerträglichsten Not gezwungen, dem Tode gefolgt; dann hatte er die Bürgermeisterin unter den Wagen geworfen und sie festgehalten, bis die Knochen unter den Rädern knirschten. Aber nun wollte er einmal als Freund kommen, schnell und schmerzlos. –

Der alte Thomas Munk fuhr nach dem Matthäikirchhof, wo er der Beerdigung eines gleichgültigen Geschäftsfreundes beiwohnen mußte. Er war eine halbe Stunde früher hinausgefahren und ging nun, in seinen alten Pelz gewickelt, die frei gekehrte Hauptallee hindurch nach der Südmauer. Schnee lag hoch auf den Bäumen, höher auf den Gräbern und war nur in einem schmalen Weg freigeschaufelt, wo zwei Männer mit dem Fertigstellen eines frischen Grabes beschäftigt waren. Der alte Munk sah gedankenvoll hinüber, wo schwarze Erde mitten in all dem Weiß und Glanz – denn die Sonne schien in dieser Mittagsstunde – sich häufte und ein dunkles enges Loch umfaßte. Er ging schnell weiter, wie bedroht von den schwarzen Kreuzen und den starren, feierlichen Steinen. Zu Füßen mancher lagen frische oder verdorrte Kränze, und eine rote Schleife floß wie ein blutiger Streifen über den Schnee.

An der Südmauer lag das Erbbegräbnis der Familie Thomas Munk. In die Mauer war eine rauhe, breite Steinplatte eingelassen, von zwei Weiden eingefast. Sie umschloß vier kupferne Tafeln, auf denen die Namen der Familienmitglieder schon standen, mit dem Datum der Geburt. Darunter stand das furchtbare Wort *gestorben*; es fehlten nur noch Tag und Jahr, um die Tafel vollständig zu machen. Die Plätze waren so geordnet, daß Fanny Munk, die Mutter, äußerst links lag, rechts am

Rand war der Platz des Vaters, und dazwischen sollten die Söhne liegen, Michael an des Vaters, Antonius an der Mutter Seite ...

Der alte Munk öffnete das Gitter und trat ein. Eine eingeschneite Bank stand auf den drei leeren Plätzen. Er schüttelte sie, daß der Schnee hinabfiel, und setzte sich. Ohne viel gegangen zu sein, war er doch müde. Seine Knie waren schwer und knickten kraftlos zusammen. Er sah auf das Grab seiner Frau, schob mit dem Fuß den Schnee zur Seite, bis ein paar Efeublätter, schwarz und zusammengeschrumpft, hervorkamen. Dann betrachtete er die drei unvollständigen Kupferplatten. An jedem Gedenktag und ebenso an jedem Geburtstag der Seinen war er mit den Söhnen hier hinausgefahren. Sie sollten schon heute vor ihrer letzten Ruhestätte stehen und die Tafel sehen, auf der nur noch der Tag ihres Todes fehlte. Der Vater wünschte, sie sollten Lebensfreude, neue Energie zum Leben, den Willen, es völlig auszukosten, von hier mitnehmen. Aber er hatte bei beiden Söhnen immer nur gleichen stummen Ernst gefunden. Antonius, das wußte er, ging des Vaters Weg und würde ihn einmal fortsetzen. Aber Michael strebte von Liebe und Bestimmung fort nach einem fremden, nutzlosen, unirdischen Ziel.

An diesen jüngsten und geliebtesten Sohn dachte der Greis, da er über dem noch nicht aufgeworfenem Grab saß. Er fühlte seine Liebe zu ihm wie ein sehnsuchtsvolles Brennen im Herzen. Mit ausgebreiteten Armen, von Zärtlichkeit überfließend, stand er einsam da. Der Sohn lag nicht an der Brust, die für ihn atmete; er zog sich in eine dem Vater unbekannt, nie erreichbare Ferne zurück, entsagte einer für ihn geschaffenen, mit Blut und Schweiß erkämpften weltlichen Macht, um einem fast jenseitigen Beruf nachzugehen. Dem Vater starb so der lebende Sohn ab, er ließ ihn vereinsamt zurück, über den schmerzlichen Gedanken, daß die Arbeit seines Lebens vergeblich gewesen war. Denn Antonius, der Älteste, erschien ihm wie ein fremder, unbekannter Mensch, dessen Leben mit dem seinen keinen inneren Zusammenhang hatte.

Thomas Munk mochte schon lange so gesessen haben, denn plötzlich hörte er aus der fern gelegenen Kapelle Harmoniumspiel und Gesang. Die Trauerfeierlichkeit mußte also wohl begonnen haben, und es war Zeit, hinzugehen. Er wollte aufstehen, aber vermochte es nicht. Eine merkwürdige Schwere lag in seinen Gliedern. Er sah sich um. Er war so

allein. Verschneite Grabhügel, drohende Kreuze, dunkle Baumstämme, die ihn verbargen. Die niederhängenden bereiften Zweige der Weiden hingen wie ein leise wallender Schleier zwischen ihm und der Welt, die in schwachen Geräuschen zu ihm sprach. Nur oben war es hoch und frei. Er konnte leichter atmen, wenn er hinauf sah. Da war der grenzenlose, blaue, leuchtende Himmel mit der strahlenden Sonne. Er konnte ungetrübten Auges in sie hineinsehen. Aber was war das? Sah er gar durch sie hindurch? Zugleich schien es ihm, als reckten die Kreuze auf den Gräbern ihre Arme, streckten sie nach ihm aus, indem sie sie unendlich verlängerten, ergriffen ihn, tausend starke, steife, kalte Arme auf einmal, und preßten ihn zusammen. Er stöhnte auf, eine unerträgliche, glühende Übelkeit stieg in ihm hoch. Atem! Luft! – Er beugte sich nach hinten über, diesen Kreuzesarmen zu entgehen und vom Himmel her Atem zu holen. Da hob sich der Himmel hoch, höher und höher, die Sonne breitete sich aus, der ganze Himmel war hellster Glanz ... Der Alte strebte gewaltsam auf, reckte sich mit jugendlicher Kraft, hob die Arme – und während er den Gesang aus der Kapelle wie ein wundervolles Brausen näher kommen und über sich zusamenschlagen fühlte, wich die Bank unter ihm, schlug nach hinten über, und er glitt rückwärts mit hinab, langsam, sanft, angenehm, und fiel weich auf den hohen Schnee ... –

Erst als die Trauerversammlung sich längst zerstreut hatte, wunderte sich Thienemann, der Kutscher, daß sein Herr nicht wiederkam. Er hatte in der Kneipe zwei Schnäpse getrunken und sich dann wieder auf seinen Bock gesetzt. Es fing ihm zum zweitenmal an, kalt zu werden, und er überlegte, ob er noch einen Sprung 'rüber in die Kneipe riskieren konnte. Aber wenn der Alte inzwischen kam? Jedoch nach einer neuen Viertelstunde wurde ihm angst; er band die Zügel an die Wagenlaterne und beschloß, seinen Herrn zu suchen. So fand er ihn, auf seinem Grab ausgestreckt, das Gesicht starr, die Augen wie mit einer Hornhaut überzogen. Nur der aufgerissene verzerrte Mund zuckte noch. Aber er starb während der Fahrt nach Haus, ohne noch einmal die Besinnung erlangt zu haben.

Michael arbeitete in dem kleinen Dachatelier, mit dem ihn sein Vater nach dem großen Erfolg seine ersten Ausstellung überrascht hatte. Der Alte hatte einen der großen Bodenräume ausbauen, mit schrägem Oberlicht nach Norden und einem Seitenfenster nach Osten versehen lassen. Eines Vormittags hatte Edgar seinem jungen Herrn davon Mitteilung machen müssen. Der Vater hatte mittags bei Tisch einen Dank schnell abgelehnt und im Verlauf der ganzen Mahlzeit kein Wort gesprochen. Tagelang litt er stumm unter der Berufsentscheidung seines Sohnes.

Michael malte oben unermüdlich und von Freude gehoben, alle Schmerzen und Bedrängnisse weit hinter sich. Andreas Gambara sah er selten, Dela Gambara nur bei jenem ersten Diner in der Grunewaldvilla. Seit der Beerdigung ihrer Mutter vor nunmehr vier Wochen hatte er sie nicht mehr gesprochen. Seine Ausstellung war vor kurzem geschlossen. Sechs Bilder waren verkauft, die anderen, vermehrt um einige Studien aus den Voralpen der Schweiz, hingen nun in Wien.

An diesem schönen Vormittag malte er an der Solothurner Hauptgasse, die auf die Sankt Ursuskirche zuführt. Er malte sie in heller Sommernacht in dem Lichterspiel des Mondes und der Laternen. An ihrem Ende glänzte weiß wie Milch die Treppenrampe der Kirche auf.

Grade tupfte er einen silbrigen Stern in das Samtbraun des Himmels, als ohne anzuklopfen Edgar die Tür aufriß und von der Schwelle her auf seinen Herrn starrte.

"Was ist, Edgar? Zu Tisch? Ist es schon so spät?"

Edgar antwortete nicht. Er stand noch einen Augenblick, ehe er auf Michael zustürzte.

"Edgar?" rief Michael.

"Weinen Sie," flüsterte Edgar, "weinen Sie! Man hat ihren Vater gebracht –"

Der alte Munk lag, noch völlig angekleidet, auf dem Ledersofa seines Arbeitszimmers. Augen und Mund waren schon geschlossen, ein junger Arzt, den man auf dem Kirchhof geholt hatte, stand im Speisezimmer. Michael lief, ohne ihn zu sehen, an ihm vorbei. Er fiel vor dem Sofa auf die Knie. Er umfaßte den Vater. Kälte strömte durch die Kleider, eine

unbekannte, durchdringende, unheimliche Kälte. "Vater!" rief er. "Vater!" Und schüttelte ihn. Die Lippen bewegten sich, Schaum trat hervor und quoll über das Kinn. Michael taumelte zurück. Es war Edgar, der ihn auffing. "Er lebt! Vater! er lebt!"

Von der Erschütterung des Sofas löste sich eine Hand der Leiche von ihrer Brust, glitt vom Körper hinab und schlug dann schwer auf den Boden. Es gab einen unheimlich dumpfen Schlag.

Michael starrte von fern auf den rätselhaft entfremdeten, ungekannt hilflosen, schauervoll veränderten Vater. Um die Augen herum war die Haut dunkel geworden, auf Stirn und Wangen war sie gelb und durchsichtig wie feines glattes Pergament. Was hatten die Lippen für eine Farbe? Wäre es möglich, diese durchscheinende, schmale, wie von einem fremden Licht umspülte Nase zu malen? – Das war es: aus einer unsichtbaren Quelle fiel ein unirdisches, noch nie gesehenes Licht auf dieses starre Antlitz.

In Gedanken stellte sich Michael eine neue Palette zusammen: Bleiweiß, Chromgelb, Indigo, Venetianer Weiß, Hollunderweiß – –

Aber plötzlich fuhr er zusammen. Was tat er da? Dort lag sein toter Vater, und er malte ... Er erschrak vor sich, vor sich noch mehr als vor dem Toten. Er sah sich ratlos um. Und erst jetzt sah er, daß Edgar vor ihm auf den Knien lag und fühlte, daß er seine Hand hielt und küßte und mit seinen Tränen überschwemmte ...

AM ABEND SETZTE NEUES SCHNEETREIBEN EIN. Dela Gambarara saß in ihrer alten Wohnung in der Kantstraße, vier Treppen hoch, auf dem Fensterplatz der Mutter und sah den fallenden Flocken zu, bis ihr schwindlig wurde. Sie verfolgte eine einzelne, ihren wirbelnden Fall, bis sie sich in die anderen verlor und, nicht mehr erkennbar, auf die weiße glatte Decke unten auf der Straße hinabsank. Die Türen in der Wohnung standen alle auf, behagliche Wärme zog durch die Stube, und aus der Küche klang Serafines Scheuern.

Seit dem Tod der Mutter wohnte Dela wieder hier. Sie hatte sich geweigert, mit ihrem Mann zu gehen, und er hatte sie gewähren lassen. Es hatte sie fast gewundert. Anfangs kam er täglich, sprach freundlich, nachsichtig. Aber nun war er seit fast einer Woche nicht mehr

dagewesen, hatte nur täglich Sofie oder Giacomo mit irgendeiner Aufmerksamkeit geschickt. Es hatte kein intimeres Gespräch zwischen den Gatten mehr gegeben, und Dela hätte fast glücklich ihre Tage endlos so weiterdämmern lassen, wenn sie nicht vor drei Tagen durch eine allerschmerzlichste Entdeckung um ihre Ruhe gebracht worden wäre. Nun kreisten ihre Gedanken, so regungslos sie auch saß, unablässig um dieses Dunkel in der Zukunft. Und so licht und einfach ihr bis jetzt alles erschienen war, so verworren und undeutbar wurde es nun wieder.

Es war finster geworden, sie stand auf, um die Petroleumlampe zu holen, bei der die Mutter immer zu lesen gepflegt hatte. Serafine hatte sie schon zurecht gemacht und begann, kaum daß sie die junge Frau sah, wieder mit ihrer Sorgenlitanei.

"Gott ja, junge Frau, und wie wird's denn nu' mit mir? Denn einmal müssen Sie doch wieder zum Herrn und dann? Nein, meine gute Frau Bürgermeistern! Daß sie mir das antun mußte! Und ich vergeß es nie, wie Hasemann sie 'raufbringt. Und sie liegt da und guckt nach der Tür, immer und immer und schaut auf keinen und wartet bloß immer aufs Delachen. Und Delachen kommt nicht –"

Dela nahm die Lampe auf. "Ja, Serafine, wozu denn Sorgen? Vorläufig bleibe ich hier und alles geht weiter, wie es bis heute ging."

"Aber dann, ach Gott, dann? So kann es doch nich immer weiter gehn! Nee, wie is se uns allen abgestorben, die gute Frau Bürgermeistern! Und heute merkt's die junge Frau noch nich. Aber wenn erst mal ein Kleines kommt, und keine Mutter is mehr da mit Rat und Tat –"

Dela machte die Küchentür zu. Schnell ging sie ins Eßzimmer und stellte die Lampe dort auf den Tisch. Noch nicht sieben Uhr! Und wenn sie früh schlafen ging, war sie vor Tag wieder auf und mußte stundenlang am Fenster sitzen, ehe der Tag sich aufhellte und die Zimmer warm würden. Nun ging sie unablässig vom Fenster zur Tür und manchmal in die dunkle Nebenstube und sah die geschlossene Tür zum Schlafzimmer der Mutter an. Endlich ging sie da hinein. Das Bett war bedeckt. Im Finstern sah sie darüber die weißen Kartons der vielen Photographien, Bilder vom Vater, alle in ovalen, altmodischen Rahmen. Eines war darunter, wo er neben der Mutter stand. Es war ihr Verlobungsbild. Dela holte die Lampe herein, um es sich anzusehen. Wie jung sah da die Mutter aus, fremd,

unbekannt, lächelnd, wie Dela sie nie gesehen hatte. Sie stellte die Lampe auf das Nachttischchen. Nein, sie hatte sie nie lächeln sehen, auch in den frühesten Jahren nicht. Plötzlich fiel ihr auf, daß sie ihre Mutter nicht gekannt hatte, daß sie ihr nie Liebe gezeigt hatte. Sie hatte ihr nicht einmal Adieu gesagt. Da saß sie auf dem Bild so jung und glücklich. Wie seltsam! Die alte Frau war auch einmal so gewesen wie Dela heute war, jung und blond und schlank, aber auch heiter, glücklich, wie Dela nie gewesen war ... Was für ein neuer Gedanke, daß die alte Mutter einmal geliebt hatte, daß ein junger hübscher Mann sie lachend geküßt hatte ... Immer fremder wurde die Mutter der Tochter.

Wie? dachte Dela angstvoll. Ist das Mutterlos? Kinder gebären, und sie wachsen auf und von der Mutter fort und werden andere fremde, gleichgültige Menschen, die man nie kennt. Man hat graue Haare, und sie haben blonde Locken und sind verliebt, und die eigene Liebeszeit ist so weit entrückt, daß sie unwahrscheinlich geworden ist!

Dela stand mit gerungenen Händen vor dem Bild der Eltern, die einmal, einmal zwanzigjährig und schwärmerisch und verliebt gewesen waren. Dann lauschte sie in sich hinein. Ihr Mund verzog sich wie zum Weinen.

Da schellte es draußen, Serafine kam öffnen. Es war Andreas Gambara.

Dela ließ die Lampe stehen und ging hinüber. Das schwarze Kleid machte sie größer und schlanker. Sie hatte das Haar nur lose aufgesteckt, es hing tief im Nacken. Serafine hatte das Gas angezündet. Mitten im Salon stand Andreas im Pelz. Er hatte Delas Zobel über dem Arm und rief scheinbar ungezwungen heiter, als er eintrat: "Bist du fertig, Schatz? Ich komme dich abholen."

Sie blieb in der Tür stehen und machte eine Bewegung, als wollte sie fliehen. Aber er hielt ihre Hand – fest und stark, daß sie fühlte, es gab keinen Widerstand. So sagte sie nur leise und fast schüchtern: "Ich bitte, laß mich hier."

"Was heißt das? Vier Wochen Trauer sind genug! Du gehörst in das Haus deines Mannes. Ich habe mehr Rücksicht genommen, als wohl gut war. Jetzt kommst du! Ich ließ dir lange genug Zeit für deine Sentimentalität."

"So solltest du nicht sprechen."

"Mich verlangt nach dir ..."

Sie riß sich los und lief an den Ofen. "Laß mich hier. Ich ertrage es nicht, nein! Ich habe mehr als nur die Mutter verloren."

Er kam langsam näher, lächelnd, grausam, wie es ihr schien, furchtbar anzusehen.

"Dich habe ich verloren!" rief sie schnell und laut, ehe er bei ihr war. Er blieb auch wirklich am Tisch stehen und warf den Pelz darauf. Die Alabasterschale, die mit Visitenkarten dort stand, stürzte um, zerbrach und rollte über den Tisch, fiel krachend nieder. Dela schrie leise auf. Es war ein Hochzeitsgeschenk der Eltern gewesen und das Lieblingsstück der Mutter.

"Hatte ich nicht recht?" sagte Andreas. "Sentimentalität! Weil ich dir den Schmerz des Abschieds ersparen wollte –"

"Damit ich im hellen Kleid Wein trinke und Feste feiere, indessen meine Mutter stirbt!"

"O ihr deutschen Weiber!" sagte er zwischen den Zähnen. "Keine Größe, keine Kraft, kein Stolz, kein kühler Mut –"

"Nein, ein warmes Herz."

"Du?" schrie er, "das sagst du? Ein Herz, du? Hab ich es schon einmal schlagen hören? Warst du schon einmal warm in meinen Armen? O *freddura, o sido in tu core, in tua poppelina!*⁵¹ Wirst du nur warm, wenn du an den andern denkst?"

"O Andreas!" schrie sie auf und wich zurück, ohne daß er ihr näher kam.

"Nein, dein Schlaf hat's nicht verraten, aber deine Kälte verrät dich. Und wenn ich seinen Namen weiß, stirbt er, Dela, und du lebst. – Komm!"

Er nahm den Pelz auf.

"Danach nicht mehr, Andreas. Mit solchem Verdacht beladen wirst du mich nicht zu dir nehmen."

"Das könnte dir passen, Täubchen! – Aber nein! Ich liebe dich, Dela, schönste, kälteste Geliebte!"

"Ja, da hast du's: Geliebte! nicht mehr, nie mehr. Bloß Geliebte, nicht Frau."

⁵¹ Sinn konnte nicht herausgefunden werden.

"Wessen Schuld? Was hast du mir gewährt über deinen Leib hinaus? Jemals einen Gedanken, dein Herz, deine Seele?"

"Du hast nie mehr begehrt."

"O Weib!" rief er und stand vor ihr und packte sie an den Handgelenken. "Mach mich nicht rasend! Du kennst mich noch nicht! Ich habe nicht das Fischblut der blonden Männer hier. Ich bin schwarz, von Haar und Blut. Andere wünschen, ich bin begierig; andere kosen, ich liebe! Ich liebe dich, Dela. Du sollst aufflammen, du sollst schreien, du sollst mich zu dir reißen. Einmal tatest du's, weißt du? Du hast mich selbst gerufen, du hast die Arme um mich geworfen! Vergiß nicht, du hast mich zuerst begehrt!"

"Aus Angst," stöhnte sie, "aus Verlassenheit."

Aber über die flüsternde, zitternde Stimme hinweg schrie er weiter und bedrängte sie mit seinem großen Körper, die sich an den heißen Ofen preßte und von seiner Glut entkräftet wurde.

"Du bist freiwillig mein Weib geworden und bleibst es nun, und sei es wider Willen. Ich lasse dich nicht! Ich frage nichts nach den Menschen. Nach mir frage ich. Und dich brauche ich, Dela, Abisag, deine Wärme, deine Jugend, deine Schönheit! Mein Brunnen du, meine Schwingen du, mein Ziel, mein Leben! Ich liege vor dir, sieh herab, Madonna, da liegt der Beter – "

"Unheiliger Beter!"

"– da liegt er, der dich erst zur Madonna macht! Ohne ihn bist du Dela Gard, die kleine Unbekannte – "

"O wär ich Dela Gard!"

"– er macht dich zu Dela Gambara, schenkt dir einen Namen, der von Ruhm klingt, von Norden bis Süden, in Osten und Westen! Er macht dich zu Göttinnen und Heiligen, er verewigt deinen Leib, er schenkt dir ewige Jugend, ewige Reize. Könige und Staaten läßt er dich überdauern. Eine Tausendjährige, wirst du noch die Begierde der Jünglinge und der Lust der Greise und der Neid der Frauen sein. In Millionen Stuben wird dein Abbild Unglückliche trösten und Verzweifelte erhellen. Ich werde dich in Kirchen stellen, auf funkelnde Altäre, Weihrauch wird dir Wolken spenden, Kerzen werden dein Bild beleuchten, Tausende werden dich anbeten. Und du wirst Wunder tun, deine Hand wird sich aus dem Bild strecken und Wunden schließen, dein Mund wird sich öffnen und Orakel

verkündigen. – Wundertätige Madonna, da liegt dein Schöpfer!" Und er riß ihr Gewand an sich und preßte stöhnend seinen glühenden Kopf hinein.

Die Stimme dröhnte um sie. Sie drängte mit bebenden Händen den lockigen Kopf von sich. Aber sie war schwach, kraftlos wie eine abgeschnittene Blume. Sie neigte sich hinab, aber da sah sie ein anderes Bild, ein gleiches Bild: wie sie sich über den Tisch gebeugt hatte, auf ein anderes, jüngeres Haupt hinab, um es zu küssen und mit Tränen der Liebe zu taufen. Sie fuhr zurück, riß das schwarze Kleid an sich und floh ans Fenster.

Er blieb ruhig liegen, als hätte er nun alle Leidenschaft von sich gesprochen, und sah mit glänzenden Augen in das offene Ofentürchen, aus dem die Glut sein Gesicht beschien.

"Willst du mich anhören, Andreas? Warum sollen wir es nicht in Ruhe besprechen? – Laß mich hier. Ich kann nicht vergessen, was du tatest. So kann ich es noch verzeihen, aber wenn ich täte, als sei nichts geschehen, würde ich mich verachten und müßte dich hassen. Ach, du wirst nie ermessen, was es bedeutet: du hast das Kind um den letzten Blick der Mutter betrogen."

Er stand auf, das Gesicht noch immer von ihr abgewandt.

"Und dann, Andreas, glaubst du, daß meine Gedanken sündigen. Darfst du eine Ehebrecherin zu dir nehmen? Denn ich denke an einen anderen ... "

Sein Gesicht wandte sich ihr zu, sie stieß einen Schrei aus. So hatte sie es noch nicht gesehen. Es war die bleiche Maske der tödlichen Wut, die Augen schwärzer als finstere Nacht. Dela fühlte sich am Boden liegen, Hände, schmerzend wie Tigerpranken, waren in ihre Schultern gekrallt und schüttelten sie. Über ihr stand der Mann, finster, groß, lastend, und seine Stimme war wie ein Heulen, das aus keiner Brust, das aus dem Herzen der fernen Wüste schauerlich, todverkündend zu dringen schien.

Sie raffte sich auf, unter den schweren Händen, deren Finger, hart wie Zangen, ihr Wunden zufügen mußten, stemmte ihre Arme auf, hob den Kopf und sagte kaum hörbar, in seinen Mund hinein, der sich verzerrt dicht über ihr öffnete: "Schlage mich nicht – – du triffst dein Kind! – "

Jäh ließ er sie los, daß sie wankte und umschlug. Sie richtete sich nicht auf. Sie lag, das Gesicht im Teppich, und hörte nichts, keinen Atem, nur ihr eigenes wildes Herz ...

Endlich berührte sie sein Fuß. Sie stand auf, ohne ihn anzusehen. Er hielt ihren Pelz in den Händen offen. "Zieh dich an. Wir werden morgen reisen. Das Haus in Venedig ist in stand. Wir werden dort leben. Mein Sohn soll unter meiner Sonne die Welt erblicken. – Mein Sohn, Dela – –"

Sie zuckte nur zusammen. Der Pelz hing um ihre Schultern, sie fror. "Meine Tasche", sagte sie.

Sie fühlte sich nicht gehen, die Zimmer schwankten um sie. Der Boden hob und senkte sich ... Im Schlafzimmer der Mutter brannte friedlich die Lampe und beschien das freundliche Bild der jungen Eltern. Ach, wie verändert war das alles seit einer Stunde!

Dela zog die Schubladen eines Silberspinds auf, das zwischen den beiden Schränken der Mutter stand. Dort hatte die Bürgermeisterin ihre Ersparnisse zusammengehäuft. Sie mochte sich vor dem Sohn des Geständnisses geschämt haben, daß sie von der ausgesetzten Rente noch sparte. So hatte sie die Summe in der Schublade anwachsen lassen. Es waren mehr als dreitausend Mark, sorgfältig und sauber zusammengepackt, Gold in kleinen Rollen, Papiergeld in Kuverts mit Aufschrift über die Höhe des Inhalts.

Dela sah angstvoll nach der Tür, warf das Geld in ihre Tasche, tat etwas Wäsche darüber und schloß sie ab. – Als sie wieder hinausgehen wollte, sah sie plötzlich durch das Fenster. Da war der alte Blick über Höfe und Dächer hinweg in die dunkel und still gewordene Nacht hinein. Überall glänzten Schneeflächen, und darüber, scheinbar nahe, funkelten Sterne, standen die ewig gleichen Sternbilder in Zügen und Figuren. Da war der große Bär. Er hatte auch vor den Fenstern ihrer Kinderstube gestanden. Unverändert hatte er auf den bunten Wechsel ihres unglücklichen Lebens hinabgesehen. Einmal, ja, einmal war sie ein kleines Mädchen gewesen, hatte Herrn Emil Rotholz geliebt und von ihrer Vergangenheit als Tier und Blume geträumt. Nein, alles hatte sie geträumt, nie war sie jung und glücklich gewesen. Das Elend dieser Stunde war von Anfang an gewesen und war ohne Ende ...

Andreas stieß die Tür auf.

"Ich komme", sagte Dela. Da war der Vater ihres Kindes!

Sie hörte nicht Serafines Jammern hinter sich, die eben das Abendbrot brachte. Sie wußte nicht, wie sie hinunterkam. Nur die Hupe des Automobils dröhnte ihr in den Ohren. Als sie ausstieg, atmete sie zum erstenmal seit vier Wochen frische Luft, die Luft des eingeschneiten Waldes. Sie sah hellste Sterne über sich, den weißen Garten, den gefrorenen See, der unter dem aufgehenden Mond wie eine Silberplatte in dunklem Rahmen lag. Wie fremd war ihr alles geworden! In der Halle streckte ihr die bronzene Gefangene die gefesselten Arme entgegen ...

Sie aß nichts, saß, ihre kleine Tasche neben sich, steif im Sofa und sagte früh, leise und abgewandt, gute Nacht. Draußen lief sie den Gang hinab, am Schlafzimmer vorbei, in die kleine Gaststube. Sie deckte sich selbst das Bett auf. Aber sie hatte vergessen, die Tür abzuriegeln. Als sie ohne Taille vor dem Spiegel stand und die blutunterlaufenen Spuren von Andreas' Händen auf ihren Schultern betrachtete, mit einem verzerrten Lächeln und aufgerissenen Augen, trat plötzlich der Mann ein.

"Hier ist also mein Liebling!" rief er, "die schöne Mutter meines Sohnes! – Gut! Raum ist in der kleinsten Hütte – !"

Sie riß die Taille an sich, aber er war stärker, entwand sie ihr und warf sie an die Wand.

"Nun ist es genug, mein Schatz", sagte er leise, mit zitternder Stimme. "Vor wem eigentlich spielst du Komödie? Vor der Vision des anderen? Laß dir sagen, daß ich nicht an ihn glaube! So ist es: du suchst ein Mittel, mich von dir fern zu halten. Aber nein, Madonna! Da sehe ich Spuren meiner Hand auf deinen Schultern. Armer Liebling! Ja, ich bin stark. Aber nun sollen meine Lippen schönere Male, süßere Zeichen in deinen Nacken brennen." Sein glühender Mund sprang wie eine Spitze Flamme auf ihre kalte Haut.

"Meine Mutter!" schrie sie.

"Wacht nicht auf", sagte er lachend und hielt ihre Hände fest.

"Das Kind!" rief sie und stemmte sich gegen ihn.

Er umschlang die Schreiende fest. "Sei still. Ich rate dir. Ich ertrage es nicht ohne dich, du gehörs mir. Und ich glaube auch nicht an das Kind! Du lügst, mein Täubchen, sträube dich nicht, Colombina. Nein, ich bin nicht dein wesenloser Incubus, ich bin von Fleisch und Blut. Spürst du es?!"

Er hob sie auf, da überwältigte sie Scham und Schmerz und Sehnsucht, sie vergaß sich und stieß einen Hilferuf aus: "Michael! Michael!"

Andreas öffnete jäh die Augen, die Frau fiel hinab auf das Bett, ein hilfloser Körper. Aber schon kreisten in ihrem Kopf verzweifelnde Gedanken. Sie hatte den Namen verraten! Jetzt mußte er sterben! Aber sie mußte ihn retten, ihn warnen! Er mußte fliehen!

Aber sie konnte sich nicht aufraffen. Andreas' Hände lagen auf ihrer Brust. "Also die Geliebte stiehlt mir den Geliebten? Und er? weiß er es? oder belügt er mich auch? – Nein, wenn alle lügen, ist er wahr! Sprich, Dela, Weib! – Weib! O, warte! Nun sollst du ihm die Treue gründlich brechen, du kleine armselige Dirne! Was hat dich zu mir geführt? Ehrgeiz, Habgier? Oder – Dela?" Er keuchte über ihr. "Oder weil er dich verschmähte? War ich bloß die Ausflucht der Ungeliebten, die Rache der Verlassenen?!"

Er langte nach dem Knopf am Bett, drehte das Licht aus, und zugleich mit der Finsternis überwältigte er die Stumme, Starre, Empfindungslose – –

Sie hörte ihr und sein Blut rauschen. Sie horchte unter seinen Küssen auf die Laute der Nacht, auf die Geräusche der Möbel, auf ein Rieseln hinter den Tapeten und das Knistern der Gardinen. Hinter ihr fiel vom Fenster blasses Schneelicht ins Zimmer und lockte aus dem Schrankspiegel stillen dumpfen Glanz. Ein Zweig, von dem sich Schnee löste, schnellte empor und streifte das Fenster. Die Frau schrak auf, der Mann neben ihr schlief mit tiefen Atemzügen. Darauf hatte sie gewartet; immer fiel er nach der völligen Ausgabe seines Verlangens in unzerreißbaren, schweren Schlaf.

Sie sah auf ihn hinab. Sah sein schönes, großes friedliches Gesicht, der Mund war leicht geöffnet. Er lag auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt. Auf dem rechten hatte sie gelegen. – Fast schmerzte sie die Stumpfheit ihrer Empfindungen. Ihre Schultern brannten und taten weh.

Vorsichtig stand sie auf, zog sich wieder vollends an, nahm die kleine Tasche und schlich aus dem Zimmer. In der Tür sah sie sich um. Der Mann schlief unbewegt weiter. Vor dem Morgen erwachte er nicht. Noch einmal schlich sie zurück, zog die Vorhänge vors Fenster, um ihn länger vor dem weckenden Licht zu bewahren – und schon stand sie auf dem Korridor und drückte lautlos die Tür zu.

Hier tat sie den ersten freien Atemzug. Sie lief ins Schlafzimmer, legte noch etwas Wäsche in die Tasche, schon stand sie unten in der Halle. Sie nahm den Pelz und setzte den Hut mit dem langen Schleier auf, suchte nach den pelzgefütterten Gummischuhen und fühlte sich schon wie eine Befreite, – eine Fliegende. Überall war es schon dunkel, auch unten in den Gesindestuben klang keine Stimme mehr. Eben schlug die Kastenuhr neben der Treppe. Erst halb zehn. Eine ganze Nacht lag vor ihr, lang genug, den Geliebten zu warnen, zu retten – mit ihm zu fliehen?

Dela drehte leise den Schlüssel um und stand draußen. Das Gartentor ver verschlossen, aber der Schlüssel dazu hing in der Halle. Sie hatte ihn mitgenommen, schloß auf, trug ihn zurück, drückte eine Tür, dann die Gitterpforte hinter sich zu – und stand neu geboren auf der beschneiten, leeren, halb erhellten Straße. Nach dem Haus sah sie sich nicht um. Sie lauschte auf ein fernes Sausen und Kreischen; es war die elektrische Bahn, die in die Stadt fuhr. Sie eilte hin, leicht, schmerzlos, über knirschenden Schnee, an verschneiten Gärten, finstern Häusern, hellen Fenstern vorüber. Ein Hund bellte hinter einer Tür, die Äste der Bäume knackten und stöhnten, Schnee rieselte fein und glitzernd hinab; die Sterne beschützten sie. Alles half ihr, alles liebte sie.

Sie mußte lange warten, ehe die Bahn kam. Sie stand, ohne Kälte zu spüren. In ihr war liebliche, fröhliche Glut. Sie glaubte, noch nie so glücklich gewesen zu sein. Wo würde sie hinkommen? Welches Land wartete auf sie? Schon jetzt beschien der Mond ein Haus, in dem sie wohnen, unter dessen Dach sie Mutter werden würde. Auch das schreckte sie nicht mehr. Sie würde das Kind vor dem Vater verbergen, um es allein zu besitzen, um ihm einen anderen Vater zu geben, keinen leiblichen, dennoch den besten ...

Sie stieg in die Bahn. Wie lange ging die fahrt! Langsam, so langsam schoben sich Gärten und Häuser vorüber, dann kamen die breiten Straßen von Halensee, die hallende Brücke mit den eisernen Bogen und den vielen Lichtern unten. Da waren noch Menschen, eilende, verummte, fremde, dennoch aber liebe. Dann zogen die Bäume des Kurfürstendamms vorbei, die Dunkelheiten leerer Bauplätze, größere und hellere Lichter leuchteten, näher kamen die Geräusche der Stadt. Schon war die Kirche erreicht, Dela stieg aus.

Der Kirchplatz war verödet – trotz der frühen Nachtstunde; nur aus dem Romanischen Kaffee⁵² quoll Licht auf die Straße. Der Mond warf den breiten Schatten der Kirche auf den Zoologischen Garten hinüber, kalter Wind fuhr um die Ecken. Mit fliegendem Schleier lief die Frau über den Platz an Rudolfs Haus vorbei, aus dem ein erleuchtetes Fenster sie anhalten zu wollen schien. Aber sie lächelte nur und lief weiter, über die Brücke, und schon war da das Haus des Geliebten.

Die Fenster oben waren dunkel, aber eines stand offen. Ihr war es, als wehten dahinter Kerzenflammen. Plötzlicher Kälteschauer überlief sie. Sie dachte an ihre Mutter ...

Das Türchen des Vorgartens war offen, aber die Haustür geschlossen. Die Frau zitterte. Sie rüttelte umsonst. Und wenn er gar nicht da war? Wenn er schon schlief? Wenn der Diener sie wegjagte? Wenn jetzt sein Vater kam und sie sah und fragte?

Sie wußte nur, daß sie hier bleiben mußte. Sie setzte sich auf die Stufen der Haustür, schlug den Pelz um sich und wartete. Ohne Gefühl für die Zeit saß sie. Sie hörte keine Uhr und sah nur nach den Sternen, aber die standen unverändert. Der Mond schob sich drüben langsam über die Dächer, er beleuchtete sie, und sie fror unter seinem Licht. Er war ganz klein und silberhell – wie von Tränen übergossen, wie ein Menschenauge in Tränen. Vor ihr lag die leere Straße mit den Bäumen, dann kam der Kanal und jenseits wieder die Straße. Dort glitten selten Menschengestalten vorbei. Die letzte Straßenbahn fuhr über die Brücke rechts und kreischte in der Kurve. Links standen die Lichter des Lützowplatzes, standen die Gruppen der Herkulesbrücke, die schwarze Silhouette des Brunnens und die finsternen Massen der Gebüsche. Auf diesen Platz hinab sah das Haus Andreas Gambaras – wie nah war sie ihm. Auf dem Platz schoben sich noch die Schattenrisse von Menschen und Wagen aneinander vorbei. Ihr Geräusch klang wie unterirdisches Brausen.

⁵² Im Erdgeschoss des 1901 fertiggestellten *Neuen Romanischen Hauses* an der *Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche* befand sich zuerst die Café-Konditorei Kaiserhof (als eine Art Filiale des Hotel Kaiserhof). Bereits das Berliner Adressbuch für das Jahr 1902 nennt diesen Gastronomiebetrieb aber *Romanisches Café* – ein naheliegender Name angesichts der aufwendigen neoromanischen Innenarchitektur der Räume, die auf manche Besucher eher düster und schwer wirkte. Nach dem Niedergang des Cafés des Westens am Kurfürstendamm zog das Romanische Café ab 1915 die zuvor dort verkehrenden Intellektuellen und Künstler an: Renommierete Schriftsteller, Maler, Schauspieler, Regisseure, Journalisten, Kritiker. Zugleich war es Anlaufstelle für junge Künstler, die erste Kontakte suchten. (Nach Wikipedia)

Dela senkte den Kopf in den Schoß. Der schwere Schleier bedrängte sie. Sie fühlte plötzliche Müdigkeit über sich kommen, Schlafsucht, den Hauch von gelinder Wärme. Ihr Kopf sank tiefer hinab.

Ich erfriere, dachte sie beseligt. Schöner, schmerzloser Tod! Vor seiner Tür – morgen stößt sein Fuß an mich – Aber aus ihrem ersten rotglühenden Traum weckte sie seine Hand.

Michael stand vor ihr, blaß vor Kälte, reinen, frischen Hauch ausströmend, gehüllt in schwarzen Pelz, und hob sie auf. "Dela," flüsterte er erschüttert, "du wartest auf mich? Lange? Ich ging durch die Stadt, ich ahnte nicht – komm – "

Er schloß auf. Er führte sie, eine Halberstarre, vorsichtig die Treppen hinauf, in den dunklen Korridor. Eine Tür stand halb offen. Dahinter flackerten Lichter im Wind, und Karbogeruch, vermischt mit Tannenduft, zog heraus.

"Was ist dort, Michael?"

"Nachher, Dela. Erst wärme dich." Er führte sie in sein warmes Zimmer. Die Lampe brannte, unter dem Teekessel spielte das blaue Flämmchen. Brot, Butter, Konfitüre und Gebäck stand auf dem Tisch. Edgar war unsichtbar.

Dela lächelte vor sich hin. Michael steckte ihr den Hut ab. Der Schleier hatte sich in den Knöpfen des Pelzes verwirrt. Michel bückte sich, ihn zu lösen. Er kauerte am Boden.

"Michael", flüsterte Dela.

Vom Ofen kamen warme Wellen, das gelbe Lampenlicht umfloß sie fast körperlich. Wunderbar leicht war ihr Herz!

Er nahm ihr den Pelz ab, streifte dabei ihre Schultern und sie zuckte zusammen. Erschrocken sah er ihr ins Gesicht, aber sie lächelte unentwegt. "Ich bin verletzt, Michael," sagte sie leise, "an der Schulter. Er hat mich dort gepackt, er hat mich geschlagen."

"Andreas?!" schrie Michael.

Aber sie hatte noch immer ihr entrücktes seliges Lächeln und den stillen Glanz in den Augen. "Ja, Michael, alles ist nun vorüber. Es schien so lange zu währen, aber jetzt ist es wie ein schneller Traum gewesen. Ich bin fort, ich gehe nicht mehr zurück. – Warum war ich jemals bei ihm?"

Er lehnte sich an den Schrank.

"Ja, Michael, dieses ist mein Unrecht, daß ich mit der Liebe zu einem andern in sein Haus ging. Aber ich war ihm treu. Wenn er kam, flohst du aus meinen Gedanken. Aber heute abend fiel dein Name, und nun ist es anders. Jetzt ständest du zwischen uns; er darf mich nie mehr berühren. Ja, Michael, du siehst mich böse an: dein Name fiel."

"Nicht böse; – du tatest wohl, was du mußttest."

"Ich rief dich, als könntest du es hören, als müßttest du mir zu Hilfe kommen. Ich will dir nichts erzählen, Michael. Nicht, warum das alles geschah, nicht, was er mir getan hat. Wirst du mir ohne Worte glauben?"

Er sah sie an, sie saß vor dem Ofen in einem Stuhl, noch blaß vor Frost. Ihre steifen Hände lagen bläulich weiß auf ihrem Kleid.

"Ich glaube dir."

"Ja, Michael – und ich bin hergekommen, dich zu warnen. Er will dich töten. Aber wenn ich dich sehe, so weiß ich, daß du der Stärkere bist, daß er dich nicht töten kann. Nicht bloß, weil er dich liebt, dich mehr als du ihn, denn in seiner Liebe ist auch Leid und Sehnsucht und Haß. Er kann dich nicht töten, weil du unsterblich bist, dein Werk ist noch nicht vollendet. Die Kugel würde von deiner Stirn abprallen."

Michael blickte aus dem Fenster. "Er wird es nicht versuchen, Dela. Ich muß noch lange leben. Die ganze Erde wartet auf mich."

"Die Erde, sagst du – du denkst nie an die Menschen."

"Die Menschen brauchen mich nicht, nur die Natur, die unvollkommen und unvollendet daliegt und auf den zweiten Schöpfer wartet. Die Menschen können sich selbst helfen"

"Nicht alle, Michel. Und dann warten sie umsonst."

Er schwieg lange. Dann fragte er: "Wohin willst du, Dela?"

"Erst gib mir ein Glas Tee. Das Wasser kocht. – Ich möchte hier sitzen bleiben und mich von dir bedienen lassen, Michael. Vielleicht geschieht es mir so kein zweites Mal."

Er schüttete rasch den Tee auf, ließ den Extrakt ziehen. Das alte feste Haus umfing die beiden Menschen mit grenzenlosem Schweigen, trug sie auf eine Insel, an deren Ufern selbst das Meer verstummte. Wie ein Möwenschrei vehallte das Leben am Horizont ...

Endlich faltete sie die erwärmten Hände und sagte: "Ich will aus der Stadt. Hier habe ich die Wohnung der Mutter, aber ich wäre vor ihm nicht sicher. Er soll nicht wissen, wo ich bin. Niemand soll es wissen."

"Auch ich nicht?"

"Nein, auch Michael nicht. Du wirst hören, warum."

"Aber – "

"Ich weiß, was du sagen willst. Aber ich habe Geld. In dieser kleinen Tasche liegt viel. Und ich habe noch die Erbschaft von der Mutter. Rudolf hat für mich auf seinen Teil verzichtet. Ich will von keinem etwas nehmen. Und da es zum Leben nicht langt, werde ich das einzige verwerten, was ich kann."

"Du willst malen, Dela?"

"Nein, Michael. Es macht mir keine Freude mehr und war nie ein Talent, nur Zufall. Warum soll ich neben euch Großen so klein dastehen? Nein ich werde mich – irgendwo in einer kleinen Stadt – hinter eine Schreibmaschine setzen und der Mutter danken, daß sie es mich einmal lernen ließ."

Sie umfaßte ihr heißes Teeglas, sah in die goldige funkelnde Tiefe, die ein silberner Becher umschloß, und flüserte: "Einmal, in unserer ersten Nacht – und vielleicht ist es heute unsere letzte – o, Michael, ich weiß jedes Wort, das du zu mir gesprochen hast, du sprachst es geradenwegs in mein Herz – du sagtest: *Mit der Mutter scheidet das schönste Wort aus unserer Sprache, und unsere Rede verarmt um den heiligen Anruf der einzig wahren Liebe.* Ja, erst jetzt, wo der Klang verschollen, weiß ich, es war der wärmste in meinem Leben."

Michael löschte die Flamme unter dem Kessel. Nun hörten beide, daß ein freundliches Geräusch verstummte. Michael setzte sich ins Sofa. Er sah zu Dela hinüber. "Heute mittag ist mein Vater gestorben."

Michael schloß die Augen, aus denen Wärme quoll. Was rann da für ein beglückend heißer Strom der Erlösung aus seinem Herzen durch die Augen, das Gesicht hinab! Er hörte ein Kleid rascheln, warmer duftender Hauch kam auf ihn zu. Dela kniete neben ihm. "Michael, Michael, mein armer Bruder – "

Er sah auf sie hinab. In seinen Tränen sah er sie wie unter einem Wasserspiegel, mit zerflossenen Zügen. Ihr Gesicht mit den geschlossenen

Augen war wie ein weißes Blatt mit der kleinen roten Blüte des offenen Mundes.

"Nun bin ich auch allein, Dela, es ist leer, so leer in der Welt. Mir wird kalt, wenn ich an morgen denke. Aber ich darf nicht zu dir sagen: bleib bei mir. Nicht, weil ich an Andreas denke. Er ist besser und größer, als du ihn denkst. Sondern weil ich nicht weiß, ob ich, der ich heute *bleibe* sage, nicht vielleicht morgen *gehe!* rufe."

Sie blieb neben ihm auf dem Teppich sitzen und legte ihr Gesicht auf sein Knie. "Und wenn ich", flüsterte sie, "heute bleiben wollte, um mich morgen ohne Widerrede wegschicken zu lassen?" – Plötzlich richtete sie sich auf die Knie, nahm seine Hände und rief: "Michael, ich habe die Kraft: heut dein und morgen verlassen! Ich warte schon so lang auf dieses heut! Morgen werde ich dir danken und freiwillig gehen. Ich weiß, du mußt dir selber treu sein, nicht ändern. Deine große Liebe gehört besseren Dingen. Aber ich will alles tragen. Habe ich nicht um dich diese Ehe getragen?"

Sie sank wieder vor ihm zusammen, legte ihre Arme auf seine Knie und sah ihn flehend an.

Er bog den Kopf fort, stemmte seine Hände gegen ihr Kinn und flüsterte: "Nicht jetzt. Ich bin schwach heut. Ich kann nicht widerstehen heut. Wozu? – Drüben liegt der Vater. Es ist ja nicht Liebe, Frau. Seit ich dich nackt gesehen habe, kann ich nicht mehr rein an dich denken. O Dela, wie schrecklich! Du würdest meine Geliebte sein, wie hundert andere es waren. Und wie hundert andere würdest du eines Tages umsonst auf mich warten. Ich käme nie wieder, ich hätte dich ganz vergessen. Nein, Dela, bleibe meine kleine Schwester. – Leb wohl, Geliebte, leb wohl."

Er nahm seine Hände von ihrem Kinn, ihr Kopf fiel in seinen Schoß, er bückte sich auf ihr Haar, aber sie warf den Kopf zurück und sagte flehend: "Ich kenne deine Lippen nicht, Michael –"

Da beugte er sich auf ihren Mund und ihr Kopf, als wollte er vor seinem sicheren Glück spielend fliehen, neigte sich immer tiefer nach hinten, ihre Augen fielen zu – ihr Hals entblößte sich – – Da stieß Michael einen Schrei aus, schob sich zitternd auf das Sofa hinauf, zog die Füße nach, als wollte er aller Berührung mit der Frau entfliehen. Sie riß die Augen auf, von seinem Schrei, seiner heftigen Bewegung geweckt, und sah seinen Arm

steif ausgestreckt: seine Hand deutete auf ihren Hals, dort glühten die Male ihres Gatten.

"Michael," schrie sie, "Michael! Es sind seine Finger, da hat er mich gepackt!"

Aber er preßte die Hände vor seinen Mund, und den Kopf zurückgeworfen auf die Sofalehne, stöhnte er zwischen zusammengebissenen Zähnen: "Aber es können auch die Spuren seiner Küsse sein –"

Dela Gambara sank in sich zusammen und sagte nichts. denn sie fühlte wieder den Schmerz, mit dem sich die Lippen ihres Mannes noch an diesem selben Abend von ihrem Hals gelöst hatten. Sie trug die doppelten Spuren seiner Liebe und seiner Wut ...

Sie stand auf, suchte ihren Hut und Pelz. Michael folgte ihr mit den Blicken.

"Sagtest du etwas, Michael?"

"Ja, Dela. Darüber kann ich nicht hinweg. Jetzt weiß ich, meine Küsse würden auf dir immer den seinen begegnen."

"Sollte ich niemals wieder rein werden können? Verblassen denn diese Zeichen meines Unglücks nie? Sind es nicht auch die Wundmale meiner Leiden? Und soll ich nun um meiner Leiden willen weiter leiden?"

"Frag mich doch nicht."

"Ach, Michael, mein Herz zieht sich vor Bitterkeit zusammen. Heut leidest du noch um deinen Vater, aber bald wird es wieder klar vor dir sein, wie vor euch allen Männern. Nur wir Frauen – ! Ich habe nicht vor dir geweint, Michael, ich habe mich stark gestellt. Und doch ist der schwerste Zwiespalt in mein Leben gekommen. – Ich habe es dir noch nicht gesagt, ich wollte dich belügen. Du denkst, ich habe mich ganz frei gemacht von diesem Mann und bin nun Herr meines Lebens und ganz gelöst von allem Kummer. Aber du weißt nicht, Michael –" Sie sah sich hilfeschend um, ihre Augen irrten starr von Tür zu Fenster, als strebte sie hinaus, wollte vor dem Geständnis fliehen. "Michael, ich fühle mich Mutter –"

Wieder schwoll das Schweigen um sie an. Zwei Menschen starrten einander an, getrennt durch eine ganze fürchterliche Welt, wie auf zwei verschiedenen Planeten, die im Unendlichen kreisen, sich für einen Augenblick trafen und im nächsten wieder auseinandergerissen wurden.

Er tat den blassen Mund nicht auf, aber sie streckte die Arme aus. "Ja, Michael, es gibt größere Not als du ersinnen kannst. Der Mann hat nicht nur meinen Hals gezeichnet, er hat mich tiefer befleckt. Und ich glaube dir, Michael, ich fühle es dir nach: du kannst nicht darüber hinweg. Denn in meinen Herzschlag mischt sich der Atem seines Kindes ... Glaube mir, dieses Mal hätte ich dich von mir stoßen müssen. Ich fühle mich unrein. – Das ist jammervoll, du kalter Mensch, du unberührter, fühlloser, der du da stehst und mich nicht an dich nimmst und tröstest – – Ich hasse dieses ungeborene Kind, diesen Teil von ihm, der in mir zurückgeblieben ist, ein lebendiges, unverfügbares Mal seiner Liebe. Ich trage mehr als ein Kind, ich trage die Roheit, die Schmach der widerwilligen Empfängnis, das Grauen vor dem Vater, die Erinnerung an namenlose Erniedrigung. Ja, ich stehe hier vor dir, du Unbewegter, und krame mein Herzeleid aus und kann es doch nie mit Worten sagen. Aber ein Trost ist da: Die Zeichen des Körpers werden verblassen, das Kind wird sich von mir lösen, und dann, Michael, bin ich wieder Dela Gard! Dann bin ich rein gewaschen, dann bin ich befreit, dann bin ich erleichtert um alle Erinnerungen. Ein neues Leben wird beginnen, ich werde auftauchen aus dieser Epoche. – Vielleicht werde ich das Kind lieben lernen. Vielleicht wird man es mir nehmen und dem Vater zusprechen. So oder so – alles wird abgeworfen sein, nichts wird mich mehr mit Dela Gambara verbinden. Die jetzt gestorbene, lange tote Dela Gard wird wieder aufstehen und weiter leben. Und das Leben wird an jene Nacht anknüpfen, da Dela Gard Michael Munk begegnete – – "

"Und du glaubst, daß auch Michael Munk die Zeit dazwischen auslöschen kann?"

Ein langes Schweigen ...

Dela setzte ihren Hut auf. Michael reichte ihr den Pelz. Ihr Mund zuckte. "Ich habe es bis zu dieser Stunde geglaubt ..."

"Geh noch nicht, Dela", sagte Michael leise. "Hör mich. Vielleicht wird es, wie du sagst. Ich weiß es nicht. Vielleicht treffen wir uns in einem Jahr, du geheilt von diesen Wunden des Lebens und der Seele – und ich bedürftig einer dauernden Liebe. Dann wollen wir versuchen, unser Leben zusammenzutun. Versuchen, Dela, denn ich bin kein Mensch, geschaffen für immer gleiche Verhältnisse und einem einzigen zu gehören. Ich trage an allen Leidenschaften und darf sie dennoch nie

erleben; ich darf sie nur verwerten. Ihr werft euch Lebenden in die Arme, ich mich an die kalte Brust der Kunst. Ihr sitzt an der Seite Glühender, Kosender, ich vor der Leinwand. Ihr habt euer eignes schlagendes Herz, ich besitze nur hundert fremde. Ihr dürft von Liebe schreien, ich darf nur Liebe malen. Euch gehört das Leben, mir seine Abbilder. Du trägst nur deine eigne Sehnsucht, aber ich trage die von hundert Frauen und Knaben, ich habe hundert zerstörte Existenzen überlebt, hundert Tode durchkämpft und hundert stehen noch vor mir." Er rief es laut. Er hielt die Arme von sich, nach hinten ausgebreitet, den Kopf nach vorn geworfen. er stand da wie ein großer finsterner Engel, niedergelassen zu einer düstern Verkündigung, im Begriff, das letzte Wort noch auf den Lippen, aufzusteigen und zu entschwinden.

"Ihr dürft hinausgehen unter den Himmel und euch seiner freuen; ich muß ihn euch schaffen und seine Schönheit deuten, selbst des Genusses entrückt. Ihr seht erst, was ich euch zeige. Ich muß mit meiner Liebe die ganze Erde überströmen, nie einem einzelnen hingegen, immer meiner selbst bewußt, nie verloren an ein großes Vergessen. Von keiner fremden Sehnsucht darf ich mich halten lassen, nie im stillen Glück einer dauernden Liebe versinken – muß immer schaffen und wachen. Und dann – oft – schau ich um mich und lächle. Wo ist denn auch ein Ding, wert, mich allein zu besitzen, wo ein Frauenschoß, schön genug, meinen Kopf zum selbstvergessnen Schlaf hineinzubetten? Nein, ich bin für alle da und keinen! Ich bin allein."

"Lebe wohl, Michael. Du weißt, ich will dein Leben nicht teilen, Aber ich warte auf eine Flocke, die sich von dir löst. Ob ich ein Ding wäre, wert, dich zu besitzen? Ich habe noch nicht darüber nachgedacht, ob ich dich verdiente. Ich glaube, Liebe sieht nicht auf Verdienst. – Nun werde ich lange schweigen, und vielleicht sterbe ich an dem Kind."

"Ich bitte dich, laß mich wissen, wo du bist."

"Ich weiß es nicht. Jetzt gehe ich auf einen Bahnhof, der nach dem Süden fährt, und fahre mit dem ersten Zug. Ich liebe die Schweiz."

"Ich begleite dich!"

"Nein, ich sage dir hier Adieu. Begleite mich nicht. Sei stark vor Andreas. Sei gesund. Sei glücklich, Michael –"

"Dela Gard –"

"Bald wieder, ja! – Das war ein schönes letztes Wort. Nun will ich dich küssen, Michael. Bücke dich, ich will nicht deinen Mund, ich will dein Heiligstes: gib mir deine Augen."

Sie küßte ihn auf die Augen – und spürte eine Träne auf ihre Lippen gleiten ... "Michael – heut bin ich stärker – Glaube mir, wir träumen alles ..."

"Und wenn wir erwachen?"

Sie lächelte, schwieg und öffnete die Tür. "Ist es bald Tag?"

"Nein, die Nächte sind lang. Da siehst du noch die Sterne. Willst du nicht warten, bis es Tag wird?"

"Nein, ich fürchte, daß er kommen könnte. Gib mir deinen Diener mit zum Aufschließen unten. Gute Nacht, Michael, guten Tag, Michael. Adieu."

Edgar saß neben der Leiche von Thomas Munk, die im Arbeitszimmer aufgebahrt war. Dela sah auf sie hinab. Auf den Füßen des Toten lagen weiße Rosen und Lorbeerzweige. Die Lichter flackerte. Es war bitter kalt im Zimmer. Edgars Augen glänzten. – Ein Licht in der Hand, stieg er vor Dela die Treppe hinab. Sie hatte die Tür hinter sich zugezogen, dort stand Michael, an das kalte Holz gelehnt, und horchte auf die verhallenden Schritte.

"Bist du Edgar?" fragte unten Dela den jungen Diener.

"Ja, ich gehöre dem jungen Herrn!"

"Er hat mir vor dir erzählt. Ich weiß, du liebst ihn. Darum sage ich du zu dir. Wir zwei lieben ihn. Er wird nun allein bleiben, Edgar. Wirst du ihn nie verlassen?"

"Nie, wenn er mich nicht fortschickt. Ich bleibe bei ihm. Ich habe sonst nichts!"

"Warte, Edgar. Ich habe einen Ring hier, ich gebe ihn dir. Er wird auf deinen kleinen Finger passen. – Was du für schmale Finger hast, er geht auf den vierten. Er soll dich an heute nacht erinnern. Du hast gelobt, bei ihm zu bleiben."

"Oder zu sterben, gnädige Frau!"

"Gute Nacht, Edgar!"

"Gute Nacht, gnädige Frau."

Michael hörte die Haustür leise zufallen. Edgar fand ihn am Totenbett. "Gehen Sie schlafen, Edgar. Jetzt wache ich."

"Der junge Herr hatte den ganzen Tag zu tun. Ich bitte den jungen Herrn, sich hinzulegen. Es kommen noch drei schwere Tage."

"Still, Edgar."

Aber Edgar wachte ungesehen die ganze Nacht weiter auf einem Stuhl im Korridor an der halboffenen Tür und sah mit seinen glänzenden Augen unentwegt wie ein erstarrter Beter auf seinen unbeweglich wachenden jungen Herrn.

AM FRÜHEN MORGEN HÖRTE MICHAEL STIMMEN draußen an der Flurtür. Es war Andras Gambaro, der zu ihm verlangte. Michael ging hinüber in das kleine Zimmer, in dem noch die hellen Kirschbaummöbel der Mutter standen.

Andreas, den Bart verwirrt, das Gesicht bleich, die Augen rot, stand in der Tür und hob kaum den Arm, als Michael eintrat. "Ich wußte es nicht, Micael – dein Vater ist tot!"

"Du kommst wegen Dela, Andreas. Guten Morgen."

Aber Andreas wandte sich heftig ab wie ein eigensinniges Kind und murmelte: "Noch nicht." Und versteckte seine Hände auf dem Rücken.

"Dela ist hier gewesen, Andreas – "

"Sie lebt!" rief der andere, das fahle Weiß flog von seinem Gesicht, die Haut belebte sich, die Augen begannen sich zu klären. "Wo ist sie? Ich war in der alten Wohnung, ich war in meinem Haus. Ich finde sie nicht. – Ich wache früh auf, das Bett ist leer, ich bin allein, die Gartentür ist offen, und ihre kleinen süßen Spuren gehen durch den Schnee auf die Straße, dort zertreten fremde sie. Wo ist sie?"

"Ich weiß es nicht. Sie war hier und wärmte sich ein wenig und bat, dich nicht mehr sehen zu müssen, und ging. Ich weiß nicht, wohin."

"Sie liebt dich, mein Micael ..."

"Als Schwester."

"O!" rief Andreas und schnellte auf. Aber er hielt sich zusammen, noch immer an den Türstock gelehnt, als würde er die Selbstbeherrschung verlieren, wenn er sich von ihm trennte. Mit gesenktem Kopf sah er zu dem Jüngeren hinüber, der vor dem Fenster stand, Finsternis über das

Gesicht gebreitet. Ein weißer, kalter Tag erhellte sich langsam und drang nur mit schwachem, grausam farblosem Licht in das Zimmer.

"O Micael," sagte endlich Andreas leise von der Tür her, "und ich habe dich so sehr geliebt."

Michael ging schnell durch das Zimmer auf ihn zu.

"Nein!" rief Andreas. "Faß mich nicht an! Ich vergesse mich, ich habe einen Revolver in der Tasche." Er riß ihn hinaus und warf ihn auf das grüne Sofa. "Da! es ist feige, mit dem Revolver in der Tasche mutig zu sein. Ich kann mich auch auf meine Hände verlassen. – Als sie deinen Namen rief, da dachte ich, Micael, in vierundzwanzig Stunden lebst du nicht mehr. Und sie sollte ein ganzes Leben lang um dich trauern. Aber ist eine Frau wert, daß Micael für sie stirbt? Micael lebe!" rief er.

Er löste sich von der Tür. "Nein, ich setze mich nicht. Ich muß gehen, um zu denken. Sie ist fort, sagst du. Ich glaube dir, daß du nicht weißt, wohin. Sie bleibe fort! Ich will ihr geben, was sie braucht – du schüttelst den Kopf; ah, sie ist stolz! Ich lasse mich nicht von ihr scheiden. Sie hat gesagt, daß sie sich Mutter fühlt. Vielleicht log sie, um sich vor meinen Fäusten zu retten – o Micael, du zarter Nordländer, du zuckst –"

"Sie ist Mutter, Andreas!"

"So, hat sie es dir gesagt? Also, wenn es ein Sohn wird, nehme ich ihn zu mir, sie kann sich nicht sträuben. Sträubt sie sich, so klage ich auf böswillige Verlassung, und das Kind fällt mir zu. Mehr will ich nicht. Ihre Bilder verliere ich nicht. Sie war meine Geliebte, mehr habe ich schließlich nie gewollt, alles andere war Sentimentalität von mir – ich bin nicht umsonst zwanzig Jahre in Deutschland."

"Ich bitte dich, Andreas, sprich nicht so weiter."

"Du bist weich heute; nun, heut hast du ein Recht dazu. Also will ich es dir kurz sagen: ich lasse sie frei gehen, sie allein, wenn du nicht mit ihr gehst." Er trat an Michael heran, der sich gesetzt und aus dem Fenster auf die Bäume sah, deren weiße Zweige in die graue Luft starrten.

"Das ertrüge ich nicht, sie an dich zu verlieren! Daß du sie nicht liebst, weiß ich. Du bist der Mann nicht, sich an Weiber zu hängen. Du nützt deine Kräfte schöner. Aber wir sind alle schwach, und die große Liebe einer Frau könnte auch deine Gleichgültigkeit betäuben, und aus Überdruß, aus Langeweile, aus dem Wunsch nach Ruhe schon können wir einer Frau verfallen. – Dann würde ich mich rächen, Micael! Ich bin

es, nicht wahr, der deinen Ruhm gemacht hat. Ich würde ihn zertreten. Ich würde es hinausschreien: Er nimmt wohl die Formen der Natur, aber er füllt sie mit einem erträumten, unmöglichen Inhalt. Er malt nicht aus dem Natur, er malt aus sich. Er malt nicht Erlebnisse seines Auges, sondern Gespinste seiner Seele. Seine Kunst hält der Wirklichkeit nicht stand. Er sieht die Welt nicht neu, sondern falsch und entstellt. Seine Kunst ist Traum und also ohne Halt. Aber wir wollen doch wach bleiben! – So werde ich schreien, Micael, und sie werden es nachschreien und dich auslachen. Also versprichst du mir, nie ihr zu folgen?"

"Würdest nicht du selbst mich verachten, wenn ich mir das Versprechen so abdrohen ließe?"

"Also dein Feind, Michael Munk!"

"Zerstöre, was du geschaffen hast, ich werde ohne dich die Menschen bezwingen. Aber ob es dich glücklich machen wird, glücklicher, als wenn du versuchst, gütig zu sein? Beginnt Liebe nicht erst bei Selbstlosigkeit? Du denkst nur an dich, Andreas, nur an deine Befriedigung. Aber bist du der Mittelpunkt der Welt? – Nein, um dein Glück handelt es sich nicht und noch weniger um meines; um unsere Werke handelt es sich."

"Und es soll – deiner Theorie nach – der Schöpfer einer Welt ihr ganzes Weh tragen?"

"Was weißt du von Weltenweh! Du kennst nur dein eigenes. Aber wir alle tragen die Schmerzen des Lebens, auch alle Schmerzen der Liebenden, der Hassenden. Glück trägt sich nicht leichter als Leid. Du, Andreas, trägst jetzt nur dein eigenes Leben. Ich trage die Weltkugel, auf der stehst auch du. Mein lieber Meister, ich trage ja alle deine Schmerzen."

Andreas lächelte. Es war seltsam, dieses bittere und gequälte Lächeln in dem sonst so heiteren Gesicht zu sehen. "Ich sehe, mein Freund Micael kennt mich gut. Ich bin einer, der es leicht nimmt, nicht wahr? Ich komme nicht über mich hinaus. *Povero Andrea, mal compreso Andrea!*⁵³ Ich sehe, du hast geweint. Um deinen Vater? Um die Frau? Ist das alles? Hast du schon einmal um dich geweint, Micael, um dich selbst? O, werde so alt wie ich und *chè pianger ti convien per altra spada!*⁵⁴ Das

⁵³ Armer Andreas! Mißverständener Andreas!

⁵⁴ Denn du wirst durch ein anderes Schwert weinen! (Dante, Göttliche Komödie)

sind die bittersten Tränen, die einzig nicht erlösenden. Du kennst sie noch nicht."

Michael schob ihn von sich.

"Nein, bleib sitzen. Micael. Noch bin ich nicht zu Ende. Du bist mein Freund geworden, kleiner Micael. Ich habe um diese Liebe mit mir selbst kämpfen müssen, denn Neid wollte sie überwältigen und Eifersucht sie zerstören. Du bist so viel jünger als ich, so schnell berühmt, so frei von Kämpfen und Leben. Siehst du, das alles habe ich für dich getragen. Verdienste ich nicht deine Liebe?"

"Liebe sieht nicht auf Verdienst", murmelte Michael. "Warum warst du so roh zu ihr?"

"Weil ich nie Liebe bei ihr fühlte, wenn du es wissen willst, weil ihre Seele mir widerstand, weil sie mir einen kalten, empfindungslosen Leib überließ! O, wie muß sie mein Kind hassen! Aber wie, Micael, ist es mir nicht, als hätten wir schon zusammen geweint, als hätten wir einander große Schmerzen gebeichtet?"

Michael wollte aufstehen, aber Andreas legte die Arme um seinen Hals. "Laß uns Freunde bleiben, Micael, behalte den Meister lieb. Er wird jetzt schnell alt werden. – Wirst du hier bleiben?"

"Nein, ich will fort aus der Stadt. Bald. Ich wünsche es seit langem."

"Dann geh, Micael, geh neuen Aufgaben entgegen. Die Natur erwartet dich. Du hast vieles zu vollenden. Wirst du an mich denken?"

"Ich will, Andreas." Er stand auf, und sie sahen sich in dem Sofaspiegel, der Junge und der Alte.

"Sieh, Micael, heut stehen wir zusammen. Morgen gehst du hinauf und ich hinab. – Dort liegt die Waffe, die dich töten sollte, und jetzt stehen hier zwei Brüder. Ungleiche, Micael? Ach nein, unser Tiefstes ist dasselbe. Dort hängen wir zusammen und kommen nie voneinander los. Das dauert über Trennung und Tod. – Ich gehe ins Vaterland zurück, Micael. In San Felice steht mein Haus, und mein Fenster geht auf die Abbazia della Misericordia. Da steht eine alte Madonna in einer Nische über dem Kanal. Ewig brennt ihr Lämpchen, Nacht für Nacht steht es wie ein Stern zu ihren Füßen. – Einmal wirst du zu mir kommen, Micael. Ich werde jung sein wie du. Wir weden am Lido schlafen unter dem Mondhimmel, wir werden auf Torcello träumen, und ich zeige dir dort meine geliebte byzantinische Madonna im Dom. Und wir liegen im Wäldchen, dem Fort

des heiligen Andrea, meines Heiligen. O, du sollst seinen feinen grünen Wald lieben. – Sehen wir uns an, Micael! Wir werden lange nicht mehr so zusammen stehen."

Er küßte ihn vor dem Spiegel auf beide Wangen. "Ich gehe, Micael. Fürchte für keinen. Glaube mir, daß du mich nicht kennst. Keiner kennt mich."

In der Tür sah er zurück. "Da stehst du, Micael, *puro e dispoto a salire alle stelle.*"⁵⁵

EDGAR RIEF IHN ZUM FRÜHSTÜCK, und Michael ging ins Eßzimmer, wo die Gaskrone brannte. Er trat an den Tisch und sah, es war nur mehr für einen gedeckt. Da weinte er um seinen Vater. –

Gegen Abend kam sein Bruder graden Weges aus Florenz. Groß und stark, breit und heiter trat er in das Zimmer, wo Michael hilflos über Papieren saß. "Ich komme zur Zeit, was?" rief er und umarmte den Jüngeren.

"Antonius – ", stammelte der Bruder.

"Ja, was willst du? Ich weiß! Ich soll mit Tränen und zitternder Stimme reden. Warum, mein Junge? Kannte ich den alten toten Mann? wollte er mich kennen? Jung hat er mich von sich verbannt. Haben wir je ein anderes als geschäftliches Wort mitsammen gesprochen? – Bleib hier. Ich gehe zu ihm."

Nach einer Stunde kam er zurück, gebadet, frisch angezogen, schon in Schwarz, und ging vor dem sitzenden Michael auf und nieder.

"Warum verlangst du bloß, daß ich ihn beweine? Haben wir von heute denn überhaupt noch Eltern? Und hat wohl jemand so bald ein Recht, sich Vater zu nennen? Denn die leibliche Ursache allein gibt es ihm nicht. Das ist Zufall. Die Bestimmung des Vaters sollte er sich erst erwerben. Wie oft verdanken wir unser Leben nur einer Ungeschicklichkeit, einer unbewußten Absicht, nicht dem heiligen Streben zweier Menschen nach einem Kind. Wir sind nicht die Geschöpfe eines göttlichen, in Eins verschmolzenen Doppelwillens. Manche sind der verkörperte Haß der Geschlechter, die verkörperte Scham und Reue zweier Menschen, die unerwünschte Weiterdauer eines Augenblicks des Rausches. – Ich

⁵⁵ Rein und willig, um zu den Sternen aufzustehen. (Dante: Göttliche Komödie)

jedenfalls bin der Zeuge einer furchtbaren Gleichgültigkeit, die Frucht eines körperlichen Zwanges. Aber es hat mir nicht geschadet!" Er reckte seine junge Athletengestalt. Das Gaslicht lag auf seinem dicken blonden Haar, das sich an den Schläfen kräuselte, und der lange Schnurrbart bewegte sich hellglänzend beim Sprechen.

"Du bist müde, Michael. Es waren viele Leute da?"

"Bis jetzt, Antonius. Ich habe dich so nötig gebraucht –"

"Das glaube ich! Er sitzt da wie ein gescholtene Kind. Kleiner Junge! Dabei sollte ich der Kopfhänger sein. Denn ich trage so etwas wie die Nichtbestimmung zum Leben, – als lebte ich wider den Willen meiner Schöpfer."

Michael dachte an des Vaters Worte, die er ihm einmal in einer anderen Nacht gesagt hatte.

"Mir ist," fuhr Antonius fort und lächelte in die Gasflammen hinein, "als verdanke ich mein Leben mir allein, meinem Drang zum Licht, einer von jeher dagewesenen Energie, – keinem Gott und keinen Eltern. Begreifst du, was das für ein Kraftgefühl geben muß? Ich bin ganz frei, niemandem etwas schuldig, von keinem abhängig, zu keinem gehörig."

"Und ich?"

"Du mir in freier Liebe verbunden –?"

"Ja, Antonius, ich bin jetzt dein Sohn."

"Sohn aus schönster Herkunft: aus freier Wahl, Michael."

"Der dir viel Arbeit überläßt! Drin liegen alle Papiere, von mir in Unordnung gebracht. Du wirst viel zu tun haben."

"Ist ein Testament da?"

"Nein. Dachte er an so schnellen Tod?"

"Wir werden uns wohl vertragen, Brüderlein. Ich schätze uns auf etwa zehn Millionen in Papieren, Hypotheken, Grundstücken etc. Aber ich erstaune nicht, wenn das Doppelte da ist. Dazu kommt das Geschäft, dessen Einkünfte ich noch nicht übersehe. Der Vater ließ mich ungern hineinblicken. Er hütete seinen Schatz! – Ich bewunderte ihn sehr, Michael. Er war ein großer Kaufmann! Ich denke, du läßt deinen Teil im Geschäft weiterarbeiten. Die Zinsen des Barvermögens werden reichen, was? Du siehst nach Bescheidenheit aus, Michael."

"Ich brauche nicht viel, Antonius. Ich lasse dir in allem freie Hand. Ich werde die Zinsen nie verbrauchen können, es sei denn, du erlaubst mir,

eine Bildersammlung anzulegen und Stipendien für arme Maler auszusetzen."

"Erlauben? Junge! dir steht alles frei! – Michael!" Er schüttelte ihn und zog den Müden vom Stuhl auf. "Du bist ein Herr, Michael, ein großer Herr, ein mächtiger Herr! Und vertrau mir: in zehn Jahren habe ich unser Vermögen verzehnfacht. Ich zahle dir deine ganzen Zinsen, Michael. Kann ich aber mit einem Teil des Vermögens, nur einem Teil, weiterspekulieren?"

"Was du willst", sagte Michael und lächelte über des Bruders Eifer, der nichts Häßliches und Gieriges an sich hatte, sondern von Jugendmut und Kraftgefühl schwoll.

"Dieses gedankenreiche Haupt," rief Antonius und legte des Bruders Hände auf seinen Kopf, "dieser geistreiche Schädel haftet dir für dein Kapital. – Paß auf, Michael. So frei ich bin, so unfrei will ich die andern machen. Diese Stadt da draußen will ich erobern, unterwerfen! Ich liebe sie nämlich, und wie alles, was ich liebe, soll auch sie mir gehören. Hörst du sie da draußen? Vom Platz her schallt es, sie dröhnt und leuchtet und schwillt und spreizt sich. Ich werde sie wie ein Roß zwischen die Schenkel nehmen und mir zähmen. Es ist eine Aufgabe, Michael."

"Und des Vaters hinterlassener Wunsch. Er bat mich einmal, das Geld nicht brach liegen zu lassen. Er lebte darin fort, sagte er, und wollte zu Macht kommen."

"So konnte er keinen besseren Erben finden! Ich will ihn auferstehen und leben lassen, so groß, wie er es nie ahnte. O, mich gelüstet nach Kampf, Michael. Und wir werden hinaustreten müssen. Man muß repräsentieren, mein Junge. Wir leben in einer Zeit, wo der glänzende Schein mehr Zinsen trägt als das breit angelegte Kapital. Das Haus hier muß neu aufgebaut werden – für uns allein – mit großer Einfahrt und größerer Halle. Mit Festräumen im ersten Stock, mit Autogarage im Hof und kleinem Stall. Der Platz ist da. Ich werde in Westend⁵⁶ meine Fahrerkünste zeigen, unser schwarzgrünes Auto wird den nächsten Herkomerpreis gewinnen. Meines berühmten Bruders Kunstsammlung und seine eigenen Bilder – "

⁵⁶ Am 13. Oktober 1900 wurde die *Automobilrennstrecke Westend* eröffnet. 1905 regte der Maler, Filmmacher, Schriftsteller und begeisterter Automobilist (Sir) Hubert (von) Herkomer eine Tourenwagen-Rallye in Deutschland an und sponserte sie.

"Laß mich aus, Antonius. Ich gehe fort. Mir gehört die Stadt schon, nur anders, als du sie besitzen willst. Nun, eines Tages wird sie uns beiden völlig unterworfen sein. Aber ich werde deinem Triumph von fern huldigen. Ich will auf Reisen gehen, ehe ich in den Bergen eine schönere und reinere Heimat suche. Du kannst mich entbehren. Ich bin zu nichts Praktischem nütze."

"Wunderliches Volk, ihr Künstler. Seid ihr eigentlich glücklich oder dauernd verzweifelt?"

"Ich möchte es dir erklären. – Sieh dort draußen die elektrischen Lampen. Der Draht führt von Pol zu Pol, er kommt aus dem schöpferischen Urschoß der Elemente und leitet zum Licht, das euch Glückliche beglänzt. Aber er selbst, ein fühlloser Vermittler, weiß nichts von Glück und Glanz. Niemand sieht ihn, dankt ihm, denkt an ihn. So wir! Wir stehen zwischen Pol und Pol, schöpfen aus dem Chaos der Elemente und bereiten euch das Licht: strahlende und beglückende Werke. Wer, den solch ein Werk beglückt, denkt an uns und dankt uns? – Wir sind die Vermittler der reinsten Glückseligkeit und gehen selbst leer aus."

"Also unglücklich?"

"Nein, das Glück unserer Bestimmung ist das reinste."

"Und Liebe, Michael?"

Aber er bekam keine Antwort, und so fuhr er fort. "Wir sollten das, was man Liebe nennt, auf den ursprünglichen und einzig wahren Trieb zurückführen und ihn nach dem hochstehenden Beispiel der Tiere auf zwei bestimmte und abgegrenzte Zeiträume im Jahr beschränken. Dann gesättigt, trügen wir unser Leben heiter, frei und leicht, ohne die Anfechtungen der Sinne, ohne die Verwirrungen der Leidenschaft, ohne die Qualen und Verzweiflungen unerfüllter Wünsche."

"Ja, so spricht der Nicht-Künstler, Antonius, der die bürgerliche Ruhe liebt."

"Du weißt, wie gering ich sie schätze. Aber ich bin froh, kein Künstler zu sein! Ihr seid die Melancholischen. Ich trage das leichte Los des Lachens."

"Oft schon schien es mir, als ob die einzige Tragik hinter unserem Lachen steht. Hinter unserem Lachen, das so schnell ausgelacht ist und ein Schweigen hinterläßt, in dem Einsamkeit und Leere schauern."

Hier kam Edgar und bat zum Abendbrot.

"Schön!" rief Antonius. "Komm, Michael. Nach diesen ungewohnt feierlichen Beschwörungen wollen wir, mein kleiner weiser Bruder, ins heitere Gleichmaß des Alltags zurückfallen und uns zum Abendbrot setzen. Kehren wir zurück – wie sagt euer Dichter? – *ins offene Leben, wo wir all uns gleichen und niemals wie wir fühlen sagen*.⁵⁷ – Er kennt uns, Michael, nicht wahr?"

ABER DES TODES HUNGER WAR UNERSÄTTLICH. Er log blaue Sterne in seine leeren Augenhöhlen und so unwiderstehlich war die Lockung seiner Blicke, daß ein junger Mensch mit glücklichem Aufschrei sich in seine Arme warf. –

Edgar packte die Koffer Michael Munks. Michael stand am Fenster und sah zu. Es war später Abend. Schnee fiel und versprach weiße Weihnachten.

"Auf lange Zeit Ihr letzter Liebedienst, Edgar."

Edgar ließ die Wäsche fallen. "Mein letzter?"

"Ja, glaubten Sie, Sie kämen mit? Ich habe doch nie davon gesprochen."

"Ich glaubte, es wäre selbstverständlich ..."

"Nein, Edgar, ich reise nicht als großer Herr, sondern als bescheidener Maler. Ich gehe wahllos von Ort zu Ort. Und vielleicht reise ich nur, um die große Einsamkeit fremder Städte kennen zu lernen, wo kein Mensch nach mir fragt. –

Aber Sie sind ja ganz entgeistert – "

"Ich bitte den jungen Herrn, mich mitzunehmen."

"Aber nein! Sie sollten wissen, daß ich meinen Entschlüssen treu bin. Sie bleiben hier bei meinem Bruder."

"Der Herr Bruder braucht mich nicht."

"Habe ich Sie denn so nötig?"

"Der junge Herr braucht nicht meine Dienste, aber einen Menschen, der ihm gehört."

"Und Sie gehören mir – ?"

"Ich habe sonst nichts."

⁵⁷ Quelle leider nicht gefunden.

"Sie sind empfindsam wie ein kleines Mädchen. Ich will nicht verwöhnt werden, ich will keine Liebe fühlen. Seien Sie zu Antonius gut, Edgar. Er ist noch nie verwöhnt worden."

"Ich bin nicht für den Herrn Antonius da."

"Aber ich befehle es Ihnen!" rief Michael ungeduldig.

Ihn verwirrten Edgars Augen, die unverwandt auf ihm lagen, mit matt gewordenem Glanz; seine Lippen bewegten sich beim Sprechen kaum.

"Sie werden hier bleiben", fuhr Michael ruhiger fort. "In ein paar Jahren komme ich wieder einmal her und seh mir Berlin an. Dann hoffe ich, Sie noch zu finden."

"Wer weiß, junger Herr."

"Wollen Sie lieber gehen, Edgar?"

"Ich bitte den jungen Herrn, mich nicht fortzuschicken. Ich werde immer hier bleiben."

"Ich wußte, daß Sie vernünftig sind, Edgar. Aber so packen Sie doch weiter."

"Darf ich mir noch eine Frage an den jungen Herrn erlauben?"

"Nämlich?"

"Wohin reisen der junge Herr?"

"Ich sagte Ihnen schon: in Ungewisse. Ich schicke das große Gepäck nach Paris voraus. Von hier reise ich zuerst nach Bamberg."

"Nach Bamberg?"

"Es gibt dort einen Dom mit schönen alten Figuren, die ich kennen lernen will."

"Würden mir der junge Herr eine Unbescheidenheit verzeihen? die letzte?"

"Bitte."

"Ich möchte noch etwas fragen: Fühlt sich Herr Munk glücklich?"

Michael, der eine Schublade aufgezogen hatte, wandte sich hastig um. Edgar bückte sich über den Koffer. Das Blut war ihm ins Gesicht gestiegen. "Ich wußte, daß der junge Herr mir nicht antworten wird."

"Ich will Ihnen antworten, Edgar: Ich weiß es nicht. Mir ist beklommen."

"O!" rief Edgar mit zitternder Stimme, "wenn ich mitkäme – "

Aber Michael nahm aus der Schublade, was er gesucht hatte. Es war der Revolver von Andreas Gambaro, der auf ihn hatte gerichtet werden sollen.

"Legen Sie den hinein. Aber vorsichtig, Edgar, er ist geladen."

Edgar hob sich auf. Er stand auf den Zehenspitzen. Die blitzende Waffe ließ seine Augen erstarren wie in Hypnose. "Geladen?"

"Ja, hier ist die Sicherung. So wird er entspannt, sehen Sie? Da, also vorsichtig. – Ich gehe nun noch ein wenig hinunter. In einer Stunde bin ich wieder da. Mein Bruder ist fort?"

"Jawohl."

"Und wenn ich zurückkomme, Edgar, haben Sie mir wohl – nun zum letztenmal – den Tee zurecht gemacht."

"Ja, zum letztenmal."

Er half Michael in den Pelz. Er küßte den schwarzen Fellkragen, als Michael sich vom Spiegel wandte. Michael hatte schon die Tür in der Hand, da fiel Edgar neben ihm auf die Knie.

"Was ist denn?"

"Ein weißer Faden, junger Herr." Und Edgar lag lange auf den Knien neben Michael und suchte umständlich einen unsichtbaren weißen Faden und küßte noch einmal den Rock seines Herrn. –

Als Michael nach einer Stunde heimkam, war wie immer die Tür zu Edgars Kammer noch angelehnt, und ein Lichtstreif fiel hinaus. In seinem Zimmer fand er die Koffer fertig gepackt, den Tee gerichtet, und im Kessel siedete das Wasser, als koche es schon lange Zeit.

Michael war beklommen, wie er selbst gesagt hatte; er fröstelte, so warm das Zimmer war. Vielleicht fieberte er? Denn am nächsten Tag begann das melancholische Leben seiner ziellosen Wanderjahre.

Er eilte sich ins Bett. Zum letztenmal stand es hier, an dieser Wand, in diesem Zimmer. Wenn er wiederkam, fand er ein neues Haus ...

Auf seinem Nachttisch lag ein Brief. Von ihm unbekannter Hand war mit großen weiten Buchstaben geschrieben: *An meinen Herrn Michael Munk.*

Er riß den Umschlag auf. Ein bedrucktes Blatt lag darin, eine Seite aus einem Gedichtbuch. Und ein kleiner Zettel, darauf stand: *Verzeihe mir mein Herr. Auch ich reise allein fort uns Ungewisse.* – Edgar.

Michael ließ den Brief fallen, stürzte hinaus, stieß Edgars Tür auf und fand ihn mit zerschmettertem Kopf auf dem Bett. Vor sich das Bild der Porta Stuppa, das Michael ihm einmal geschenkt hatte. Den Revolver von Andreas Gambaro am Boden. Sein Gehirn klebte an der blutbespritzten Bettwand ... Seine linke Hand war zur Faust geballt, als hätte er sich bis zum letzten Augenblick krampfhaft bemüht, eine inbrünstige, nie gestandene Sehnsucht in sich zu behalten – –

Nach fünf Tagen, als man Edgar begraben hatte, reiste Michael. Es war derselbe Weg, den vor Wochen Dela Gard gefahren war. Aber sie entfloh der Stadt als tödlich Getroffene, mit einer offenen Wunde, die ihr das Leben geschlagen hatte, als Besiegte, schmäählich Unterworfenene, als Gefangene und nur gewaltsam Befreite, den Stempel der Knechtschaft auf der Stirn. Der Mann verließ die Stadt als Triumphator; die blieb hinter ihm zurück, bezwungener Moloch, gefesselter Polyp, unterworfener, gedemütigter, für immer gebändigter Feind. – Zwei Einsame! Aber die Frau, die Einsamkeit verzweifelnd beweinend; der Mann, sie verächtlich belächelnd.

Als die letzte Brandmauer, der letzte grell bemalte Giebel, der letzte Schlot und die kümmerlichen verhungerten Wälder der Stadt im aufglühenden Weihnachtsmorgen zurückgeblieben waren, atmete Michael Munk auf. Die Erde öffnete sich, rollte ihm entgegen, anschwellend, weiß und grau, dunkel und bunt. Die Flüsse rauschten ihm zu, Wald und Feld strebten nach ihm, Berge hoben sich über den Horizont.

Michael nahm Edgars Brief aus der Tasche. Er schlug das bedruckte Blatt auf. Es war jenes Gedicht, über dem er den jungen Menschen in einer fernen Nacht betroffen hatte. Er las es. Das Blatt fiel hinab. Er sagte, allein in dem hellen Wagen, der ihn in die Welt trug, vor sich hin:

"Manche freilich müssen drunten sterben,
Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
Andre wohnen bei dem Steuer droben,
Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
andern sind die Stühle gerichtet
Bei den Sibyllen, den Königinnen,
Und da sitzen sie wie zu Hause,
leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
In die anderen Leben hinüber,
Und die leichten sind an die schweren
Wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
Durcheinander spielt sie alle das Dasein,
Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
Schlanke Flamme oder schmale Leier."⁵⁸

⁵⁸ Hugo v. Hofmannsthal (1896)



Paul Hoeniger: Berlin, Spittelmarkt (1912)

Nachspiel

Diese Nacht vom zehnten zum elften August war ohne Mond, aber so dicht und schnell fielen Sternschnuppen zur Erde, daß es minutenlang wie ein goldner Regen schien, der in der Luft verdunstete, ehe er die heiße sommerliche Erde erreichte.

Ein junger Mann ging in einer breiten Allee auf und nieder; sie begann bei einem hohen Tor und führte ins offene Land hinein, den Bergen zu, die wie schwarze Wolken auf der Erde lagen. Er ging vom Tor bis zu einem hellen Haus, daß efeuumwachsen in einem nie verschlossenen Garten stand. Alle Fenster waren erleuchtet, aus den geschlossenen drang das gelbe Licht durch die Spalten der Läden. Es fiel in den Garten und erhellte dunkelgrüne Tannenwipfel, eine Linde, Astersbeete, Dahlienbüsche und ein großes, leeres, von niedrigem Buchsbaum eingefäßtes Wasserbecken. Es ließ einen Stock roter Rosen aus der

Dunkelheit tauchen und verlor sich dann wie ein leichter Schimmer in die Gartenwege.

Der junge Mann trat aus dem Schatten der Bäume in den Lichtkreis der Laternen. Überall roch es nach Gras und Laub und Spätsommerblumen. Kein Mensch kreuzte seinen Weg.

Michael Munk setzte sich auf eine Bank und sah nach dem Tor. Dort hinaus mußte sie treten. Wo blieb sie? – Am Ende der Allee lag ein lichter Schein, das war sein Haus, das auf die Liebe wartete und sich dazu geschmückt hatte mit Licht und Blumen. Rechts vom Tor drohte die dunkle Bastion, und hinter ihr, wo die oberste Fensterreihe der dahinterstehenden Häuser sichtbar wurde, glänzten Lampenhelle und Kerzenflackerschein. In den Wallgräben raschelte es bisweilen von streifenden Katzen oder Iltissen. – Michael sah in die tieferen Auen des Landes hinein, wo Fenster unsichtbarer Häuser leuchteten, sah wieder zurück nach dem Tor, in dessen Bogenausschnitt bald eine Gestalt auftauchen mußte.

Aber liebte sie wohl, die heute kam und ihm ein Leben darbrachte? War es denn Liebe, mit der er ihr danken konnte? War es nicht nur Einsamkeit, die sich nach Menschenwärme sehnte, die Leere des Hauses, die nach dem Getrappel schneller Füße und dem Klang menschlicher Stimmen schmachteten?

Drei Jahre waren hingegangen, und an ihrem Ende saß Michael Munk auf einer feuchten Bank unter regennassen Bäumen, das Herz noch beklommen, das Gemüt von Fragen erfüllt, auf die er keine Antwort hörte. Er war in der Welt gewesen, war durch Deutschland gezogen und in Frankreich eingebrochen. Einen Winter und Frühling hatte er in Paris gelebt, von Arbeitsfieber verzehrt angesichts der Bauern Millets und seiner melancholischen Horizonte, der Porträts Fantin-Latours, angesichts der Bilder Manets, aus denen ihm der lebendige Tag entgegenschlug. Dann war er nach Süden gezogen, an der Küste hinab nach Rom, und hatte dort zwei Jahre eines reichen Erdendaseins auflodern lassen. Er kopierte und füllte das neue glänzende Haus seines Bruders mit den Spiegelungen alter Werke in seiner modernen Seele. Er nahm seinen Reichtum in Anspruch, der ständig wuchs, und begann eine Sammlung moderner Bilder anzulegen, die Andreas Gambaras Abisagbild eröffnete. Und eines Tages war er im Frühlingssturm, durch

Lawinengefahr, in die Schweiz hinaufgestiegen, hatte sie auf überschwemmten und verschneiten Wegen durchquert und in der längst geliebten Stadt das helle efeuumwachsene Haus im nie verschlossenen Garten erworben.

Eine Hand beührte seine Schulter. Er hatte nach seinem hellen Haus hinübergeblickt und keinen Schritt gehört. Leise war die Frau durch das Tor gekommen, eine hohe schlanke Gestalt auf dem hellen Hintergrund der Mauer, und die Allee entlanggeschritten. Erst als sie die Bank erreichte, sah sie ihn.

"Da bist du", stammelte er.

"Bleibe, Michasel. Laß uns ein wenig hier sitzen." Sie setzte sich neben ihn und legte eine kleine Handtasche auf die Bank. Sie faltete die Hände und sah den Weg hinab.

"Dort ist dein Haus? Es ist das einzig helle. Die ganze Stadt war dunkel. Ich ging vom Bahnhof, über die Brücke, durch die alten Straßen, an den Brunnen vorbei, die du gemalt hast. O, alles war mir bekannt. Ich sah die Treppen von Sankt Ursus. Es war schön, allein zu gehen und zu wissen, du erwartest mich. Ich glaubte, du würdest an der nie verschlossenen Tür des Gartens stehen und nach mir ausblicken, aber nein. – Ja, Michael, nun sitzen wir hier. Dort fiel ein Stern –"

"Glaubst du nicht, daß es vielleicht noch immer dieselbe Nacht ist?"

"Neben dir kann ich es glauben. Wann war es denn, daß er mich aus dem Wagen hob und die Treppe hinauftrug, und du standest unter den Bäumen und sahst hinauf? ... Wir träumten es. Sitzen wir nicht von jeher auf dieser Bank zusammen?"

Sie sah zum Tor zurück, dessen feuchte Mauer matt glänzte; es stieg scharf und klar in die Sternennacht hinauf, unbewegt und feierlich unter den fallenden Gestirnen. Der breite Wall der Stadtmauer strebte in die Nacht hinein, aus der von den Wiesen her der Gesang einer Grille herberwehte. In den Baumwipfeln wühlte es leise, ein früh gestorbenes Blatt fiel nieder.

Dela Gard wiederholte lächelnd: "Vom jeher."

"Aber wir haben viel geträumt, Dela, auf dieser Bank."

"Ja, und du sollst mir davon erzählen. Wir haben manches zusammen geträumt, aber dann ging dein Weg von meinem fort. Mir schien's, es

wären drei Jahre Wanderschaft für dich gewesen. Was hast du da geträumt, Michael?"

"Viel – schien es mir, aber nichts – weiß ich jetzt. Gearbeitet habe ich, Dela. Ich habe die schöne Erde gesehen. Ich war immer allein. Die Traurigkeit zielloser Reisen – und alle Reisen scheinen ziellos, die nicht in die Arme eines liebenden Menschen führen – verfolgte mich. Ich gewann viel neue Freundschaft, aber keine Freunde."

"Und die alten?"

"In Venedig war ich bei Andreas Gambara – "

Sie schwieg.

"O, Dela, wir sind doch wohl innerlich so frei, daß es keine Reue oder Scham der Vergangenheit mehr gibt! – Er lebt in seinem Haus, vom Volk geliebt, von den Vornehmen geehrt. Er malt nur noch wenig, wiederholt am liebsten seine alten Bilder und vervollkommnet sie immer mehr. Er besitzt nur noch seinen starken Kunstinstinkt für die Werte eines Bildes, aber kaum noch schöpferische Kraft. Jetzt malt er nur noch mit Altmeisterweisheit; er ist sehr alt geworden, sein Haar ist grau. Er wohnt oben über Petronilla, die zu ihrer Bildhauerei zurückgekehrt ist. Auf der kleinen Loggia steht der steinerne Andreas, den Arm emporgereckt, in der Faust einen herabgerissenen Stern. Jetzt sitzt der Lebende zu seinen eigenen Füßen. Da sieht er sich, erstarrt in seinem höchsten Stolz, versteinert in der Pose des Triumphes; er hält den Stern in der Hand – aber wärmt ihn das himmlische Feuer? Wie schnell verliert man über den Sternen das Leben ... Er sprach gern von dir und bat mich, dich zu suchen. Darauf schrieb ich an deinen Bruder und fand dich. Andreas Gambara segnet uns."

"Daran hing unsere Entscheidung, Michael. Nur er durfte uns zusammenführen. Es gibt kein reines Glück, das einen Dritten schmerzt. Nun bleibt uns nichts zu wünschen." Sie nahm sanft und leise seine Hand, als wünschte sie, er sollte es nicht merken.

"So spricht die Frau", sagte Michael lächelnd.

"O, das ist mein alter Michael! – Aber ehe er von sich reden darf, soll er weiter erzählen."

"Ich bin fertig, Dela. Was gehen uns die anderen an? Kannten wir sonst einen Menschen, der wichtig war? Keiner hat mit unserem Leben etwas zu schaffen. Laß sie draußen. – Aber du?"

"Ich? – Komm, laß uns ein wenig gehen. Du kannst die kleine Tasche tragen. Mein Gepäck kommt erst morgen. Es ist noch früh, komm ein wenig in die Stadt hinein. Wir sind die letzten Wanderer. Über uns tanzen die Sterne."

"Briefe sind so leer, Dela. Sie bleiben immer kalt. Ein Ton von deiner Stimme offenbart mehr."

"Und du, mein Liebster, schriebst ohnedies nicht mehr als drei Worte."

"Ich kann noch immer nicht still sitzen. Ich hatte ja im Grund auch nur ein einziges Wort zu schreiben: Komm!"

"Und das folgsame Mädchen läßt ihre Schreibmaschine verstummen und kommt. – Bleiben wir stehen. Da ist die Torlaterne. Ja, du bist der Gleiche. Nur ich bin ein wenig anders." Sie schlug den Schleier vor ihrem blauen Hut ganz zurück.

"Nein, Dela. Du bist jung wie ich. Und diese kleinen Schmerzensfalten am Mund –"

"Seit den vier Wochen, in denen wir wieder voneinander wissen, sind sie klein und schmal geworden, Michael." Sie sah ihn glücklich an. "Morgen werden sie verschwunden sein."

"Woher stammen sie?"

"Komm weiter. – Da ist die Kirche. Sieh nur, wie sie glänzt! An dieser Treppe stand deine Staffelei, als du sie maltest, nicht wahr? Und nicht einmal die Kinder wagten, deinen Fleiß zu stören. Alle stolz auf den Maler ihrer Stadt. – Woher sie kamen? – Ich war in eine kleine Stadt gegangen. Dort kam ich nieder. Du weißt ja schon alles. Das Kind starb, und ich kehrte ins Leben zurück. Nicht mehr glücklich über diesen einst gewünschten Tod ... Dann kam die Scheidung. Ich wollte nichts von den andern nehmen; ich ging nach Basel und dort in ein Büro. Dort sitze ich nun zwei Jahre auf einem kleinen Stuhl vor meiner Schreibmaschine und verdiene hinzu, was ich brauche. Ich kenne einige gute Menschen dort und war so glücklich, wie ich glaubte, sein zu dürfen und zu können. Hinter jeder Nacht standest ja du, Michael, jeder Morgen konnte dich zu mir führen. Es war wohl von jeher so, Michael: mein Glück warst immer du. Und ich fürchte mich, daß jetzt alles erfüllt werden soll. Ich wagte es nicht mehr zu träumen. Aber jetzt lebst du neben mir, wir gehen Hand in Hand. Wo werde ich morgen erwachen?"

Sie gingen in ein kleines, rasch abfallendes Gäßlein hinunter, zum Klosterplatz. Ein Brunnen plätscherte ihnen entgegen. Der Platz öffnete sich weit und dämmerhell vor ihnen. Jenseits, am Ende der Straße, dunkelte die Nacht, dunkelten Bäume unter dem Sternenhimmel.

"Nein, antworte nicht, Michael. Ich spreche nicht zu dir. Mit mir rede ich. Du darfst nur still zuhören. – Eines Tages kommt ein Brief von Michael Munk. Ich hatte seine Schrift noch nie gesehen, aber ich wußte, er schreibt da. Es stand nicht viel in dem Brief. – *Laß mich wissen, wie du lebst. Ich bin allein geblieben und bedarf deiner. Willst du zu mir kommen, zu mir allein?* – Nicht viel, nicht wahr? Drei Zeilen. Nicht viel, Michael – du lächelst ... Ja, auch ich habe seit diesem Tag gelächelt. Alle Falten weggelächelt, alle erlittenen Schmerzen ins ewige Vergessen gelächelt. Auch mein totes Kind versank in die Dunkelheit, und es nahm alle meine Leiden mit. Weißt du, wie ich einmal sagte: Alles wird ausgelöscht werden. Ich werde reiner sein, als ich war. – Heut bin ich es, Michael. Ich bin durch ein Meer gekommen, aber sein letzter Tropfen ist abgeglitten. Nun nimmt mich ein neues Meer auf ... die Liebe. Und aus dem gibt es kein Auftauchen mehr. Es ist ewig und grenzenlos, alle Wogen gehen darüber hinweg, Stürme peitschen es. Aber nichts kann es im Tiefen erschüttern. In dieser ewig gleichen Tiefe liege ich."

Sie waren an den Brunnen getreten. Das fallende Wasser plätscherte, es erregte den Wasserspiegel und zog dumpf glänzende Kreise. Vom Grund schimmerte der schleimige Steinboden hinauf. Kühle war rings um das Becken.

Michael setzte sich auf den Rand des Brunnens. Über den Dächern stieg der Giebel von Sankt Ursus auf und dahinter das geschwungene Dach des Glockenturms. Unendlich hoch war der Himmel, die Sterne lagen versunken in nasse Schwärze. Sie lösten sich zögernd, um dann lautlos und schnell in sanftem Bogen zu fallen und zu verlöschen ...

Michael sah in das Brunnenbecken hinab, wo in dem bewegten Wasser das Spiegelbild des steinernen Brunnenstocks schwamm. Dann sah, er, verwischt unter den immer neuen Ringen, sein eigenes blasses Gesicht, losgelöst vom Körper, im Wasser liegen, ein weißes schmales Gebilde mit den dunklen Löchern der Augen und dem schwarzen Spalt des Mundes. So betrachtete er sich lange, bis die Formen des Antlitzes sich aus der Dunkelheit und aus dem Schwanken

des Bildes heraushoben, die steile Stirn und die hageren Wangen, die feste Nase und das gespaltene unschöne Kinn.

Ebenso hob sich aus dem Durcheinanderfließen seiner Gedanken allmählich eine große Empfindung heraus, aus dem dunklen Chaos seines Innern stieg fest und deutlich ein starkes Gefühl von Angst ... Angst vor der Liebe, deren großes Wort so oft erklungen war.

Nun habe ich bis heute nach Liebe gebangt, dachte er, habe mich gesehnt nach einem Menschen im stillen Haus, nach dem Klang einer anderen Stimme, nach dem Geräusch fremder Schritte. Aber war sie es, nach der ich verlangte? Könnte es nicht ebneso der erste beste Mensch sein, der vorübergeht? Ich verlange ja bloß nach fremder Körperwärme. Ich glaubte, sie zu meinen ... jetzt ist sie da – nichts ist mehr zwischen uns – und ist fern auf einmal, so fern – – ach, ferner denn je.

Er starrte sich an, auf den anderen Menschen hinab, der ihm aus dem Wasser hinauf entgegenstarrte. Wer war das? Kannte er ihn? Starrte ihn da nicht ein Fremder aus seinen eigenen dunklen Augen an? War es sein eigener Mund, der ihm sein Geheimnis verschwieg? Die anderen alle waren jeder ein einzelner Mensch, er allein war ein vielfacher.

Liebe ich sie denn? dachte er, bin ich wirklich dem Gelübde meines Lebens untreu, nehme einen Dritten in mein Haus wo ich mit meiner Kunst in schönster Einsamkeit lebe? Nein, keine Einsamkeit! Bin ich allein, wo Leinwand vor mir steht und die Palette in meiner Hand zittert, wenn mein glückliches Herz bis in die Fingerspitzen schlägt? Wird es weiter schlagen, wenn ein Mensch darauf lauscht? Und darf ich sie denn so erniedrigen, daß ich ihre Liebe empfangen, ohne ihr Liebe wiederzugeben?

Eine bebende Hand zog ihn vom Brunnen fort. "Woran denkst du, Michael?" fragte Dela. "Komm heim." Sie hielt seine Hand fest, und sie gingen zurück. An der Treppe von Sankt Ursus sahen sie in die Hauptgasse hinein. Dort unten plätscherte ein anderer Brunnen. Die Häuser standen finster und vornübergebeugt. Nur in dem Gasthaus an der Ecke war es hell, hinter den Fenstern schoben sich Schatten vorüber, Stimmen klangen dumpf hinaus und im Torweg weckte ein aufrasselnder Wagen das Echo der ganzen Stadt.

Wieder gingen sie durch das Tor, in die Allee hinein, deren feuchter Boden glänzte. Von allen Seiten goß sich Duft ihnen entgegen, er kam aus den Bäumen herab, stieg aus den Wiesen auf, quoll aus den Gärten.

Die ferne Grille war nicht mehr allein, ringsum sang und zirpte es, die Luft schien zu schwirren. Die Berge, die die Ebene begrenzten, lagen nicht mehr schwer auf der Erde; die weiche Linie ihrer Gipfel schwamm hoch oben im Äther, fast unkörperlich, wie ein sichtbares Lied, tieftraurig und hoffnungslos. – Kaum waren sie durch das Tor geschritten, sahen sie Michaels Haus, sein Dach und das Obergeschoß zwischen den Bäumen über die Seitenmauer des Gartens ragen. Das Dach war steil, streng und abweisend, ernst und erdrückend.

"Wie inbrünstig ist diese Nacht", sagte Michael endlich. "Fühlst du es? So stark, so innig, so tief empfinde ich die Blüte dieses Jahres, als gälte es, das Gefühl davon in eine andere Existenz hinüberzunehmen. Und doch bin ich gewiß, die Wonne dieser Erde noch lange zu kosten. Oft ist es mir, als wäre das Leben mir noch viel schuldig geblieben. Dabei trage ich es doch in mir. Denn aus mir heraus wächst die Welt, es sind Geschöpfe meines Herzens, die mich von euch Lebendigen abziehen, die mich bedrängen und in Haß und Liebe stürzen. Ich falle – immer in erträumtes Leid, aber auch das Glück ist nicht anderer Natur. Ich steige von einem zum andern. So einer bin ich, dem die Flügel immer wieder nachwachsen –"

"Gib mir meine Tasche, Michael. Ich möchte sie nun selber tragen."

"Ja, du bist es, Dela. Glaube nicht, daß ich dich vergessen habe. Du hast vorhin zu dir gesprochen, nun laß mich zu mir sprechen. So belauschen wir beide unser Tiefstes. – Du bist gekommen, denn wir wollen in dieser Nacht mit der Liebe beginnen. Es ist die Nacht vom zehnten zum elften August. In dieser Nacht wurde Dela Gard das Weib des Andreas Gambara. Aus Not und Verzweiflung, aus Trotz und Schicksal. Heut wird sie das Weib des Michael Munk. Aus Liebe und Mut und eigenem Willen und – wieder aus Schicksal. Das Schicksal hat nur den Namen geändert. Sein Gesicht ist das gleiche. Dela Gard war die Geliebte des Andreas Gambara. Dela Gard wird –"

"Hör auf!" schrie Dela. "Du weißt nicht, was du sagst. – Ja! Ich hätte den Mut, deine Geliebte zu sein. Für eine Nacht! Morgen dürftest du mich forschrecken – eine Allerseligste. Aber nenne den andern jetzt nicht. Ich liebte immer nur dich –"

"Still! Ich habe dich auch ausreden lassen. – Es ist so, daß ich noch niemals wahrhaftig genossen habe. Aber ich glaube, auch der größte

Genuß könnte mir nur kurz erscheinen: ich glaube, ich bin zu tief an Sehnsucht und Glücksverlangen, als daß ich jemals voll werden könnte. Kein Mensch kann meinen Durst stillen. Und dennoch bin ich glücklich. – Horch, es schlägt. – Elf Uhr."

"In einer Stunde geht ein Zug zurück, Michael. Gib mir meine Tasche."

"Ja, Dela, ich habe oft gesagt: es gibt Höheres als die Liebe. Das ist jenes Gefühl, das den Körper überwunden hat und seine Freuden heiligt. Aber seit ich dich nackt gesehen habe, ist mir dieses Gefühl zu dir zerrissen von niedrigen und erniedrigenden Wünschen. In einer unvergeßlichen Nacht sagte ich dir: wir bleiben nur rein, wenn wir uns, zu Lebzeiten schon Abgeschiedene, aus der Ferne lieben. So in der Ferne, wenn zärtliche Worte von dir zu mir klingen, habe auch ich dich lieb. Oder wohl nicht dich, den bestimmten Menschen, sondern ein unbestimmtes Wesen, das vielleicht in einer wachen Nachtstunde an mich denkt, das vielleicht nachts vor das Haus tritt und in Gedenken an mich die Sterne sucht, sich zu mir wünscht, das vielleicht von mir weg will und einen Schmerz fühlt, der es nicht losläßt. O glaube mir, der Wunsch zu einem Menschen ist schöner und beglückender als seine Umarmung.– Ich habe dich lieb – solange ich weiß, daß du mich liebst. Aber schöner als Liebe hören, ist: Liebe ahnen. Lebendige Liebe tötet, entkräftet. Und schließlich, ist denn Liebe das Letzte? Ach Menschen, Menschen! Ihr strebt nach Glück und bleibt bei der Liebe stehen."

"Hier ist dein Garten, Michael ... Die Tür ist nie verschlossen, weil keiner sie durchschreiten kann ... Ein Bann ist um das Haus. – Stell die Tasche hin, hier vor die Tür. Ich will nur ein wenig in die Fenster sehen. Sie sind vergittert und haben leere, kalte Eisenkörbe. Dort hängt ein Bild ... "

"Es war mein erstes Figurenbild."

"Wie strahlend deine Stimme auf einmal ist! Ich sehe das Bild genau. Da ist ein kreisrunder Raum und zwei Menschen nach dem Fall. Sie steht da, stolz, eine Siegerin, triumphierend, wohl vollgesogen vom Blut des Mannes, erfüllt von seiner Kraft, gesteigert um sein Leben. Er scheint niedergebroschen, leer, hohl, ausgesogen, von aller Kraft verlassen, das Gesicht in den Händen geborgen, scham- und reuegeschüttelt, den Rest der Kraft im Krampf der zusammengedrückten Augen, des zusammengepreßten Mundes, ein Betrogener, vom Rausch um sein Leben Bestohlender, Kraftverlassener, – ja? Michael, Michael, du

jammerst mich. Du weißt nicht, was Frauenliebe ist. Hingabe und Aufgehen ist sie, und Bereichern, sie ist Güte und Demut und Opfer. Und die große Liebe bleibt rein in jedem Genuß. Aber für dich ist Liebe immer noch nur ein physischer Vorgang. Unerschütterlich überzeugt von deinen Erfahrungen, stellst du deine beiden Menschen in den Kreis hinein, als einzige Wahrheit in dieses Symbol des ewig sich Schließenden, ungeöffnet Umfangenden, Ausweglosen! Nur oben im Raum sehe ich ein rundes Fensterlein, an dem durch die Nacht ein goldner Komet vorbeischießt, eine Welt, aber fällt, eine Erde, die vergeht, weil dieselben Menschen sie bewohnen ... Und der Menschen Tun ist zwecklos, denn einmal vergeht alles. Aber das Fenster bedeutet dir – nur außerhalb der Liebe ist das Leben."

"Darf ich schweigen?"

"Du darfst. Denn wieder weiß ich alles. Dort im Zimmer sehe ich dich selbst. Dort hängt dein Kopf, vom Rahmen an den nackten Schultern abgeschnitten, vor einem dunklen ausgestirnten Himmel. Da stehst du unter den Sternen wie ein blasser matter Mond, zu müde, um zu glänzen. Ein Gestirn du, Michael, ein dem Leben unerreichbar entrücktes Gestirn. – Laß mich an der Mauer ein wenig weiter gehen. Ich will noch in ein Zimmer schauen. O, da steht dein Bett. Alles ist hell. Du hast Blumen aufgestellt ... für mich ... o Geliebter ... Auf dem Bett liegen Rosen, meine schönen gelben. Ich sehe sie nur und spüre doch ihren Duft. Einmal gingen Michael Munk und Dela Gard durch einen verschneiten Wald. An der Brust des Mädchens gingen zwei gelbe Rosen. Und Michael Munk erzählte, wo er diese Blumen am meisten geliebt hatte. Am schönsten sah er sie an den Gartenmauern von Böcklins Villa unterhalb Fiesoles und am Kirchhofstor von San Miniato über Florenz. Ich gab ihm eine Rose. Wo wird er sie verloren haben? Meine hob ich auf. Ihre Blätter liegen in einem Buch. Es gibt kein Dasein auf dieser Welt, sagte Michael Munk von dieser Blume, das schöner und trauriger und keuscher ist. Nun hat er sie auf das Bett gelegt, das mich, die rein Wiedergeborene, empfangen sollte. Du wirst allein in ihrem Duft schlafen, Michael."

Sie ging an die Pforte zurück und schaute in den Garten, aus dessen Finsternis die vom Licht getroffenen Wipfel und Gebüsche und Rosenstöcke grün herausblühten. Wie ein erloschener Krater lag das dunkle Wasserbecken da. Über der offenen hellen Haustür hing ein

kleiner Balkon; zu ihm hinauf, an den Türpfosten entlang, wuchsen Efeustöcke; ihre schwarzen Ranken hingen wie ein verzauberter undurchdringlicher Vorhang über den Eingang hinab.

"Wie schön ist der Garten um das Haus. Keine Tafel wehrt den Eintritt ... aber wer könnte ihn betreten?"

"Tritt ein", flüsterte Michael, von Kälte angeschauert.

"Ich kann nicht. Nicht mehr vermagst du den Bann zu brechen, den deine Einsamkeit auf deine Schwelle gelegt hat! Kein Fuß kann mehr über sie hinweg. Es ist zu spät ... du mußt immer allein bleiben. Was wirst du tun? wenn das Alter kommt – "

"Aber in meinen Garten kehrt immer wieder der Frühling zurück! Das genügt. Wenn ich das Ohr an meine Linde lege, höre ich ihren Saft steigen. Sie altert nie."

"Ja, es ist dein Beruf: das Leben nur zu belauschen, nie selbst zu leben."

"Wenn wir alt sein werden – "

"Mir ist in diesem Augenblick Michael, als wärest du ur-uralt. Einmal sagte ich zu dir: heute noch sind wir gleichaltrig. Aber wir sind es wohl nie gewesen, und immer warst du Greis."

Michael ließ den Kopf sinken.

"Eines weiß ich: heut ist es jedenfalls zu spät. Du hast keinen Mut zum Leben. Ich bin glücklich – ich kenne alle Schmerzen. Du hast die Ruhe, aber du jammerst mich."

"Diesen Trost willst du mir lassen", sagte er bitter. "Aber wisse, ich habe den Frieden in mir. Du kennst ihn nicht."

"Keiner hat ihn, Michael. Wir alle sind verdorben durch die Stadt! Wir schleppen sie mit uns, in das Land hinaus, in die Berge hinauf. Wir sind ihre unglücklichen Opfer. Erst spätere Menschen werden von ihr frei sein. Aber wir sind noch nicht einfach genug für dieses großgeformte Land. Wir tragen hundert feindliche Seelen in unserer einzigen Brust, und die bitterste Feindschaft ist in uns selber. – Aber da stehen wir wunderlichen Menschen, es handelt sich um das Höchste, und wir reden und philosophieren. – Ich kann mich nicht lösen von diesem Boden, der dir gehört."

"Du gehst – ?"

"Ich lasse dich allein, Michael. Du kannst nicht anders sein. Dich hält die Kunst. Aber nie wird deine Kunst heiter werden, denn Glück und

Hoffnung und Liebe werden nie deine Seele schwellen. Du bist groß und berühmt, und noch größer wirst du werden. Viele Menschen wirst du erschüttern, aber nicht einen beglücken. Denn du selbst bist ja nie beglückt durch das Hochgefühl der Liebe. Nie geliebt, wirst du immer finster bleiben, nie liebend – immer unfrei, beschränkt, befangen in dumpfem Leben. Und deine Einsamkeit wird drohend und abstoßend in allen deinen Werken sein. – O Michael, armer Reicher, kleiner Großer."

"Du gehst?"

"Leb wohl. Ich weiß gar nicht, was ich gesagt habe. Die Liebe hat aus mir gesprochen. Nun geht die Liebe ... du hast sie oft fortgestoßen. Heut geht sie zum letztenmal. Denn du bist gefeit, sie kann nicht in dich dringen. Ich kam mit so viel Liebe, aber deine Einsamkeit ist stärker. Nun gehe ich und lege mich in meine Liebe wie in ein Grab. Ich weiß dann und sehe nichts und höre nur, wie das Leben dumpf darüber hinweggeht. Abgeschlossen liege ich in der Totenstille meines sehnsuchtslosen ewigen Gefühls. Unsre Träume sind ausgeträumt. – Leb wohl, Michael, leb wohl. Und verzeih mir die vielen Worte. Aber es ist so schwer, sterben zu müssen, ohne gesprochen zu haben."

Sie hob ihre Hand auf. Er nahm sie und küßte sie. Von der Tanne über ihnen fielen laue Tropfen herab. Heut weinte keiner.

"Dela", flüsterte er und hörte schon wieder die Einsamkeit an seine Insel rauschen. Er horchte auf den vertrauten Gesang des eigenen Schweignes; er horchte mit Grauen, und er horchte beglückt, ob es die alte Einsamkeit, die treue Geliebte war, die wiederkehrte, unverändert, ungestört. Und niemand war da, der ihn aus ihren kühlen Armen riß. Keine fremde Stimme entweihte das Schweigen seines Hauses. Und weiter hörte er, von keinem andern begleitet, den geliebten einsamen Klang des eignen Einzelschrittes.

Sie ließ den Schleier über ihr Gesicht hinab. "Zwischen unseren Seelen liegt unüberwindlich der Körper. Dieses Hindernis vermagst du nicht zu nehmen, wenn ich es auch längst schon überwunden habe. – Ach, wann werden wir freie Menschen eines freien Landes sein!"

Er lächelte ihr nach, die rückwärts von ihm fortschritt. "Du verstehst mich nicht ... Tiefer liegen die Gründe, weshalb wir uns an dieser Tür, angesichts unserer Liebe, die uns frei steht, Adieu sagen. Adieu sagen müssen! vielleicht weil wir allein wissen, was Liebe ist. Vielleicht weil wir

allein uns wahrhaft gefunden haben. Vielleicht ... erst heute haben wir uns alles gesagt, was zu sagen war. Nun schweigen wir."

Sie ging, ohne sich umzuwenden, die breite Allee hinab; aus dem Schatten der Bäume trat sie in den Lichtkreis der Laternen. Es roch nach Gas und Spätsommerblumen, ringsum sangen und geigten die Grillen. Kein Mensch kreuzte ihren Weg. Das dunkle Tor, über das der Glockenturm von Sankt Ursus auftrug, nahm sie auf. Ein stiller Schatten, verschwand sie in der Gasse – –

Michael stand lange an der immer offenen Gartenpforte seines Hauses. In der Tiefe der Ebene hörte er ein Brausen erwachen, das anschwell, näherkam, über Hügel und Bäume sich warf und zurückebbte, verklang, verstummte. Dann zog ein langgezogener Pfiff durch die Nacht, wie ein Stöhnen, das sich wieder in die Tiefe einer lebendigen Brust zurückverlor. Von der Kirche schlug es Mitternacht.

Jetzt bestieg Dela Gard den Zug, fuhr nach Norden und saß morgen wieder auf ihrem Stuhl im Büro vor der Schreibmaschine.

Michael Munk sah sich um. Er allein wachte am Rand der kleinen Stadt Solothurn, in dieser großen dunklen Ebene zwischen den Bergen. Ihm gegenüber lagerte finster in der Nacht das Kloster von Sankt Josef. Seine hohe kantige Steinmauer zog sich schier endlos die Baseler Straße hinunter, allen ihren Biegungen angeschmiegt. Der Turm seines Kirchleins kündete immer als Erster die Feierstunden des Lebens. – Michael atmete den Duft der Sommerblüte, sah die Sterne, hörte die Grillen. Die Natur hatte kein Geheimnis für ihn. Er kannte diese Sommernacht, er kannte das Geheimnis der Sterne und das tiefse Wesen alles Blühenden, verstand den Gesang der Grillen und konnte den wühlenden Wind in den Bäumen deuten. Er war kein Fremder in allen Dingen auf dieser Erde, aber vor sich selbst stand er, ein Ratloser und vom Geheimnis Geängstigter. Und schien er das Rätsel seiner Seele gelöst zu haben, so hielt sie ihm ein neues hin und verwandelte sich unter seiner angstvollen Frage. Er riet die Welt und blieb sich selbst ein Rätsel. Gleichsam ursprunglos stand er da, ohne Eltern, ohne Hoffnung auf ein Kind aus sich, aus dem Ring des Lebens gerissen, außerhalb der Kette der Geschlechter.

Warum trat er nicht in seinen Garten? War auch er unfähig, in seine eigene Einsamkeit zu dringen? War er selbst gebannt und ihm die Zuflucht zu sich selbst verwehrt? – Ein Hollunderbusch drängte sich über die Mauer. Er ergriff einen Ast, umfaßte ihn und zog die nassen Zweige an seine Brust. Sie verhüllten sein Gesicht, übergossen ihn mit Laubduft, reife Beeren preßten sich an seinen Mund; sie waren kalt und bitter ...

Ja, er war ein armer aus sich selbst Vertriebener. Wie vor seinem Haus stand er vor sich selber draußen und betrachtete sich. Kein Efeu, aber Traurigkeit und Einsamkeit wuchs an ihm hoch, bedeckte ihn, umspann ihn. Er stand in einem unsichtbaren Bann, der fremden Füßen wehrte. Kein Dieb versuchte die nie verschlossene Tür ...

Erst jetzt war er endgültig allein, war so anders, so unzugehörig zu den liebenden Menschen, ein Fremdling unter Geschwistern, verlassen auf einsamer Klippe im schönsten Meer. Da starb er dahin, unbetruert, nicht entbehrt, lebend schon ein Toter.

Aus einer dunklen, einst erlebten Ferne hörte er die Stimme einer Frau: *Sie belügen sich. Sie sind, wenn Sie sich bewußt werden, Michael Munk, ein Unglücklicher. Eines Morgens erwachen Sie und haben den Weg zu den Menschen verloren. Sie vergessen nur, aber Sie verzichten nicht. Unser aller Wunsch ist doch immer das Leben.*

Endlich trat er in das Haus. Er ließ alle Türen offen, er ging durch die Zimmer und löschte die Lampen. Finsternis sank hinter ihm nieder, folgte ihm jäh und undurchdringlich. An der Tür seines Ateliers ging er vorbei. Er wagte in dieser friedlosen Stunde nicht, unter seine Werke zu treten. Dort drinnen wachte unermüdlich der Ruhm, ein gefräßiges Ungeheuer, ein begehrllicher Gott, ein hundertmäuliger Baal, der jede Regung des Lebens forderte und verschlang.

Michael stieg wieder hinab. Er trat ins Schlafzimmer, der gelben Rosen schwerer Duft schlug ihm wie eine vorwurfsvolle Frage ins Gesicht. Er legte die Laden vor die Fenster. Nun war er auch von der Nacht geschieden, von den allein befreundeten Bäumen und Bergen, Sternen und Wiesen. Niemand schlief in diesem Haus. Sein Diener und zwei Mägde nachteten in einem Häuschen am Ende des Gartens, wo die Wiesen begannen, auf denen Kühe schliefen. Oft hörte er in der Nacht

die Tiere brüllen, er lauschte darauf wie auf ein Zeichen aus geheimnisvoll verborgener Welt. Er fühlte einen Schmerz, denselben, den die Sehnsucht, stärker als je in einem Menschen, in der dumpf befangenen Kreatur aufwühlte. Für ihn gab es keine Ruhe. Er mußte weiter, weiter ... Alle suchen nach dem Glück, und alle bleiben bei der Liebe stehen. Er allein muß über sie hinweg, einsam auf den höheren Weg ... Michael setzte sich an den Tisch. Er lauschte, lauschte; aber er hörte nichts als leise die Grillen auf den Wiesen. Es war wie das Stöhnen der Einsamkeit um sein Haus.

Noch vor einer Stunde gab es Leben, Liebe, Seligkeit und Hoffnung. Jetzt – war's einmal gewesen ... Nun gab es Schweigen, dumpfe Schmerzen namenloser Sehnsucht, erloschene Wünsche und ausgeträumte Träume ...

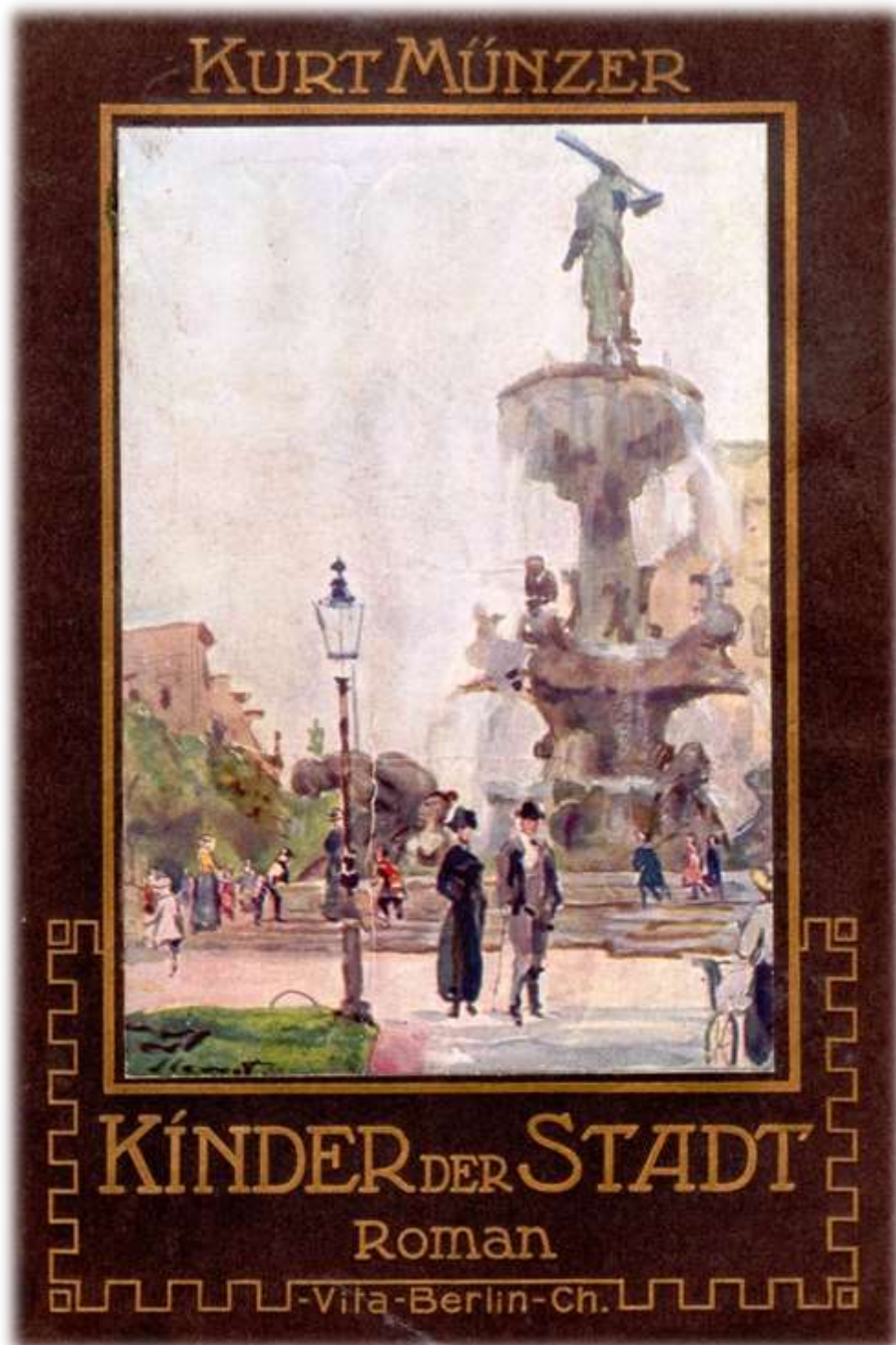
Fröstelnd sah er sich um. Aus einem kleinen Spiegel sah er sich selbst entgegen. Er hob die Hand und grüßte den andern, den geliebten Feind, den gehaßten Freund. Er lächelte und nickte und sagte leise zu dem andern hinüber, der lautlos seine Worte mitsprach und ihm wiedergab: "Keine Liebe auf dieser Welt ist groß genug, deine Einsamkeit zu besiegen. Welcher Frau Verständnis vermöchte auch, dir dorthin zu folgen, wo du über dem Farbton deines Schattens die Sterbenden vergißt, dein Leben mißachtetest und selbst dein Glück im Stich läßt? Kein Frauenhaar – ein noch feuchter Pinsel wird einst aus deinen erschlaffenden Händen gleiten. Deine brechenden Augen werden nicht das liebevolle Antlitz eines über dich gebeugten Menschen spiegeln, noch im Tode werden sie das Bild einer rosafarbenen Wolke, das Blitzen einer Schwalbenbrust bewahren."

Da erschauerte die Ede vom ersten kühlen Hauch des Tages. Die Nacht hob sich von verstummten Wiesen, ein grüner Himmel erschreckte den tiefen Schlaf bestürzter Wälder.

Ins Bett, Michael Munk! Aber er fürchtete sich, schlafen zu gehen. Denn plötzlich glaubte er, zu jenem Morgen erwachen zu müssen, an dem er den Weg zu den Menschen verloren hatte.

Kurt Münzer

Dela Gard oder Kunst & Leben in Berlin



Die Himmel über Berlin

Nachwort 2019

"Seid Ihr denn so einfach, daß Ihr glaubt, Euer Wesen in eine Formel fassen und darin erschöpfen zu können? Spotten nicht vielmehr der Reichtum und die Komplikationen des Menschen aller Gesetze und Definitionen? Überraschen nicht immer neue Verwandlungen unsere innerlichsten Wünsche, immer neue Widersprüche unseres Handelns unsere ganze vortreffliche Menschenkenntnis, unser stolzes Wissen um uns selbst? Es gibt nur ein Gesetz über euch: lebet!"

Lauerte nicht vielleicht schon der Zwiespalt in ihrer Seele, sie zu überwältigen und in den Strudel hinabzureißen, in dem die anderen umeinander wirbelten, ein zerrissenes, an sich selbst verzweifelndes, vom eigenen Widerspruch gehetztes Geschlecht?

Kurt Münzer war neun, als die elterliche familie aus der oberschlesischen stadt gliwitz (gliwice) nach berlin zog. Dort studierte er jura, philosophie und kunstgeschichte, 1904 führte er das studium in zürich fort.⁵⁹ Münzers erste selbständige veröffentlichung, der große essay DIE KUNST DES KÜNSTLERS. PROLEGOMENA ZU EINER PRAKTISCHEN ÄSTHETIK, erschien 1905; möglicherweise ist es seine disseration als kunsthistoriker. Der autor war 26 jahre alt. 1910 erschien sein roman KINDER DER STADT, der hier erstmalig wiederveröffentlicht wird unter dem titel DELA GARD ODER KUNST & LEBEN IN BERLIN. –

⁵⁹ Eine abbildung konnte ich bisher nicht finden. Es gibt einen anderen kurt münzer (geboren 1.8.1908 in beuthen/oberschlesien), ebenfalls aus jüdischer familie. Er konnte mit seiner frau elfrieda nach england fliehen. Von ihm gibt es etliche fotos im netz.

In einem Vorspiel zeigt der Roman das kleinbürgerliche Kolorit einer schlesischen Kleinstadt. Im Mittelpunkt Bühnenreifer Szenen stehen realistische Karikaturen. Sie sind, bei aller Komödiantischen Bewegtheit, wohl ein ethnografisch nuanciertes Panorama kleinbürgerlicher Normalität jener Zeit. Wie in späteren Romanen und Erzählungen Münzers zeigt sich schon hier seine Liebe nicht nur zu den Menschen, sondern auch zu den Dingen, zum Alltag. Münzer nimmt alles ernst, was seine ProtagonistInnen ernstnehmen, erlaubt sich gleichwohl ironische Distanz zu diesem Milieu, aus dem zweifellos er selbst sich erst emanzipieren mußte. – Romanfiguren sollten niemals verwechselt werden mit ihren AutorInnen, ich weiß. Kurt Münzers Werk jedoch ist meines Erachtens in ebenso subtiler wie vielschichtiger Weise autobiographisch; in seinen Büchern treten Motive und Modelle, Blickwinkel und Wahrheiten zutage, deren geheime Verbindung wohl recht konkret in der seelischen Entwicklung ihres Autors zu finden ist. Der frühe Roman ist ein Schlüssel für diesen Blickwinkel auf Münzers Werk.

Aus diesem Milieu, einer assimilierten jüdischen Familie (wie Münzers Elternhaus es war), erwächst Adelaide (Dela), die erste Hauptfigur des Berliner Geschehens: *"Was geht es einen weiter an, was Fremde denken! Mutter und Tanten und Kaufleute! Das kleine Mädchen fühlt, daß gar kein Zusammenhang da ist zwischen ihr und irgendwelchen anderen. Mutter und Tanten, das sind wohl auch nur Namen und Titel wie Kaufmann oder Doktor oder Müller und Lehmann. Oder Mutter ist eben ein Beruf, zu pflegen und zu unterrichten und zu behüten. Jedes Kind hat so eine Frau, die es ernährt, oft haben auch mehrere zusammen eine, was aber für beide Teile weniger hübsch sein muß. (...) Eltern – das kleine Mädchen kennt dieses Wort nur als einen Begriff. Sie ist neun Jahre und weiß, daß jeder allein ist."* – Auch nach dem Tod des Vaters, als sie mit der Mutter in Berlin lebt, wird diese nicht günstiger charakterisiert: *"Die Mutter, aller Last und Sorgen ledig, war, anstatt aufzuschnellen und aufzuleben, vielmehr zusammengesunken, als fehlten der Ansporn und die ständige Erregung einer notgedrungenen Anstrengung und häuslicher Arbeit."* – Der Roman ist *Meiner Mutter* gewidmet; zwiespältige Apotheosen der jeweiligen Mütter sollten sich durch Münzers gesamtes Werk ziehen. Auch

im vorliegenden roman tauchen noch andere varianten auf. So empfindet michael munk (mit frühgestorbener mutter) das verhältnis zu einer mutter verallgemeinernd als "*heiligen Anruf der einzig wahren Liebe*"; alle anderen formen von liebe seien "*begehrlich und eigensüchtig*", grund für sie sei "*einfach die Angst vor der Einsamkeit*". Am schluß des buches stirbt dann noch michael's vater; delas mutter war kurz zuvor gestorben. – Kurt münzers vater war 55 Jahre älter als der sohn. Er starb 1908, zwei jahre, bevor dieses buch erschien. Seine mutter war 20 jahre jünger als ihr mann und lebte noch bis 1922.

Berlin

Bäume und bäumen, wind, sonne und regen: natur bildet die erste brücke zur großstadt berlin. An vertrautes anknüpfende eindrücke – regenfeuchte straßen, lichter aus den fenstern, klavierübungen aus einer fremden wohnung, schwere schritte auf dem hof, lachende kinder, der geruch aus einem geschäft – geleiten zu unvertrauten, nicht zuletzt zur vielfalt der menschen – ihrer mimik und körpersprache, ihren empfindungen und ihrer lebensweise, zur choreografie ihrer kommunikation. Aber noch lange zeit steht dela gard diesem mitmenschlichen leben fremd gegenüber ... allein ihre augen sind offen für das leben der stadt.

Schlüssel für das gesamte spätere werk münzers ist eine art spirituelles unvertrauen zur welt vor jeder sozialen, mitmenschlichen bindung, wie es subtil vermittelt wird aus adelaide (dela) gards kindheitserleben. Hier läßt sich ein zusammenhang ahnen zu delas grundlegender identitätsungewißheit, deren ursachen im buch allerdings nicht deutlich werden. Aus ihrer wohl dadurch bedingten außenseitersituation entsteht eine kompromißlose wahrheitssuche, die mit der heterogenität des sozialen lebens kollidieren muß.

Vielleicht war münzer grade auf der grundlage seiner kindheit und jugend in der kleinstadt so sensibel für das krasse, in manchem gewalttätige, den einzelnen menschen überrollende leben in der metropole, das er in expressionistisch-animistischen metaphern

beschreibt, und das für viele zugereiste gewirkt haben dürfte wie phantasmagorien von hieronymus bosch; siehe auch bildwelten von ernst ludwig kirchner (aus der zeit 1911-15), george grosz und anderen. Wenn michael munk die geheimnisse der stadt erkundet und dabei unter anderem auf schwarze messen in einem haus am stadtrand trifft, erschüttert über die "Verwirrung unseres Jahrhunderts", spricht sich möglicherweise reale erfahrung des jungen kurt münzer aus; rituelle, satanistisch orientierte gewalt und zwangsprostitution gab es damals vermutlich vorrangig in den großen städten. Gleichwohl hat der roman nichts von der plakativ-grusligen unterhaltungsmentalität anderer früher berlinromane.⁶⁰

Bereits mit dem titel seines ersten erzählungsbandes – Abenteuer der Seele – benennt der autor wohl das programm seiner literarischen kreativität. Auch in den filmisch komponierten szenen des vorliegenden romans entfaltet er ein pandämonium seelischer befindlichkeiten, sozialer konstellationen und ideologeme (nicht nur) jener zeit: Genderrollen, schichtenspezifika, rationalisierungen, pygmalion-träume, patriarchalische selbstherrlichkeit, machtpathologie der männer, selbstverständliche oder zynische frauenverachtung, eleganter antisemitismus unter den neureichen, moralistische rhetorik, das problem des älterwerdens für kreativ schaffende, grandiositätspathologie, vollkommenheitswahn, faustische attitüde, jungfräulichkeits-ideologem, das vielfach pervertierte verhältnis zwischen den geschlechtern, zwischen liebe und lexualität, liebe als beliebig einsetzbarer ideologischer joker, das ideologem des *moloch stadt*, einsamkeit, *reinheits*-ideologem, homöostatische sehnsucht nach ewigkeit/wahrheit/unveränderlichkeit versus grenzen überschreiten/verwandlung (metanoia), tragische, traumatische und kolportagemomente – und in erster linie vorstellungen über die funktion von kunst und ihr verhältnis zum *leben*. Solche facetten des menschseins dekliniert der autor in den szenen, den konflikten seiner personen in unterschiedlichen kombinationen durch. Manche aspekte kommen im aktuellen mainstream des bewußtseins für zwischenmenschlichen konstellationen

⁶⁰ Siehe zum beispiel von robert saudek: DÄMON BERLIN (Berlin 1907)

mehr nicht vor; was nicht gegen ihre realität, nichtmal gegen ihre relevanz spricht.

Kurt münzer hält uns den spiegel vor für unsere neigung, psychische und soziale probleme, die sich aus der ausdifferenzierung unseres bewußtseins, aus der vielfalt der empfindungen, blickwinkel, proritäten, evidenzen und gesellschaftlichen ideologeme ergeben, mithilfe neuer ideologeme, mit utopien, hypothesen, moralischen forderungen bewältigen zu wollen. Diese neigung zeigen, damals wie heute, vorrangig künstler, intellektuelle und anspruchsvollere, kritischere junge menschen. Bei der mehrzahl der erwachsenen menschen ist dieser prozeß abgeschlossen; sie haben sich eingerichtet in entsprechenden ideologematischen lösungen, seien es auch nur kleinfamilie, karriere und politische partei. Münzers romane (und schon dieser) sind voller tragischer konstellationen – also kaum etwas für heutige lese-, denk- und empfindungskonventionen. Andererseits führen seine geschichten über die tragik hinaus: wenn die protagonistInnen nur ihre individualität annehmen würden: *"Da zerbrechen sie sich den Kopf um allgemein gültige Lebensformen. Gönnst doch jedem sein besonderes Schicksal!"* Darin gehört er zur avantgarde.

Münzers tiefes verständnis für die gesellschaftliche situation von frauen, ihre gefangenheit in den vorgaben der frauenrolle, ihre erfahrung von männlicher selbstherrlichkeit und vergewaltigung (auch in der ehe) macht ihn zum feministischen autor.⁶¹

In den drei hauptfiguren dieses roman ist, in unterschiedlicher ausformung, eine geradezu instinktive abwehr gegen die großstadt berlin zu spüren, die auch der jungen kurt münzer empfunden haben könnte. Wie seine beiden maler (andreas gambara und michael munk) empfand möglicherweise auch er sich im kampf gegen die großstadt – mit seinen mitteln. In vielen späteren romanen kurt münzers ist BERLIN die eigentliche Hauptfigur, verabscheut und geliebt, aber immer im

⁶¹ Manchmal mußte ich an marilyn french denken, ihr erstes buch FRAUEN oder dann – im hinblick auf charakterisierung von männern in münzers buch – die große arbeit zur machtpathologie bei Männern: JENSEITS DER MACHT. – Übrigens wird der autor in einem lexikon zur homosexualität als schwul bezeichnet, was umgehend von Wikipedia übernommen wird. Ich konnte in keinem der knapp 40 bücher, die ich von münzer gelesen habe, hinweise darauf finden. Daß er nicht zwangsheterosexuell war, möchte ich gern annehmen.

bemühen, sie zu fassen, zu begreifen, sie in der künstlerischen formung zu bewältigen. – *"Wir alle sind verdorben durch die Stadt! Wir schleppen sie mit uns, in das Land hinaus, in die Berge hinauf. Wir sind ihre unglücklichen Opfer. Erst spätere Menschen werden von ihr frei sein. Aber wir sind noch nicht einfach genug für dieses großgeformte Land. Wir tragen hundert feindliche Seelen in unsereer einzigen Brust, und die bitterste Feindschaft ist in uns selber."*

Hier ist es berlin als stadt der bauinvestoren und -spekulanten, die zeit der ausdehnung in den westen: tiergarten, kurfürstendamm, charlottenburg, kantstaße, wilmersdorfer straße, grunewald. Das berlin der wende zum 20 jahrhundert, ein "Exerzierfeld der Moderne"⁶², wurde zum nährboden kritischer, kreativer individualisten – nicht sehr anders als jetzt, an der wende zum 21. jahrhundert, nach dem ende von westberlin & hauptstadt der DDR!

DELA GARD ODER KUNST & LEBEN IN BERLIN ist der roman des neuen berliner westens mit seinen neureichen und den selbsternannten künstlerischen⁶³ und intellektuellen avantgardisten, – wie alfred döblins BERLIN ALEXANDERPLATZ (19 jahre später) zum roman der berliner mitte wurde. Es ist ein roman der nach der wahrheit der welt, nach kreativem ausdruck, nach selbstbestimmung suchenden minderheit der jungen generation um 1900. Im rückblick gesehen, steht kurt münzers früher roman in mancher hinsicht am auftakt des 20. jahrhunderts in deutschland. Nicht zuletzt dokumentiert es den einstieg in die sogenannten wilden 20er jahre, den kulturellen generationswandels, der gewöhnlich erst mit dem ende des ersten weltkriegs, der revolution 1919 verbunden wird!⁶⁴ – Was ist leben, was ist kunst, was daran ist wahr, was unwahr? Oder allgemeiner: *"Was haben denn Leben und Kunst miteinander zu tun?"*

⁶² So lautet der titel einer wunderbaren zweibändigen dokumentation, in der drei der hier hinzugefügten illustrationen gefunden wurden.

⁶³ Siehe auch von konrad telmann: BOHÉMIENS (Berlin 1895; neuausgabe berlin 2013: bei A+C) <https://autonomie-und-chaos.de/konrad-telmann-bohemiens-berlin-1895-pdf>

⁶⁴ Hier zeigt sich münzers gespür für kommendes; ich denke dabei auch an seinen roman JUDE ANS KREUZ! (Wien/leipzig 1928, neuausgabe leipzig/berlin 2011: bei A+C) <https://autonomie-und-chaos.de/kurt-muenzer-jude-ans-kreuz-pdf>

Zweifellos eine Lebensfrage des Autors, die noch in anderen Werken zum Ausdruck kommt.⁶⁵

kunst oder leben?

Kurt Münzer hat Kunstgeschichte studiert, möglicherweise wollte er Maler werden. Als er Romancier wurde, sind seine Bücher voller ungemalter Bilder; manche der hier im Text beschriebenen sind ein Verlust für die Kunstgeschichte. DELA GARD ODER KUNST & LEBEN IN BERLIN ist durch und durch ein Malerroman! – Der Autor inszeniert miteinander unvereinbare Wahrheiten künstlerischer Kreativität, Facetten unterschiedlicher Standpunkte, die KünstlerInnen einnehmen können:

"Ja, die Kunst ist die höhere und wahrere Wirklichkeit – "

"– und das Leben, wollen Sie sagen, nur ein unvollkommenes Abbild davon. Also ziehen Sie, meine Freundin, den Schluß, daß die Kunst das Primäre ist und das Leben die unvollkommene Nachahmung. Eine Behauptung, die die Geschichte der Kultur Lügen strafft. Die Kunst begnügt sich vielmehr, dem Leben ein ideales Vorbild aufzustellen, ein Vorbild, in dem bisweilen schon der Künstler selbst – Sie, Natascha, wollen mehr: leben muß! Aber da mengen Sie wieder die Moral ein. Und sofort verderben Sie alles. Trennen Sie säuberlich. In Kunst und Leben ändern ja alle Begriffe ihre Form. Im Leben ist etwa Wahrheit der Inhalt einer Darstellung; in der Kunst ist Wahrheit allein die Form; hier wird das Unmögliche, das heißt die Lüge, in schöner vollkommener Form dargestellt, möglich, das heißt wahr. In der Kunst ist die Wahrheit dort, wo die Form überzeugt. Und Form ist Stil. Naturalismus hat keinen Stil."

Diese Passage lese ich als Überwindung einer künstlerischen Haltung, die Münzer 1905 in seinem Künstler-Essay entwickelt hat, zweifellos orientiert an den Vorgaben seines Studiums. Doch blitzte schon dort an einigen Stellen das ganz Eigene des zukünftigen Schriftstellers Kurt Münzer hervor, so, wenn er betont: *"Jedes Sehen ist subjektiv, das künstlerische Sehen das subjektivste, was es gibt. (...) Und man geht wohl nicht zu weit, wenn man behauptet, daß es überhaupt nur die Natur gibt, die in uns entsteht,*

⁶⁵ Unter anderem in dem Roman PHANTOM (Berlin 1919, Neuausgabe Berlin 2013: bei A+C) <https://autonomie-und-chaos.de/kurt-muenzer-phantom-pdf>

daß wir, jeder für sich, die Natur sind oder nur uns aus der Natur heraussehen, oder wie man es wenden mag."⁶⁶

"Der Künstler darf nicht Mensch sein" – diese erfahrung, hypothese oder befürchtung ist ein lebens thema kurt münzers, das sich in manchen romanen und erzählungen findet.⁶⁷ Meist wird es in nahem zusammenhang mit problematischen kindheits- und jugenderfahrungen entwickelt, so auch im vorliegenden roman. In michael munks doppelseitiger abwehr der mitmenschlichen bindung (identifiziert mit leiblicher liebe) lassen sich momente einer tiefgehenden bindungsstörung ahnen. "Es ist so, daß ich noch niemals wahrhaftig genossen habe. Aber ich glaube, auch der größte Genuß könnte mir nur kurz erscheinen: ich glaube, ich bin zu tief an Sehnsucht und Glücksverlangen, als daß ich jemals voll werden könnte. Kein Mensch kann meinen Durst stillen. Und dennoch bin ich glücklich." – Glücklich (und geschützt!) ist er durch die weitgehend gelungene sublimierung existenzieller mitmenschlicher bedürfnisse in die künstlerische hingabe des malers: "Das Werk, an dem wir arbeiten, steht wie eine schützende Mauer um uns. Im Bannkreis dieser Mauer habe nur ich Platz mit meiner Welt, die mir nie wehe tut. Nichts dringt zu ihr, – vielleicht Liebe und Freundschaft, wenn sie sehr stark wären. Sind sie je so stark? Und ist das Werk fertig, dann erst bin ich wehrlos und hilflos, dann friere ich unter eurer Sonne und entbehre die lebendige Hand und den Liebesblick aus dem Fenster. Die Mauer ist geschleift, das Übel der Welt dringt auf mich ein. Die Zeit des Schaffens fällt mir ab wie Siegfrieds Hornhaut, und ich bin verwundbar. Bis ich mich wieder in das Drachenblutbad eines neuen Werkes werfe. Deshalb eile ich von Arbeit zu Arbeit."

In diesem psychogramm wird auch ein möglicher zusammenhang solcher bindungsstörungen zur dichotomisierung von "hoher" zu "niederer" liebe nachvollziehbar, einer gesellschaftlichen normalpathologie. Michel munk, dessen mutter früh starb, dessen vater (der schwerreiche kaufmann, eine art *dagobert duck*) ihn völlig beziehungslos liebt, wird vielleicht ein bedeutender maler, in seiner mitmenschlichen liebesfähigkeit bleibt er unreif. "So in der Ferne, wenn zärtliche Worte von

⁶⁶ Kurt Münzer: DIE KUNST DES KÜNSTLERS. PROLEGOMENA ZU EINER PRAKTISCHEN ASTHETIK (Dresden 1905, Seite 14f.)

⁶⁷ Dieses thema steht im mittelpunkt des erwähnten romans PHANTOM.

dir zu mir klingen, habe auch ich dich lieb. Oder wohl nicht dich, den bestimmten Menschen, sondern ein unbestimmtes Wesen, das vielleicht in einer wachen Nachtstunde an mich denkt, das vielleicht nachts vor das Haus tritt und in Gedenken an mich die Sterne sucht, sich zu mir wünscht, das vielleicht von mir weg will und einen Schmerz fühlt, der es nicht losläßt. O glaube mir, der Wunsch zu einem Menschen ist schöner und beglückender als seine Umarmung. – Ich habe dich lieb – solange ich weiß, daß du mich liebst. Aber schöner als Liebe hören, ist: Liebe ahnen. Lebendige Liebe tötet, entkräftet."

Aber auch ein Schriftsteller gehört zu den ProtagonistInnen des Romans. Für ihn stellt sich die Unvereinbarkeit von Kunst und Leben anders: *"Und der Schriftsteller wird flüchtig vor dem weißen Papier auf dem Schreibtisch. Es starrt uns fast drohend an, verheißt uns so viele Wochen, Monate Askese, Gefängnis, Nervenspannung, daß uns keine Ausrede zu schimpflich ist, das erste Eintauchen der Feder hinauszuschieben. Sie glauben nicht, Lieber, wie widerwärtig es ist, sich immer mit den Geschöpfen der eigenen Phantasie herumzuschlagen, mit Gespenstern statt mit Lebendigen. Es ist ein unfruchtbarer Kampf. Es ist wie Selbstbefleckung. Wie ein Mönch lebt man in seiner Zelle, dichtet Liebe, statt sie zu leben, tötet, anstatt selbst zu sterben, läßt Menschen aufwachsen und verkrüppelt selbst. Wie charakterlos wird man! Man wälzt alle Laster und Verbrechen in sich, erlebt tausend romantische Schicksale, Abenteuer, Gefahren und zeigt sich nach außen als korrekter junger Mann, redet gedämpft, während die Seele heult und brüllt, lächelt, während alle Gedanken grimassieren, und küßt der Dame ehrfürchtig die Hand, nachdem man sie kurz zuvor am Schreibtisch ausgezogen, vergewaltigt, schamlos erniedrigt hat. Wir kennen alles und alle, sind in den tiefsten Regionen der Menschen zu Haus und tun dennoch harmlos und sind gut Freund da, wo wir verachten."*

Jede Arbeit dieses Autors weckt neu bei mir die Frage, was war Kurt Münzer wohl für ein Mensch? Im vorliegenden Roman steht der nicht weiter erklärte Satz: *"Die anderen alle waren jeder ein einzelner Mensch, er allein war ein vielfacher."* Und findet sich, ebenso isoliert, eine Erfahrung des Michael Munk: *"An kühlen Nachmittagen stieg er zum Weißenstein hinauf. In der Nacht erreichte er den Gipfel. Lichter über,*

Lichter unter ihm. Weit hinein ins Land verstreut, einzeln, in glänzenden Haufen, in langen Zügen, schienen sie ein Spiegelbild des Himmels. Zwischen zwei Himmeln stand er so im finstern Raum. Er war das schlagende Herz der grenzenlosen Nacht, die fühlende Seele des Universums. Alles Menschliche löste sich von ihm, und er empfand ganz die Gottheit, deren Symbol er war. Die Welt zog sich in ihm zusammen, in ihm verdichtete sich zu einem Einzigem das tausendfach gespaltene Leben. Er war das große Bewußtsein, und um ihn war das totale Nichts, der leer dunkle Raum, der wartete, von ihm belebt zu werden."

Der roman DELA ODER KUNST & LEBEN IN BERLIN erschien unter dem originaltitel KINDER DER STADT 1910 bei Vita, Deutsches Verlaghaus, Berlin-Charlottenburg; 1920 kam eine neuausgabe bei Thespis (München). Für diese einzige wiederveröffentlichung nach 100 jahren wurden wenige lektorielle korrekturen vorgenommen. Vor allem wurden adjektive sowie füllwörter drastisch reduziert. Manche redundanzen, überzeichnete oder platt interpretierende phrasen wurden gestrichen. Hinzugefügt wurden zeitgenössische abbildungen berliner orte sowie dieses nachwort und einige fußnoten.

Für Escapictora

Mondrian graf v. lüttichau



Berliner Stadtschloß, elektrisch illuminiert am 22. März 1897
Foto: Hugo Rudolphy

**VERLAGSPROJEKT
AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN**

www.autonomie-und-chaos.berlin

Bücher von KURT MÜNZER

- Kinder der Stadt (1910) Neuausgabe unter dem titel
DELA GARD ODER KUNST UND LEBEN IN BERLIN (berlin 2019)
- PHANTOM (1919) (Neuausgabe berlin 2013) □
- ESTHER BERG (1923) (Neuausgabe berlin 2016) □
- JUDE ANS KREUZ! (1928) (Neuausgabe leipzig/berlin 2011) □
- (Georg Fink:) Hast du dich verlaufen? (1930) Neuausgabe unter dem
autorennamen kurt münzer und dem titel MENSCHEN AM SCHLESISCHEN BAHNHOF
(berlin 2011)
- BRUDER BÄR. Ausgewählte Novellen und Feuilletons (berlin 2012) Originalausgabe
bei A+C mit vorwort von michael helming (Enthält: Das Erlebnis der Fanny
Bitterlich; Das Kravattenfräulein; Die schlafende Liebe; Wandern; Leidenschaft;
Nacht in Wien; Prater Melancholie; Aufzeichnungen eines Wachtelhündchens;
Der Bär; Der Kaffan; Tod der Phrase!; Reise in Deutschland; Das alleinstehende
Fräulein; Wenn Männer reisen; Berliner Vorfrühling; Die Wahl; Maria Einsiedeln;
Das Requiem; Eine Stunde Venedig.) □

Bücher um BERLIN

- Albert Lamm: BETROGENE JUGEND
- Konrad Telmann: BOHÉMIENS
- Kurt Münzer: MENSCHEN AM SCHLESISCHEN BAHNHOF
- Kurt Münzer: DELA GARD ODER KUNST UND LEBEN IN BERLIN
- DIE FOTOALBEN VON WALLY FLEISCHER AUS NEUKÖLLN
- Mondrian v. Lüttichau: ELSTERN IN BERLIN
- Mondrian v. Lüttichau: PFADE NACH UTOPIA . BERLINER TAGEBÜCHER
- Friedrich v. Raumer: MARIE, SPREU UND FRIEDRICH II. IM BERLINER VORMÄRZ
- Christa Anita Brück: EIN MÄDCHEN MIT PROKURA
- ARCHITEKTUR IM ALTEN BERLIN (*Vorbereitung für 2020*)